





<36620150380012

R



Diese Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten.

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804

von

August von Kotzebue.

Zweyte unveränderte Auflage

Berlin 1804
bei Heinrich Frölich.

Vorbericht.

Ich lege meinen flüchtigen Bemerkungen keinen andern Werth bei, als den, daß ich sie selbst gemacht habe. Es sind meine Ansichten, ich habe Niemanden nachgebetet. Wo ich urtheile, kann ich mich irren, aber ich habe immer nach meiner Ueberzeugung geurtheilt. Wer mir etwa vorwürfe, ich hätte Manchen zu viel gelobt, dem muß ich antworten: es ist mir in der Censur dies und jenes weggestrichen worden, woraus hervorleuchtete, daß auch die schmeichelhafteste Aufnahme mein Urtheil nicht zu bestechen vermogt hat. Ich habe kein Wort

geschrieben, von dessen Wahrheit ich mich nicht überzeugt hielt; ich habe aber manches Wort geschrieben, das der Leser hier nicht findet.

Weiter wüßte ich nichts zu sagen, bis die Ebbe und Flut der Zeit die Gestalten verändert, und die Gefahr, von einem Meteor mit Steinen beregnet zu werden, vorüber ist. Berlin, den 2ten April 1804.

A. v. Kotzebue.

Inhalt.

Flüch-

Flüchtige Reisebemerkungen als Einleitung.

Man hat das Leben so oft mit einer Reise verglichen; alle Gleichnisse hinken, auch dieses. Welch ein Unterschied zwischen Leben und Reisen! — Welche Vorzüge sind dem letztern eigen! — Der Reisende weiß doch gewöhnlich, daß und wohin er reisen will; der arme Lebende aber wird nicht gefragt, ob und warum er leben will. Könnten diese Fragen, vor seinem Eintritt in die Welt, ihm vorgelegt werden, wahrlich er würde die erste oft verneinend beantworten; denn wer giebt ihm gnügende Auskunft über die letztere?

Ach! und welch einen Alles überwiegenden Vorzug genießt der Reisende schon dadurch, daß er das Bittere der Reise, den Abschied von seinen Lieben, im Anfang übersteht, und das Wiedersehn am Ende ihn belohnt, indessen der Mensch umgekehrt mit jedem

Schritt zum Ende, dem Abschied von seinen Lieben entgegen geht, und das Wiedersehn ihn nur im Traumgewande der Hoffnung beglückt. Also wiederfinden am Ziel der Reise; verlassen am Ziel des Lebens! —

So stößt man überall, im Kleinen wie im Großen, auf mächtige Unterschiede zwischen Leben und Reisen. Die wirthlichste Herberge, den dickbelaubtesten Baum darf der Reisende suchen, wenn böses Wetter ihn überfällt; nicht so der Pilger auf der Wallfahrt des Lebens. Er muß sich allen Stürmen bloß stellen, und sinkt oft ermattet nieder. Im frohen Umgang mit einem muntern Gefährten, sucht und findet der Reisende Erholung; aber im Arm des treuen Lebensgefährten kann man sich nie sicher der Freude überlassen: denn in dem Augenblick vielleicht, wo man ihn am herzlichsten an seinen Busen drückt, muß man ihn, wie eine welke Blume, plötzlich fallen sehn! — Genug! —

Wohl dem Kummervollen, der reisen darf! Fremde Berge und Thäler, ach! und mehr noch fremde Gesichter, die nichts von ihm wissen, nichts von dem ahnen, was in ihm vorgeht, die muß er suchen, wenn er seines

Lebens drückende Erinnerungen, eine nach der andern, von sich wälzen will. Wem das Feuer sein Haus zerstörte, thäte thöricht, den rauchenden Trümmern gegenüber sitzen zu bleiben. Wohl mir! Ich entferne mich von ihnen!

Potsdam.

Welch ein Gewimmel und Getümmel belebt des besten Königs sonst ruhige Wohnung! Uniformen von allen Farben malen die Straßen bunt, Fremden aus allen Gegenden strömen zum prächtigen Schauspiel; die dumpfe Trommel wirbelt, und das Geschütz donnert, und des halben Mondes Glöcklein tönen freundlich dazwischen. Die Thore sind nicht weit genug, die schauende Menge zu fassen: sie drückt und drängt, preßt und schiebt sich; hier stößt ein Elbogen, dort streift ein Rad; hier bleibt den zarten Schönen ein Sporn im Kleide hängen; dort ruht der Kopf eines Gauls auf ihrer dünnverschleierten Schulter: bis endlich aus des Thores weitem Munde die Wolke hervorquillt, Hügel und Thäler überschwemmt. Da stehen und wogen die Tausende, und heften ihre Blicke, von Vergnügen trunken, auf die lange unabsehbare Fronte, über der die Fahnen wallen,

an der die geflügelten Reiter auf und nieder eilen. Ein frohes Gemurmel verkündet des Königs Erscheinen; den ungeheuren Körper belebt ein einziges Wort, und Eine Seele bewegt die zahllosen Glieder. — Mir aber, liebe Freundin, war das herrliche Schauspiel unserer Herbstmanövers zu groß und fröhlich; es überfiel mich eine Angst bei all der lauten Freude, und nur im tiefen stillen Sande hinter Potsdam, von düstern Nadelwäldern eingeschlossen, athmete ich wieder freier. — Auch in Stuttgard waren, kurz vor meiner Ankunft, Manövers gehalten worden, von welchen ein dichterischer Zeitungsschreiber in einer Wirtembergischen Zeitung versichert: sie hätten eine schöne Physiognomie gehabt. Manövers mit Physiognomien! so weit haben die Preußen es doch noch nicht gebracht. Bald wird vielleicht ein militärischer Lavater herumreisen, um die Manövers zu silhouettiren und eine Physiognomik derselben herauszugeben.

Zwischen Wittenberg und Düben.

Giebt es wohl einen Reisenden in diesen Gegenden, der noch nicht über die Sächsischen

Landstraßen geklagt oder geflucht hätte? Giebt es wohl einen Nichtreisenden, dem solche Klagen und Flüche nicht unzählige Mal zu Ohren gekommen wären? — Wenn die Chineser, die bekanntlich keinen Fremden bei sich dulden mögen, durch schlechte Landstraßen ihnen das Reisen erschwerten, so wäre das kein Wunder; daß aber in Leipzig jährlich drei Messen gehalten werden, und daß viele tausend Fremde die Produkte aller Länder auf grundlosen Wegen dahin führen müssen, während ihre mannichfaltigen Abgaben die ohnehin gefüllten Kassen überströmen: das — ist allerdings ein Wunder, welches mein Wittenbergischer Postillion mir dieses Mal auf eine drollige Weise erklärt hat. Ja, sagte er, indem er den brennenden Schwamm auf seine kurze Pfeife legte, und meine unmuthigen Klagen in eine Dampfwolke hüllte: daß die Wege so schlecht sind und bleiben, das kommt bloß daher, weil der Kurfürst katholisch ist. Der Dessauer Fürst hätte das schon längst geändert u. s. w. — Darin hätte ich freilich den Grund der elenden Sächsischen Landstraßen nie gesucht. Ich lachte, aber es schmerzte mich zugleich, einen Lutheraner so intolerant zu

finden. Verketzerungssucht warf man vormals nur den Katholiken vor; bald wird es umgekehrt seyn: denn hören Sie, als Pendant zu den Aeußerungen des lutherischen Postillions, was mir eine erzkatholische Magd in Neuhof, einem Fuldaischen Städtchen, sagte. Ist der Ort katholisch? hatte ich sie gefragt. Ja, war die Antwort. — Aber der Fürst nicht? — Nein. — So kann er ja wohl nicht selig werden? fuhr ich scherzend fort. — Ei, warum denn nicht? wenn er sonst gut ist. Wir wollen ja Alle in den Himmel. — Recht! Aber die Katholiken kommen doch zuerst hinein? — I nu, sagte sie, wenn wir nur Alle darin sind. — Ist das nicht wahre Lebens-Philosophie? Und ich versichere Sie, die Magd hatte übrigens eine Physiognomie wie eine Gans.

Noch eine Erinnerung aus dem Walde zwischen Wittenberg und Düben. Sie lesen da irgendwo auf einer hölzernen Tafel eine Inschrift, durch welche besonders den Würtembergischen Ausgewanderten verboten wird, dem Walde Schaden zuzufügen. Warum denn eben besonders diesen armen Leuten? — Doch dabei will ich mich nicht aufhalten. Daß aber

die Zahl der Würtembergischen Auswanderer so groß ist, daß man sogar in fremden Ländern genöthigt wird, eigne Verordnungen wegen ihres Durchzuges zu machen, das ist wohl der Aufmerksamkeit werth. —

Zwischen Erfurt und Gotha.

Hier, auf dieser trefflich unterhaltenen Chaussee, wird man einmahl des Reisens froh, und alle die Segenswünsche, die der Reisende in Sachsen zurückhalten mußte, strömen jetzt reichlich über den Herzog von Gotha aus. Zwar muß man viel Chausseegeld zahlen, aber man thut es gern. Die einzige Unbequemlichkeit ist das öftere Zahlen. Warum wird man alle Augenblicke auf der Straße angehalten? — Eine löbliche Gewohnheit, die bis jetzt nur im südlichen Deutschland herrschte, ist auch vom Herzog von Gotha eingeführt worden; die Straße ist nehmlich zu beiden Seiten mit vielen tausend Obstbäumen bepflanzt. Durstige und müde Wanderer werden künftig hier Schatten und Erquickung finden. Wahrlich! ein guter Weg, mit Obstbäumen eingefaßt, ist dem Fürsten ein schöneres Denkmahl, als das kostbarste Gartenhaus in Chinesischem oder sonst

irgend einem Geschmacke. — Schade, daß man für die Erhaltung der jungen Obstbäume auf der Straße nach Gotha nicht Sorge genug zu tragen scheint. Schöne, starke Pfähle stehen zwar überall neben den Bäumen; aber selten sind diese daran gebunden, sondern beugen sich schutzlos im Winde; auch sah ich die verdorrten nirgends ersetzt. — Ich muß bei dieser Gelegenheit einen Gedanken laut werden lassen, der mir schon oft vorschwebte. Der Obstbau ist doch wohl ohne Zweifel der höchsten Aufmerksamkeit der Regierung würdig, da er immer die Nahrung des Landmanns ansehnlich vermehrt, und ihn oft sogar vor Hungersnoth schützen kann. Nun ist aber die Unterhaltung der freistehenden Obstbäume zu wenig mit dem Interesse der Forst- oder Wegebeamten verknüpft, als daß man von diesen die höchste Sorgfalt erwarten dürfte; daher gehen besonders viele tausend junge Stämme zu Grunde, die noch so manchem Muthwillen unterworfen sind. Wie, wenn ein Gesetz jedem Bauer auflegte, jedesmal wenn ihm ein Kind geboren wird, einen Obstbaum an den Weg zu pflanzen, der, mit einer Nummer bezeichnet, zwar sein Ei-

genthum bliebe, den er aber auch groß zu ziehen schuldig wäre? Welch eine kleine, mit keinen Kosten verknüpfte Mühe, gegen den ungeheuren Vortheil, wenn ein Land in jedem Jahre einen eben so großen Zuwachs an Obstbäumen, als an Kindern erhielte! Der Ertrag für die Zukunft ließe sich nicht berechnen. Das ganze Land würde bald einem Garten gleichen, und dieser Garten würde eine Art von Kalender für die Bauern seyn, und jeder Baum würde seinen eigenen Freund und Beschützer haben, mit dem er heranwüchse, der ihn lieben und pflegen würde. Mich dünkt, die Idee hat, außer dem Nützlichen, auch viel Lachendes, was in der That eben nicht bei vielen kameralistischen Ideen der Fall ist.

Gotha.

Des wackern Salzmanns Institut zu Schnepfenthal (von welchem ich aus Erfahrung rühmen kann, daß es die Herzen der Jünglinge für alles Gute und Schöne empfänglich macht und erhält) blüht noch immer wie vormals, und seine Blüthen geben manchem Lande reife Früchte. Weniger Gutes läßt sich in mancher Hinsicht von den weiblichen Erziehungs-In-

stituten sagen, an welchen Gotha einen Ueberfluß hat. Ihre Vorsteherinnen sind Theils Deutsche, Theils Französische Damen, und sie haben den für Frauenzimmer großen Nachtheil, daß Adelige und Unadelige mit einander auf gleichen Fuß erzogen werden. Natürlich schmiegen die jungen Gemüther sich leicht aneinander, und die kleine Comtesse fragt noch nicht, ob der Vater ihrer Busenfreundin nur ein Sekretair ist. Aber die erwachsene Comtesse denkt gewöhnlich anders, oder tritt wenigstens in andere Verhältnisse, die sie nöthigen, sich von der Gespielin ihrer Jugend zurückzuziehen; das thut denn natürlich der Unadeligen weh, das macht sie unglücklich. Sie, die vielleicht bestimmt ist, die kleine enge Wirthschaft eines bürgerlichen Kanzelisten zu führen, tritt aus einem frohen glänzenden Cirkel, wo sie Arm in Arm mit Gräfinnen und Baronessen das Leben durchflatterte, in die stille beschränkte Wohnung eines Gatten, der sich tief bückt, wenn eine der vormaligen Jugendfreundinnen seiner Gattin an ihm vorüber fährt.

Es gehört in der That mehr Kraft dazu, als man bei einem Mädchen gewöhnlich vor-

aussetzen darf, um sich ohne Murren und Seufzen in das beschränktere Verhältniß zu finden. — Auch wenn sie nicht heirathet, wird ihr selten das Haus ihrer Eltern wieder das werden, was es vormals war. Kurz, diese gemischten Institute sind fähig, den Keim einer Untugend zu entwickeln, der ohnehin bei Frauenzimmern leichter gedeiht, als bei Männern, ich meine den Neid.

Frankfurt am Mayn.

Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich Ihnen den Römer beschreiben soll, auf welchem der neue Kaiser zu speisen pflegt? oder die goldene Bulle? oder die Pantoffeln Karls des Großen? Auf dem Römer sind ringsumher alle Kaiser, die seit Anbeginn des heil. Römischen Reichs gekrönt worden, in schmalen Nischen abkonterfeit; aber so schmal auch die Nischen sind (denn wirklich hat hier kein gemalter Kaiser so viel Platz, als eine Schildwache in ihrem Häuslein), so ist dennoch für einen künftigen Cäsar kein Plätzchen mehr übrig: welcher Umstand dem Großprahler Cüstine, als er hier war, die Prophezeihung inspirirt haben soll, der jetzige Kaiser werde der

letzte seyn. Ei nun! die Franzosen haben ja den lieben Gott wieder in seine Rechte eingesetzt, so werden sie ja auch wohl in Ansehung des Deutschen Kaisers sich eines Bessern besinnen.

Die Domkirche enthält einige hübsche Gemälde, vorzügliche aber nicht; denn wenn sie das wären, so hätten die kunstliebenden Franzosen sie — mitgehn heißen. Ein alter, derber, Deutscher Ritter in Stein gehauen, Günther von Schwarzburg, hat mir am besten gefallen. Man kann in der That die Deutsche Kraft nicht anschaulicher ausdrücken. — Vom Frankfurter Theater lassen Sie mich schweigen. Ich habe einen sehr wackern Schauspieler gesehn, er heißt Werdy, und eine Madame Müller, von der es wohl mit Recht heißt: es giebt der Madame Müllers viele, sehr viele in der Welt. Ihr größter Fehler war Gemeinheit. Mat hat seit Kurzem neue Hoffnungen für die hiesige Bühne erregt, indem man einen verdienstvollen Mann (Herrn von Meyer, Verfasser eines bekannten Gedichts Tobias) zum Intendanten derselben ernannt hat; aber — er darf, ohne Zuziehung des Committé, weder gute Schauspieler annehmen,

noch schlechte verabschieden, und folglich laborirt die neue Organisation abermals an einem Grundübel. —

Die fremde und einheimische schöne Meßwelt hat hier einen weit angenehmern point de réunion, als in Leipzig, nehmlich keine offene, jeder Witterung ausgesetzte Straße, wie in Auerbachs Hof, sondern ein sehr geräumiges Gebäude, in welchem alle Waaren des Luxus ein großes Viereck füllen, dessen bunter Schmuck fast zu jeder Tageszeit durch eine noch buntere Menge belebt wird.

Darmstadt.

Das Monument, welches Friedrich der Große hier seiner Freundin errichtet hat, entspricht der Erwartung nicht. Es ist einfach niedlich: vom König hätte ich etwas einfach Großes zu sehn gewünscht. Ohne die berühmte Inschrift würde man wohl nie von diesem Denkmählchen geredet haben. Und selbst diese Inschrift — es möchte Leute geben, in deren Augen sie kein Compliment für die Landgräfin wäre. Foemina sexu, ingenio vir. Dem Geschlecht nach ein Weib, ein Mann an Geist. Also mit andern Worten,

ein Mittelding von Mann und Weib. Man weiß längst, daß diese Mischung keins von beiden Geschlechtern liebenswürdig macht. Ein männliches Weib gefällt eben so wenig als ein weibischer Mann. Von einem Frauenzimmer sagen, von Geist ein Mann, ist eben so viel als einer Blume nachrühmen: an Geruch eine Eiche.

In der Bergstraße.

Zum ersten Mal bin ich durch diesen Garten von Deutschland gefahren, in dem gleichsam die Vergangenheit auf den Hügeln weilt und der schönen Gegenwart zusieht, wie sie ihr fruchtbares Wesen treibt. Wie sich doch Alles in der Welt ändert! Die Raubschlösser, die vormals durch ihren Anblick dem Wanderer nur Schrecken einjagten, ergötzen ihn jetzt durch ihre malerischen Ruinen.

O, dacht' ich, möchte unsern Enkeln in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Ruhe wieder lächeln, wie die schöne Natur dem heutigen Pilger in der Bergstraße: möchten dann die Greuel der Revolutionen nur noch wie jene Ruinen von umnebelten Bergen ihnen schimmern, und, durch das Andenken an jene Schauer,

das Gefühl der glücklichen Gegenwart nur erhöhen. — Sie sehen, geliebte Freundinn, ich dachte, wo ich nur fühlen sollte: ein Beweis, daß selbst diese Zauber der Natur, von welchen der Reisende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen reinen Genuß gewährten. Ach! was ist Genuß ohne Mittheilung! Ich meine, wir unterscheiden uns vorzüglich dadurch von den Thieren, daß selbst die gröbern Genüsse, Essen und Trinken, den größten Theil ihres Reizes für uns verlieren, wenn nicht gesellige Liebe sie theilt. Der gute gebildete Mensch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meisten gefreut habe, Alles was in meinem Leben mir die meiste Freude gemacht hat, ging immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenstandes Vergnügen schaffen, ist ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns schuf, kannte kein anderes. — Ich, der nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachsenden muß — ich verließ die schöne Bergstraße wie ein Tauber ein Concert.

Wenn ein Unglücklicher mich fragte, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg. Romantische Lage, milde Luft, biedre Menschen, Zwanglosigkeit, bequeme Wohnungen, Wohlfeilheit: welche Vortheile! und doch bei weitem noch nicht alle; denn einen der größten gewährt Heidelberg noch als Nachbarin so mancher schönen angenehmen Stadt, so manches freundlichen Städtchens. Will der Leidende mit seinem Gram allein seyn. — und das möchte er ja anfangs immer! — so wandelt er am reizenden Ufer des Neckar, oder auf den üppigen Bergen, oder in den majestätischen Ruinen des Schlosses, oder er macht kleine Excursionen nach Weinheim, Heppenheim ꝛc. Hat aber erst sein Kummer aus dem Gebiethe der Verzweiflung sich entfernt, darf er Menschen und Menschengewühl nicht mehr scheuen, so kann er meistens in einem halben, höchstens in einem ganzen Tage, in Manheim, Stuttgard,

gart, Frankfurt am Main, im Theater sich er- lustigen, er kann in Darmstadt, Heilbronn, Bruchsal, Hanau, Speier, Worms, Oppen- heim, Offenbach, kurz links und rechts, und überall, Zerstreuung finden. Heidelberg selbst besitzt der kleinen Merkwürdigkeiten so manche. Die Ruinen des Schlosses sind einzig; die Aussichten wecken dort Gedanken an das bes- sere Leben. Die alten unterirrdischen Gänge be- schäftigen eine rege Einbildungskraft. Sie sollen nach der Stadt führen, werden aber, um der Gefahr willen, weislich jetzt verschüttet. Vor einigen Jahren versank ein Emigrant, der sei- nem Führer vorausgeeilt war. Glücklicher Weise war er kurz vorher von einigen Knaben bettelnd verfolgt worden; sie hatten sich die Gegend gemerkt, in welcher er verschwunden war, man zog ihn wieder heraus. Er erzählte, er sey in dem Gange eine große Strecke fort- gewandelt, weil er in der Ferne mancherlei Geräusch gehört, das aus der Stadt über ihm herunter tönte. Endlich vernahm er das Ge- schrei der Suchenden, und kehrte um. Auch ein Seiltänzer, der vor Kurzem auf dem Markte Pfähle einschlug, um sein Seil da- ran zu befestigen, fand denselben Gang, in

dem noch alte Waffen rosteten. — Das famöse Heidelberger Faß ist eine elende Merkwürdigkeit, die nicht einmal durch ihr Alterthum interessirt; denn das alte Faß ist auseinander gefallen, und Kurfürst Karl Theodor hat sich durch Erbauung eines neuen — nicht verewigt. Indessen rathe ich doch jedem Reisenden, in den Keller zu gehen; denn er findet etwas, das er nicht sucht, und das ihn wie mich ergötzen wird. Es ist nehmlich die hölzerne Bildsäule eines ehemaligen Hofnarren, Clemens genannt. Ja, das ist eine wahre Hofnarren-Physiognomie: in diesem Individuum erkennt man auf den ersten Blick die Gattung. Nicht sowohl Witz (dem man keine Wahrheit verzeiht), als Jovialität (der man nichts übel nimmt) lebt und spricht in und aus diesem Gesichte. In dem Munde dieses Wohlgenährten wird Alles zum Scherz, wohl zum treffenden, aber nie zum bittern Scherz. Ja wahrhaftig, ich möchte einen solchen Narren um mich haben, und ich verdenke es allen gekrönten Häuptern, daß sie die nützliche Mode haben abkommen lassen. Die Bildsäule des ehrlichen Clemens scheint ihrem Untergange ziemlich nahe. Es wäre in der That Schade darum. Mir

hat seine bloße Physiognomie einen heitern Augenblick gewährt, und ich möchte ihn weit lieber ins Leben zurückrufen, als die berühmte Dame Morata aus Ferrara, deren Denkmahl Sie in der Peterskirche finden. Sie starb im neun und zwanzigsten Jahre, und hat, Trotz ihrer Jugend, mehrere gelehrte Sprachen verstanden, und zu Heidelberg Collegia gelesen. Auch von ihrem Manne, einem gewissen Gründler, ist in der Inschrift nebenher die Rede. Sie wissen, ich liebe die Frauenzimmer nicht, die so gelehrt sind, daß sie ihre Männer dadurch zu einem Nebenher machen. — Wenn Sie, liebe Freundin, jemals nach Heidelberg kommen, so werden Sie vielleicht nach dem Wolfsbrunnen fragen, der so berühmt und so lieblich war, und an dem auch unser guter König einst gefrühstückt haben soll. Ja, damals wölbten sich noch dreihundertjährige Linden zu einem Tempel über dem Brunnen zusammen, und ihre Zweige waren so dicht in einander verwachsen, daß man sich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, daß man Tische und Stühle darauf setzen und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Wesen treiben konnte. Die fremden Damen (so erzäh-

len die Nachbarn) saßen oben in den Bäumen mit Büchern oder Strickstrümpfen, oder ließen wohl gar ein Klavier darauf stellen, die Herren lauschten mit Flöten in den dickbelaubten Aesten; unten in der kühlen Nacht wurde Kaffee und Thee gekocht; die Quelle murmelte heimlich und unsichtbar hinter der grünen duftenden Wand. Nach alle dem dürfen Sie jetzt nicht mehr fragen. Sie finden nichts als ein viereckiges Bassin von Baumstrünken umgeben. Alle die prächtigen Linden sind vor wenigen Wochen abgehauen worden. Wer hat das befohlen! rief ich empört. Die Kurfürstliche Hofkammer, war die Antwort. Die dicken Bäume geben schönes Holz und — die Forellen im Brunnen konnten den allzukühlen Schatten nicht vertragen. — Nun, so wollt' ich, daß jeder Hofkammerrath, der zu diesem Raube an der schönen Natur gerathen hat, jährlich ein paarmal am heißesten Sommertage, in der Gluth der Mittagssonne lechzend, vergebens nach einem schattigen Plätzchen umherirren müßte. — O, es ist nicht die einzige Sünde, welche der kameralistische Geist, der nie über einem solchen Paradiese schweben sollte, hier auf sich geladen,

oder wenigstens auf sich laden wollen. Die herrlichen Ruinen des Rittersaales hat man wollen abbrechen lassen, um die Steine zu verkaufen. Den Garten zu Schwetzingen hat man zu Kartoffelländereien verpachten wollen, weil er zu viel zu unterhalten kostet. Das heißt einen Dichter zum Rechenmeister machen. Zum Glück ist gegen beides wirksam protestirt worden.

Mit dem Rittersaal würde man das alte Schloß seiner schönsten Zierde berauben; und wenn Schwetzingen viele Kosten verursacht, so lockt es hingegen auch eine Menge verzehrender Fremden. O, wenn doch jede Hand verdorrte, die etwas zerstören will, woran gute Menschen Jahrhunderte lang Freude hatten! — Ehe wir Heidelberg ganz verlassen, muß ich Sie noch auf die schöne Brücke führen, die im Jahr 1783 oder 84 durch eine Wasserfluth weggerissen wurde. Damals blieb, zum großen Jubel aller gläubigen Seelen, der Heil. Johannes ganz allein auf einem isolirten Pfeiler stehn. Trotz diesem unleugbaren Wunder, hat der gute Heil. Johannes auf der neuerbauten Brücke dennoch der blinden Heidin Minerva weichen müssen! Ihr gegenüber steht die Bild-

säule des Kurfürsten Karl Theodor. Bei einem im letzten Kriege vorgefallenen Gefecht auf dieser Brücke, ist sie ziemlich von Kartätschenkugeln gemißhandelt worden, und qualificirt sich daher jetzt vollkommen zu einem Sinnbilde des Deutschen Reichs.

Mauren

Man kann in der Geographie ziemlich bewandert seyn, ohne eben dies Städtchen oder Dorf (ich erinnere mich nicht recht, was es eigentlich war) zu kennen. Es ist die erste Station zwischen Heidelberg und Stuttgart, und ist mir bloß durch eine alte unglückliche Frau merkwürdig geworden. Ich zähle es unter die schönsten Vorrechte eines vielgelesenen Schriftstellers, daß er dann und wann, durch ein Wort zu rechter Zeit gesprochen, das Elend aus den finstern Winkeln hervorziehen, und in die milden Strahlen des Mitleids stellen kann. Als ich in die Stube des Posthauses trat, sah ich ein achtzigjähriges blindes Mütterchen am Ofen sitzen, das ein Stück Brot mühsam im Munde zerdrückte und ein kleines Glas Wein dabei trank; neben ihr stand eine Krücke. In ihrer Jugend mußte die Frau schön gewesen

seyn: ihre noch immer einnehmende Physiognomie und der stille Gram, der darüber schwebte, machten sie mir interessant. Ich fragte die Posthalterin, ob es ihre Mutter sey? Ach nein, versetzte diese; es ist eine sehr arme blinde Frau, die sich von fremden Wohlthaten nähren muß, und dann und wann zu uns kommt; wir thun dann an ihr, was wir können. — „Aber sie bettelt ja nicht.“ — Nein, betteln thut sie nie; wer sie kennt, giebt ihr. — Ich näherte mich der Alten: Sind Sie schon lange blind? hob ich an. — Noch vor Kurzem, sagte sie, habe sie einen Schimmer gehabt; jetzt sey auch der verschwunden, und sie könne noch immer nicht sterben. — Trotz dem Antheil, den ich an ihr zu nehmen schien, bettelte sie doch nicht. Das rührte mich; ein Wort gab das andere: sie erzählte mir ihre traurige Geschichte. Sie war im Hannöverischen an einen Prediger verheirathet, hatte liebe Kinder, und lebte glücklich. Da kam der siebenjährige Krieg, mit ihm Noth und Elend. Sie verlor alles Ihrige, sie darbte und behielt frohen Muth. Sie sah ihre Kinder sterben und hielt sich noch aufrecht. Endlich starb auch der Mann: das warf sie nieder. Eine lange Krankheit fraß

den Rest ihres Vermögens. Nackt und blos mußte sie ihren Wohnort verlassen. Man rieth ihr, zu ihrem Schwager zu gehen, der Appellationsrath in Darmstadt war. Sie kannte ihn nicht, ein wunderlicher Heiliger sollte er seyn; sie wagte es, weil die Noth sie drang. Von armen Freunden kärglich unterstützt, (denn, sagte sie, niemand hatte mehr, etwas zu geben) brachte sie die Reisekosten auf und kam mit dem Postwagen nach Darmstadt. Bebend tritt sie vor die Thür ihres Schwagers. Eine Magd empfängt sie verlegen, weis't ihr jedoch ein gutes Zimmer an und bringt ihr Erfrischungen. Sie bleibt mehrere Stunden allein; kein Schwager läßt sich sehen. Gegen die Nacht trägt die Magd ein gutes Abendessen auf; sie aber kann vor Bangigkeit und Wehmuth nicht essen, sondern frägt nur immer nach ihrem Schwager. Morgen, morgen, sagt die Magd, die ihre Aengstlichkeit gewahr wird und theilt: schlafen Sie nur erst ruhig aus. Sie bedürfen der Erquickung. Sie schläft nicht. Der Morgen kommt, da tritt das sämmtliche Hausgesinde zu ihr herein und bekennt ihr weinend, der Schwager sey vor vierzehn Tagen begraben worden, und habe durch ein Te-

stament sein ganzes ansehnliches Vermögen zu milden Stiftungen vermacht. — Hier fing die Frau bitterlich an zu weinen: ich kann noch immer nicht sterben! sagte sie. — Mir ist entfallen, wie sie in die Gegend kam, in der sie nun seit fast funfzig Jahren hungert und nicht sterben kann. Von Heidelberg aus wurde sie lange unterstützt; aber seit anderthalb Jahren erhält sie auch von dort nichts mehr. Da sie nun nicht bettelt, sondern nur so still da sitzt, so wird ihre Jammergestalt oft übersehen, und sie erhält wenig. Im Gespräche ist sie etwas weitläuftig; aber sie erzählt gut und zusammenhängend, und die Frau von Erziehung ist ihr sogleich anzumerken. Was man ihr giebt, nimmt sie mit verschämtem Anstand, und dankt herzlich ohne Kriecherei. Ihr Wunsch zu sterben, ihr Gebet um den Tod sind äußerst rührend. — O, wie gern will ich dem Posthalter verzeihen, daß seine Pferde auf dem Acker waren, und ich über die Gebühr bei ihm aushalten mußte, wenn diese kurze und schmucklose Erzählung die Veranlassung wird, daß gefühlvolle Menschen, die des Weges reisen oder nicht reisen, die arme blinde Frau unterstützen! Lange wird sie ih-

ren Wohlthätern ja ohnehin nicht zur Last fallen; bald wird Freund Hayn ihren sehnlichen Wunsch erfüllen, und sie sanft zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern geleiten. —

Große Armuth und mehr Aufklärung unter dem Landvolke, als nöthig ist, hat der Krieg in dieser Gegend hinterlassen. Häufige Bettelei zeigt von jener; ein Gespräch zwischen zwei Bauern, die bei Wein und Käse saßen, mag von dieser zeigen. Seit dem unseligen Kriege, sagte der eine, sey es viermal schlechter zu leben, als vorher; die Menschen wären gar nicht mehr dieselben, keiner helfe dem andern, jeder denke nur an sich. (Ja wohl ist der krasseste Egoismus ein Zeichen unserer Zeit!)

Neckargmünd.

Als ich durch das Thor dieses Städtchens fuhr; hatte ich von neuem Gelegenheit, einen alten Wunsch zu wiederholen, daß nehmlich doch alle diejenigen, welche öffentliche Inschriften setzen wollen, jemanden zu Rathe ziehen möchten, der die Sprache versteht. Ueber dem Thore von Neckargmünd stehet geschrieben: Zu Ehren dem Vater des Vaterlandes, zur Zierde der Stadt, hei

lig dem Volke. Von dieser Inschrift kann nur der mittelste Satz einleuchten, wenn nehmlich das Thor schön gebaut ist. Warum soll es aber dem Vater des Vaterlandes zur Ehre gereichen? Es ist ja keine Ehrenpforte. Und warum soll es dem Volke heilig seyn? Das letztere ist ganz unverständlich, und kann höchstens bedeuten, daß man den Thorschreiber nicht um das Sperrgeld betriegen soll.

Sinzheim.

Dies Städtchen gehört jetzt dem Fürsten von Leiningen, der ein guter Fürst seyn muß, weil ich überall mit Liebe von ihm sprechen höre. Besonders zugethan scheint man dem Erbprinzen, dessen bloße Erwähnung auf alle Gesichter ein freundliches Lächeln lockt. Warum kann ich nicht dasselbe von allen Staaten sagen, durch die ich gereist bin! In dem einen herrscht Furcht mit eisernem Scepter; in dem andern erkennt man gleichgültig die wahren Verdienste eines Regenten, weil er sich zu abgesondert von seinem Volke hält, mit zu viel Ernst seine Wohlthaten spendet; hier ein Ländchen, wo man den kleinen Despoten verwünscht, dort ein anderes, wo die Menschenscheu des

Fürsten ihm die Herzen entfremdet; u. s. w. Wie wohl thut es nach allen diesen und noch manchen andern Erfahrungen, wenn man die Menschen im Leiningischen so heiter, so herzlich von ihrem Erbprinzen sprechen hört! Jammerschade, daß die Großen dieser Erde die schöne Gewohnheit haben abkommen lassen, dann und wann verkleidet unter ihren Unterthanen zu wandeln! Wie manche bittere aber heilsame Lehre würde der — und der — und der — empfangen! Wie manchen Segen würde unser Friedrich Wilhelm von Lippen hören, welche sonst in seiner Gegenwart die Ehrfurcht verschließt.

Wieder zu dem Fürsten von Leiningen zurückzukehren: so gefällt es mir doch nicht, daß er den Franciskanern ihr noch unverkauftes Kloster wieder eingeräumt hat. Politisch hat er freilich gehandelt; denn er gewann dadurch die vielen bigotten Seelen, an denen seine neuen Staaten Ueberfluß haben. Ich hätte auch sonst nichts dagegen, wenn es nur nicht eben Franciskaner wären, diese unnützen Bettelmönche, die mit aller ihrer krassen Ignoranz wieder eingezogen sind, und auch bereits wieder einen Novizen angenommen haben. Dies

Volk gleicht dem Schwamme in einem hölzernen Gebäude, der um sich frißt, bis alles verzehrt ist; nur der Schwamm gedeiht und wächst ungeheuer.

Heilbronn.

Immer erregt es in mir eine angenehmschauerliche Empfindung, ein Blatt Papier oder Pergament zu sehen, welches von irgend einem berühmten Biedermann aus alter Zeit eigenhändig beschrieben worden. Meine Phantasie mahlt mir dann seine Gestalt so lebhaft: auf dem Platze, wo seine Hand ruhte, seh' ich seine Hand wirklich; die Züge seines Gesichts finde ich gleichsam in den Zügen seiner Schrift. Darum freute ich mich, nach Heilbronn zu kommen; denn ich wußte, daß in dem dortigen Archive noch eigenhändige Briefe von unsern Deutschen Helden Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen aufbewahrt werden. Ich sandte daher gleich am andern Morgen zu dem Archivarius, mit der Bitte, mir einen Besuch zu verstatten. Diese Bitte wurde zwar mit aller Höflichkeit gewährt; aber — ich rathe Ihnen, wenn Sie jemals nach Heilbronn kommen, sich vorher wohl zu

erkundigen, ob der ächte und rechte Archivarius auch bei der Hand sey. Diesmal war er leider verreist, und sein Stellvertreter wußte durchaus weiter gar nichts, als daß er ein Paar Gewölbe voll weißer Schränke zu zeigen habe. Guten Willen muß ich ihm nachrühmen; denn er suchte mit großer Aengstlichkeit nach dem, was ich zu sehen begehrte, aber vergebens. Er gestand endlich sein Unvermögen ein, und ich selbst war froh, daß er seine Leitern nur wieder bei Seite setzte. Ich kann Ihnen daher von dem Heilbronner Archiv nichts weiter sagen, als daß viel Papier und Pergament darin befindlich ist.

Kann ich die Briefe nicht sehen, dachte ich, so will ich wenigstens den alten Thurm besuchen, worin Götz v. Berlichingen gefangen saß; ich will auf derselben Stelle gehen und stehen, wo dieser rauhe Biedermann den Hohn der Heilbronner Rathsherren erduldete. Diesen Thurm, meinte ich, werde jedes Kind mir nachweisen können; aber da irrte ich sehr. Wenigstens ein Dutzend Menschen von allen Ständen wurden befragt, die alle nicht begriffen, wovon die Rede sey, und von welchen keiner den ehrlichen Götz jemals hatte nennen hören. (Also

auch nach Jahrhunderten gilt noch die traurige Wahrheit, daß ein berühmter Mann, da, wo er einst wandelte, vergessen wird. Ach! alles Große und Gute wirkt der Mensch nur in die Ferne hinaus; die ihn umgeben, sehen es gleichgültig, oder wollen es gar nicht sehen. — Endlich fand sich doch ein Häscher, der mir den Thurm zu zeigen versprach. Er ging, holte eine Menge Schlüssel, führte mich in einen der schmutzigsten Winkel der Stadt zu einem alten viereckigen Thurme, mehrere abscheuliche Hühnertreppen hinauf, bis auf die Platteforme, die eine schöne Aussicht gewährte. Aber, wo ist Berlichingens Kerker? — Er erbot sich, mir ihn aufzuschließen: es säßen aber eben zwei Uebelthäter darin. — Wie? der Kerker wird noch gebraucht? — Allerdings! — Wird nicht als ein interessantes Denkmal des Alterthums behandelt? — Ach nein, es fehlt an Platz. Man hat ihn sogar abgetheilt, um noch mehr arme Sünder hineinsperren zu können. — So, nun habe ich genug. Die Thür des Kerkers betrachtete ich von außen; sie war im obersten Stockwerk des Thurms und sehr niedrig. Götz, der sich bekanntlich sehr ungern bückte, muß beim Hineintreten sich gewaltig gebückt

haben. — Unmuthig stieg ich wieder hinab. Wohl Schade, daß auch Jahrhunderte nicht im Stande waren, dem Magistrat von Heilbronn achtungsvollere Gesinnungen gegen Götz von Berlichingen einzuflößen!

Was ich sonst noch von dieser alten Stadt Ihnen zu sagen weiß, ist blutwenig. In einer Kirche finden Sie die zwölf Apostel — rathen Sie einmal als was? — als Karyatiden! wahrhaftig, als Karyatiden! Sie tragen ganz geduldig die Säulen des Gewölbes, vielleicht als ein Symbol der christlichen Gelassenheit. — An einem Hause lesen Sie in großen Buchstaben: daß Carl der Fünfte sich im Monat December in einer Sänfte hineintragen lassen (vermuthlich, weil er krank war), und daß er im Januar zu Pferde wieder herausgeritten, (vermuthlich, weil er gesund geworden.)

Stuttgard.

Ich habe in Stuttgard das Theater besucht. Der Saal ist nicht imposant, und wird noch durch eine sehr schmutzige Lampe verunziert, die in der Mitte herabhängt. Man gab die Oper Achilles, in welcher ich einen braven Tenoristen hörte, der Krebs heißt, ein

schöner Mann, und, was man so selten beisammen trifft, zugleich ein guter Schauspieler ist. Die Chöre gingen gut, wurden auch lebhaft gespielt. Das Orchester, unter Kranzens Direktion, war vortrefflich. Alles übrige verdient keine Erwähnung. — Daß Stuttgard eine berühmte Bibelsammlung besitzt, können Sie überall lesen; das Bibelsammeln ist eine Liebhäberei, von der ich nichts begreife.

Hechlingen und Duttlingen.

Fast mit derselben Empfindung, mit der ich am letzten Orte das Bächlein ansah, welches der Donau seinen Nahmen giebt, und fernerhin als ein majestätischer Fluß zwischen blühenden Ufern sich fortwälzt, fast mit derselben Empfindung betrachtete ich zu Hechingen das alte Schloß Hohenzollern, die Stammburg unsers guten Königs. Dort oben war es also, wo die reine heitere Bergluft das Geschlecht seiner Ahnherrn stark und wacker machte, daß es seine Tugenden forterben konnte, bis auf unsere Zeiten. Hier also ist das Bächlein entsprungen, das, jetzt ein mächtiger Fluß, so herrlich zwischen gesegneten Ufern strömt! — In stille, mannichfaltige Betrachtungen versunken,

sah ich lange mit unverwandtem Blick hinauf; der Mondschein kam meiner Phantasie zu Hülfe, und ich glaubte endlich, den behelmten Kopf des alten Thassilo zu sehen, der über die grauen Mauern herabschaute. — Ja, wenn er das könnte, die Freude möchte ich ihm gönnen! —

Zürich.

Sie sehen, ich bin in der Schweiz. Erwarten Sie aber gar keine mahlerische Beschreibung der großen Naturschönheiten, die ich hier gesehen habe. Der Reisen in die Schweiz giebt es bei Dutzenden, gute, mittelmäßige und schlechte, und es läßt sich über die Naturwunder dieses Landes nicht allein nichts Neues mehr sagen, sondern es wäre auch von Anbeginn besser gewesen, man hätte gar nichts darüber gesagt. Denn — aufrichtig gestanden — hat noch je die Beschreibung einer schönen Gegend, wäre sie auch von Meisterhand, Ihnen ein deutliches Bild vor die Seele geschoben? — Mir nie. Man kann mir freilich einen See, dessen Ufer mit lieblichen Landhäusern besäet ist, zur Rechten hinmahlen, man kann mir die Kette des Jura-Gebirges zur

Linken zeigen, den Montblanc in den Hintergrund stellen, u. s. w.; man kann sich der poetischen Bildersprache dabei bedienen: in meiner Phantasie wird man doch immer nur ein verwirrtes Bild von allen diesen Gegenständen wecken; verwirrt und nicht einmal ähnlich schwimmt es vor mir herum, und ich suche vergebens es festzuhalten. Darum war ich von jeher ein Feind von allen solchen Beschreibungen. Die Schweiz muß man selbst sehen, so wie man ein Concert selbst hören muß. Wer mir mit Worten Gegenden mahlt, der thut noch weniger, als der, der mir eine Symphonie vorträllert. Ich kann und will also weiter nichts von der Schweiz sagen, als daß ich hier und da auf Stellen gestanden habe, auf denen vermuthlich der liebe Gott stand, als er nach der Schöpfung die Welt ansah und sagte: sie ist gut. Der Rheinfall hat meine Erwartung nicht übertroffen, aber in einem hohen Grade befriedigt. Manche Reisende hatten mir die Wirkung seines Anblicks geringer schildern wollen, als ich sie wirklich fand. Es ist ein imponirendes Schauspiel, an dessen Beschreibung sich keine Feder wagen darf. — Die Gegend um Zürich hat mir

sehr gefallen, vielleicht doch nur mehr als alle übrigen, weil der Aufenthalt durch gute Menschen mir interessant wurde. Die Aussicht vom Bürgeli über den See nach den Schneekoppen ist sehr reizend. Fast noch reizender, wenigstens noch mannichfaltiger, ist die aus den Zimmern des Gasthofes (zum Schwerdt), welche ich bewohnte. Man hat dieser Aussicht im Vorbeigehen schon oft erwähnt; ich will Ihnen etwas umständlicher — nicht beschreiben (davor behüte mich Gott!) sondern nur aufzählen, was Sie alles sehen. Das Zimmer ist ein Eckzimmer. Oeffnen Sie ein Fenster linker Hand, so sehen Sie unter sich den Fluß, die Limmat, und eine sehr breite Brücke darüber, welche zu beiden Seiten mit dichten bunten Reihen von Gemüse- und Obstverkäuferinnen besetzt ist; zwischen denselben spazieren die französischen Chasseurs herum, deren Wachthaus Sie jenseits der Brücke gewahr werden, Sie glauben nicht, welch ein Leben und Gewimmel auf dieser Brücke herrscht. Links hinunter erblicken Sie längs dem Flusse zwei lange Straßen, und einen Theil der Stadt. Oeffnen Sie das Fenster rechter Hand, so haben Sie unter ihren Füßen einen

freien sehr lebhaften Platz, und gerade vor sich den Züricher See, von lachenden Landhäusern eingefaßt, die wiederum von den Alpen begränzt sind, über denen sich wiederum die Schneekoppen erheben. Dies Amphitheater, aus sanfter und rauher Natur zusammengesetzt, mit dem Menschengewimmel gerade unter sich, ist einzig. — Die herrlichen Spaziergänge um Zürich würden selbst einen Podagristen zum Spazierengehen verleiten. Geßners Denkmahl ist so einfach und schön erfunden, daß man einer Thräne sanfter Wehmuth sich kaum erwehren kann. Schade nur, daß die französischen Chasseurs, die eben jetzt keine andere Gelegenheit haben, ihre Namen zu verewigen, sich bemühen, es auf diesem Marmor zu thun. An vielen Stellen fand ich das dreizehnte Regiment der Chasseurs angekritzelt, was sich denn freilich zu dieser Idyllenwelt paßt, wie eine Flinte zu einem Rosenstrauch. Auf der Bibliothek — nun, da stehen viele Bücher. Mehr kann ein gewöhnlicher Reisender wohl selten von einer Bibliothek sagen. Ein Paar eigenhändige Briefe von der berühmten und unglücklichen Johanna Gray haben mich interessirt. Sie sind in Religionsangelegenhei-

ten, in sehr gutem Latein, und so schön geschrieben, als habe sie jeden Zug dem Schreibmeister nachgemahlt.

Lavaters physiognomisches Kabinet habe ich nur flüchtig gesehn. Das Merkwürdigste darin sind nicht sowohl die vielen Gesichter, welche er gesammelt hat, als vielmehr die Unterschriften, mit welchen er jedes bedeutende oder unbedeutende Gesicht beehrte. Man kennt seinen umwölkten Lapidarstyl. Zuweilen scheint es ihm viel Mühe gemacht zu haben, recht viel Seltsames in dunkle oder neugemachte Worte zusammen zu pressen. — Die Stimmung der Schweizer gleicht überall noch immer einem wogenden See, aus dem ein unterirdisches Feuer plötzlich Klippen hervorgetrieben, an denen die eingeengten Wellen jetzt ohnmächtig schäumen. Die Wände der Wirthshäuser sind oft mit bittern Ein- und Ausfällen bekritzelt, die zuweilen nicht ohne Witz sind. Den heftigsten Haß nähren die Schweizer gegen den General Andermatt, den Bombardierer von Zürich. Er lebt auf seinem Landgute ruhig, weil die tiefste Verachtung ihn schützt. Auf die Russen sind sie auch nicht gut zu sprechen. Sie rühmen dem General Kor-

sakoff nach, daß er die Bibliothek fleißig besucht, und sich für die Wissenschaften interessirt habe; übrigens aber halten sie ihn für keinen geschickten General. Als man ihm rapportirte, die Franzosen hätten bereits einen Berg besetzt, der Zürich dominirt, sagte er: tant mieux! c'est là que je les attendois. Gleich darauf mußte er aber retiriren, und wußte nicht einmahl, aus welchem Thore er seine Flucht bewerkstelligen sollte; die Züricher mußten ihm den Weg zeigen. Seine Bagage ging dennoch verloren; die Französischen Husaren machten große Beute, und hatten der beschwerlichen Laubthaler so viele in ihren Mützen, daß sie gern zehn bis funfzehn für einen Louisd'or in Golde gaben, weil sie das Gold leichter fortbringen konnten. — In der That muß man hierher nach Zürich reisen, um aus jedem Munde eine Menge von merkwürdigen Anekdoten zu hören, die gar nicht bekannt geworden sind, und dennoch ein helles Licht auf die damaligen Begebenheiten werfen.

Baden, in der Schweiz.

Hier fand ich eine Verordnung des Sittengerichtes angeschlagen, die eben kein

Kompliment für den Geist unserer Zeit ist. Sie soll im Ganzen eine anständigere Beobachtung der Sonntagsfeier einschärfen: sie verbietet Spielen, Tanzen, Vogelschießen, Fische fangen, Schwimmen u. dgl. am Sonntage, und befiehlt: „daß alle verheirathete Bürger in der Kirche in Mänteln, die ledigen aber in Röcken und nicht in Jäckerlen erscheinen sollen.“ „Das Frauenzimmer (heißt es weiter) wird im Anzuge jenen Anstand beobachten, der der Heiligkeit des Ortes, der Reinigkeit ihrer Gesinnungen, so wie der Schamhaftigkeit Ehre macht.“ — Ich möchte in der That wohl einmahl unsere vermummten Urältermütter mit ihren halbnackten Urenkelinnen in die Kirche gehen sehn; wie schnell würden Jene in ihre Gräber zurückkehren und sich auf die Gesichter legen, um der entflohenen Scham unserer jungen Mädchen nicht nachschreien zu müssen! — Uebrigens gereicht es der Schweiz zur Ehre, daß sie Sittengerichte hat; das kündigt doch zum mindesten ein Bestreben an, die Sitten zu erhalten. Es fällt mir eben sonst kein Europäisches Land ein, wo man dergleichen fände. Gebäude, die den Einsturz drohen, pflegt man wohl zu stützen, damit sie

die Vorübergehenden nicht todt schlagen. Sittenvernichtung aber, die nur Seelen vergiftet, läßt man in Gottes Nahmen um sich greifen, wie vor ein Paar Jahren die Fichtenraupe, bis die Menschen eben so saftlos dastehen, wie die Bänme in jenen verheerten Wäldern.

Bern — Lausanne — Genf.

Was kann ich von allen diesen Städten Ihnen sagen, als daß ich da gewesen bin und gesehen habe, was hundert Andre vor mir sahen? Die Städte gehören nicht zu den Schönheiten der Schweiz: sie sind, besonders die größern, alt, winkelig, von engen, schmuzzigen Straßen durchschnitten, welchen hohe Häuser vollends die freie gesunde Luft benehmen. So gesund die Schweizer-Luft draußen vor den Thoren seyn mag, so ungesund ist sie gewiß in den Städten; doch nehme ich einige der kleineren davon aus, besonders die am Genfer See so niedlich gelegenen, freundlichen Städtchen Morges und Rolle. — Ich hatte mich darauf gefreut, das seit viertehalb Jahrhunderten berühmte Beinhaus bei Murten zu sehn, wo nach dem großen Siege über Karl von Burgund 1476 die Gebeine

der Erschlagenen gesammelt wurden. — Leider wird dessen Stätte kaum mehr gefunden. Die Franzosen haben es im vorigen Jahre weggerissen, die Knochen in den See geworfen und zerstreut. Warum? das wissen sie vermuthlich selbst nicht. Eine kindische Zerstörungssucht scheint sich ihrer oft zu bemächtigen. Indessen lagen doch noch so viele Rippen, Hirnschalen und Beine auf dem Platze, um welche sich niemand bekümmert, daß er hieran wohl noch einige Jahre kenntlich bleiben wird.

In Genf habe ich bei einem Maler St. Ours ein treffliches historisches Gemählde gesehen. Da diese Gattung von Mahlerei die einzige ist, die ich enthusiastisch liebe, und doch so selten kultivirt finde, so gewährte mir der Anblick desselben einen wahren Genuß. Es ist sehr groß, nimmt eine ganze Wand ein und stellt die Olympischen Spiele dar, in dem Augenblick wo der Sieger seinen dritten Gegner überwunden hat, der zusammengesunken noch auf seinem starken Arme ruht. So tritt er vor den Kampfrichter, und fordert den Preis; der Richter greift nach dem Kranze, das Volk umher jauchzt ihnen zu, die Ueberwundenen werden fortgetragen. Der

entzückte Vater des Siegers steht unter den Zuschauern, auch Sokrates wird man gewahr, und die Priesterinnen der Ceres (die einzigen welche den Spielen beiwohnen durften) sitzen dem Richter zur Seite. Diese Priesterinnen hat der Mahler als außerordentlich schöne junge Mädchen dargestellt, und ihre Schönheit wird durch das Costüm noch erhöht; eine derselben erhebt sich unwillkührlich von ihrem Sitze, und ihre mit liebenswürdiger Naivetät nach dem Sieger hinstrebende Stellung, scheint anzudeuten, daß sie mehr Theil an ihm nimmt, als einer Priesterin geziemt, auch wird sie von einer ihrer Schwestern sanft zurückgedrückt. Diese Gruppe, so reizend sie ist, scheint mir deshalb ein Fehler in dem Gemählde, weil sie das Auge, von der Hauptsache ab, zu sehr auf sich, und immer wieder auf sich zieht. Auch ist vielleicht der Sieger ein wenig steif, und das Kolorit seines Körpers nicht das beste. Doch ich bin, Gott sey Dank, nicht Kenner genug, um zu kritisiren; ich habe empfunden, das ist genug. — Von St. Ours ging ich zu dem berühmten Deluc, einem sehr wakkern alten Manne, der mir sein schönes Kabinet von Steinen, Laven und Conchylien mit

der größten Bereitwilligkeit zeigte. Schade, daß ich so wenig davon verstehe! Er erklärte sich sehr stark gegen die Hypothese, daß die sogenannten Mondsteine wirklich aus Mondvulcanen auf unsere Erde herabgeschleudert würden. Das Gravitations-Gesetz, meinte er, lasse es durchaus nicht zu, daß irgend ein Stäubchen sich von seinem Planeten entferne. Was er überhaupt über die Vulcane und ihre Entstehung sagt, ist äußerst interessant. Ohne Seewasser, meint er, könne es keine Vulcane geben: immer werde man diese nur in der Nähe der See finden; das Seewasser sey durchaus nothwendig, um jene Gährung hervorzubringen. Anfangs sey jeder Vulcan nur ein bloßes Loch in der Erde, welches nach und nach, durch das Jahrtausende lang fortgesetzte Auswerfen, zum Berge werde. Als ich ihm lächelnd einwandte, daß auf diese Weise eine ungeheure Zeit dazu gehöre, z. B. den Aetna zu schaffen, und daß dadurch das biblische Alter der Welt verdächtig werde, leugnete er das, weil die Vulcane von Anbeginn sich vielleicht schon unter dem Wasser zu Bergen zu bilden angefangen hätten, wie auch die vielen Seethiere auf ihren Gipfeln bewiesen — Ich hätte

ihm gern noch Stunden lang zugehört, aber freilich kann ich Laie Ihnen das nicht so wieder erzählen. —

Das Theater in Genf fand ich nicht ganz schlecht. Man gab unter andern Monsieur de Crac dans son petit Castel, worin einige gute Komiker auftraten. Die Loge des Maire sieht aus, wie ein Papagaien-Käfich; denn sie ist rings umher mit Drath beflochten. Eine sonderbare Auszeichnung. — Die häßliche Mode der Schauspieler, Löcher in den Vorhang zu reißen, um ihre Nasen hindurch zu stecken, herrscht zwar auch hier, aber wenigstens hat man auf eine Weise, die ich noch nirgend gesehen, dafür gesorgt, daß aus den Löchern keine Schlitzen werden! man hat sie nehmlich mit Blech eingefaßt. In Berlin verdankt man es Iffland (dem man so vieles verdankt), daß dieser Uebelstand von dem Vorhange verschwunden ist. — Lieber, als alle Dekorationen des Genfer Theaters, hätte ich den Monc blanc gesehen, der mir leider nicht die Freude machte, aus seinem Wolkenschleier hervor zu treten. Doch dieser Altvater bleibt ja, wo er ist, und ich hoffe, ihn einmal auf derselben Stelle wieder zu finden. Eine andere

Merkwürdigkeit von Genf hingegen habe ich ungern vermißt. Die berühmte Verfasserin der Delphine nehmlich hatte sich auch in ihren Schleier gewickelt, und war, ich weiß nicht wohin gereist. Zum vollgültigen Ersatz für diese zerstörte Hoffnung fuhr ich nach Ferney, und betrat dies Heiligthum mit klopfendem Herzen. Ich hatte in Petersburg das Modell davon gesehn, (es steht in der Eremitage in Voltaire's Bibliothek), und erwartete daher, was die Gebäude betrifft, mehr als ich fand; so wie gewöhnlich eine gemahlte Stadt sich besser ausnimmt, als eine wirkliche. Doch um des sogenannten Schlosses Ferney willen war ich ja auch nicht hierher gekommen; nur den Ort wollte ich betreten, wo Voltaire gelebt, gewandelt, gedichtet; in den Empfindungen wollte ich schwelgen, die an einem solchen Orte eine reizbare Phantasie so leicht erweckt. Das Haus gehört freilich jetzt, ich weiß nicht welchem Kaufmann; aber er hat Achtung für Voltair's Andenken bewiesen, indem er dessen Schlafzimmer ganz so gelassen, wie Voltaire es bewohnte.

Da stand noch sein Bett mit den verblichenen gelbseidenen Umhängen, da hing noch

Le Kains Portrait über dem Bett, Friedrich der Große daneben, eine Stickerei der Kaiserin Katharina und so manches andere. In einer Nische war noch die Urne zu sehen, in welcher sein Herz gelegen, mit der Unterschrift: „ich bin zufrieden, denn mein Herz bleibt unter euch.“ In einem andern Zimmer fanden wir noch das Billard, auf dem er zu spielen pflegte, und — auch noch eine lebende Reliquie wandelt im Hause herum, ein alter Prediger, der 9 Jahre hier mit Voltaire gelebt hatte. — Ich kann die sonderbare Wehmuth meiner Empfindungen nicht in Worte kleiden. Sie, liebe Freundin, so reich an Zartgefühl, verstehn mich ganz, auch ohne Worte.

Hier endet meine Reisebeschreibung durch die Schweiz, der Sie wenigstens nicht Weitläuftigkeit vorwerfen werden. Mache ich einst eine Fußreise in diesen romantischen Gegenden (und das ist mein fester Vorsatz), dann — ja dann hoffe ich auch mehr zu empfinden, als zu schreiben. — Zu Fuß muß man die Schweiz besuchen; das Reisen im Wagen ist äußerst langweilig und sehr theuer. Wenn so ein Schweizer Kutscher mit seinen wohlgemästeten Pferden Sie in einem Tage vier bis fünf

Deutsche Meilen fortgeschneckelt hat (verzeihen Sie mir das neue Wort, es ist bezeichnend), so meint er Wunder wie viel gethan zu haben, und dann müssen Sie ihm für seine zwei Pferde drei Laubthaler bezahlen, und eben so viel für den andern Tag, wo er ledig zurückgeht; dabei sind Sie gezwungen, Mittags und Abends still zu liegen, wo es ihm beliebt, und sich in den theuren Wirthshäusern prellen zu lassen. Das letztere geschah jedoch, gegen meine Erwartung, weniger in kleinen Städten und Dörfern, als in den besten Wirthshäusern der großen Städte, die oft nicht einmal so gut waren, als die der kleinen. Fast überall war die Bedienung schlecht. Ein Beispiel mag für viele gelten. Ich fahre zu Lausanne in den goldnen Löwen, den Reichardts Guide de voyageurs als den besten Gasthof nennt. „Ist hier Platz?" frage ich den Kellner, der an den Wagen tritt. — Ja. — „Aber," fahre ich fort (weil ich schon einigemal durch ein solches Ja betrogen worden war) „auch guter Platz?" — O ja. — „Ich brauche zwei Zimmer." — Zu Befehl. — Man führt mich drei schlechte Treppen hoch, durch allerlei schmutzige Winkel, und zeigt mir —

Ein

Ein Zimmer. „Wo ist das andere?" — Zwanzig Schritte davon. — „Ich wünsche die Zimmer zusammenhängend." — Sind nicht zu haben. — Wohlan, ich begnüge mich, finde aber in beiden Zimmern keinen Tisch. — Man bringt endlich Tische. Ich bestelle Thee. Nach einer guten Stunde wird er fertig. — Ich frage: wann kann ich morgen früh Kaffee haben? — So früh Sie befehlen. — Um fünf Uhr? — O ja. — Der Morgen kommt, aber kein Kaffee. Ich will klingeln, aber es giebt keine Klingel. — Im Kamin unter der Asche glimmen noch Funken; ich will mir selbst Feuer machen, aber — es ist kein Blasebalg da. — Endlich bringt mein Bedienter um sechs Uhr den Kaffee. — Warum so spät? frage ich. — Alles schläft noch im ganzen Hause; die brummende Köchin hat er herausgetrommelt. — Und der Kellner, der gestern versprach? — Er schläft. — Und der Hausknecht, der Feuer im Kamin machen soll? — Er schläft. —

Alle diese Vernachläßigungen und Hudeleien sind Kleinigkeiten, wenn Sie wollen; aber gestehen Sie, daß man ärgerlich darüber werden kann, besonders wenn man, troß der

Unordnung, so über alle Gebühr bezahlen muß. Ein Wachslicht wurde mir in dem nehmlichen Hause zu einem Franken (8 oder 9 gute Groschen) angerechnet, ein Abendessen von drei Schüsseln für die Person einen Laubthaler u. s. w. — Für einen Menschen, der, so wie ich, früh aufzustehen gewohnt ist, ist es höchst unangenehm, daß man in der Schweiz und in Frankreich so lange schläft. In Genf, wo ich aux balances wohnte, sagte mir der Kellner geradezu: er könne so früh keinen Kaffee schaffen; denn — die Russen und Engländer tränken ihn weit später. — Am besten thut man, alles bei sich zu führen, mit eigenem Feuerzeuge ein warmes Zimmer zu machen, und beim Kamin seinen eigenen Kaffee zu kochen. — Glücklicher Weise gilt es auf Reisen vom Guten wie vom Bösen, daß man die Dinge oft anders findet, als man sie sich vorgestellt hatte. So war mir z. B. vor der französischen Douane sehr bange gemacht worden: man visitire sehr streng, man werfe alles durch einander, man sey grob. Von dem allen fand ich das Gegentheil. Die Grenz-Zollbeamten waren sehr höflich, warfen einen Blick in meinen Paß, öffneten meinen Koffer

nur obenhin, und hielten mich keine fünf Minuten auf. Die Visitatoren nahmen zwar eine Kleinigkeit; aber ein anderer Beamter, der dabei stand, und mir mehr zu bedeuten schien, fand sich fast beleidigt, als ich ihm eine Erkenntlichkeit in die Hand drücken wollte. — Einigen neueren Nachrichten zufolge hatte ich befürchtet, die Hälfte des Werthes meines Reisewagens deponiren zu müssen; aber niemand dachte daran, mir etwas abzufordern. Das Gesetz gilt nur von Englischen Wagen, die zur See eingebracht werden.

Cerdon.

Unaussprechlich angenehm bin ich durch die Reise von Genf bis hierher überrascht worden. Ich wußte nichts davon, daß ich hier Gegenden sehen würde, welche alles, was ich in der Schweiz erblickte, weit hinter sich lassen. Jedermann reist in die Schweiz, und sagt sein Wörtchen darüber, und meint, nun habe er das Herrlichste bewundert, was die Natur zur Schau gestellt; aber sicher würden die meisten gleich mir staunen, wenn sie nun ihren Weg nach Lyon fortsetzten, wenn sie durch das Fort Ecluse sich durchwänden, wo

zwischen der rauschenden Rhone und den gethürmten Felsen jeder Eidechse der Weg verschlossen scheint; wenn sie die wilden, fürchterlich romantischen, schroffen Klippen sähen, von welchen in kleinen, kaum hundert Schritt weiten Entfernungen, die Wasserfälle bald stürzen, bald tröpfeln, oft auch nur durch die Steine schwitzen, und ganze Berge mit einem flimmernden Glanze überziehen. So windet man sich bis in die Gegend von Avranchy, und sieht immer unter seinen Füßen die tausend Krümmungen des murrenden Rhone, der vergebens seinen Schaum zu den zahllosen Weinbergen hinaufzuspritzen strebt; bis er sich endlich brüllend in eine grundlose Felsenschlucht stürzt, und — ganz von der Oberfläche der Erde verschwindet; dreihundert Schritte weiter bricht er mit Ungestüm wieder hervor, um aufs neue seiner Braut, der Saone, entgegen zu eilen. Die Strecke Landes, unter der er tief im Schooß der Erde fortrollt, ist oben mit ausgewaschenen und durchlöcherten Felsenstücken bedeckt; denn in der Regenzeit ist das Grab, welches den Rhone verschlingt und wieder ausspeit, zu klein, um alle seine Gewässer zu verschlucken: sie wälzen dann zum Theil

sich oben fort, und so laufen zwei Flüsse über einander, nur durch eine dünne Felsenschicht geschieden. — Sie fahren weiter, und glauben jeden Augenblick, das Ende des Weges vor sich zu sehen; aber dort, wo die Felsen sich zu schließen scheinen, krümmt sich plötzlich der Pfad zwischen ihnen hindurch, und eine neue romantische Welt öffnet sich Ihren erstaunten Blicken: bald ist es ein kleiner See, der einem Erdfall gleicht; bald sind es schroffe Felsen, an denen unbegreifliche Fußsteige sich hinaufwinden, und wo Sie zwischen bizarr gethürmten Steinmassen der Natur einen Weinberg abgetrotzt sehen; bald sind es einsame Mühlen an Klippen gelehnt, von welchen sich Wasserfälle auf die Dächer herabzustürzen scheinen. Von ununterbrochenem Staunen gefesselt, gerathen Sie so bis in die Gegend von Nantua, in ein Thal, welches ich das Thal der Verzweiflung nennen möchte. Etwas so wild Schauerliches sah ich nie. Die einzelnen zerstreuten Häuser scheint irgend ein Robinson erbauet zu haben, der in der großen Welt Schiffbruch litt. Hier, wie auf Novazembla, ist die Sonne im Winter nicht sichtbar: die schwarzen nackten Felsen wölben sich zum Ker-

ker, kein Vogelgesang mischt sich in das Rauschen der Quellen, die von den Klippen herabschäumen, und kühle Moräste umschließen die kleinen Ackerplätze, die der mühsame Fleiß des Menschen der wilden Natur abgebettelt hat. — Doch siehe, eine abermalige Krümmung des Weges, und plötzlich sind Sie mitten in Nantua, einem freundlichen Städtchen, trotz den Felsen, die über allen Häusern hervorragen. — Aber kaum haben Sie es verlassen, so umgiebt Sie abermals die mahlerische Wildniß: Felsen und ein See klemmen den Reisenden; aber es sind nicht mehr die wellenförmigen Bergrücken; es sind seltsame Gestalten von aufrecht stehenden Steinen, die irgend eine Umwälzung der Erde im grauen Alterthume in und auf einander schob, Gestalten, von denen man zuweilen schwören sollte, es wären riesenmäßige Statüen, in einem rohen Zeitalter verfertigt. Da steht unter andern gleich hinter Nantua rechter Hand eine Riesengestalt auf einer Klippe, und überschaut, wie ein König des Landes, vermuthlich seit Jahrtausenden, die ganze umliegende Gegend. — Jetzt erblicken Sie auch hier und dort Ruinen alter Burgen; Klüfte und Höhlen, zu de-

nen die Menschen sich nur mit Stricken hinaufwinden können; tiefgefürchte Felsen, die seit Jahrtausenden von den Regengüssen zerackert worden; dazwischen wieder Weinberge und neue Kreuze, Zeugen des Fleißes und der wiederkehrenden Frömmigkeit. Endlich gerathen Sie in ein sehr enges kaltes Thal, von düstern Nadelwäldern beschattet; Sie sehen den Ausgang von einer Felsenwand geradezu versperrt, und hier ist es, wo die Natur — hinter jener Felsenwand, in ihrer ganzen Majestät thronend Ihnen das überraschendste Schauspiel aufgespart hat. Denn plötzlich treten Sie wie aus einer Coulisse hervor, sehen ein schmales lachendes Thal, sehen linker Hand große und kleine Wasserfälle höher und niedriger von den Felsen herabstürzen, große und kleine Bäche herunterrieseln, unten vereinigt durch grüne Wiesen sich fortschlängeln, sehen hinter sich eine zerfallene Burg auf einer gänzlich unterwaschenen Klippe, und weiter links abermals die Ruinen eines Schlosses, dem der wohlerhaltene Wartthurm auf dem entfernteren Bergrücken nicht mehr zum Schutze dient; sehen rechts mit ganz zurückgebogenem Nacken die schroffesten, gleich einer Wand von Quadersteinen

abgeschnittenen Felsen, die hoch oben ein drohendes Gewölbe bilden, unter welchem der Wanderer nur mit Grauen hinwegschleicht; denn hier und dort warnen ihn abgerissene, herniedergerollte Steinklumpen; und unter diesem furchtbaren Gewölbe schimmern dennoch hier und da die blauen Früchte des Weinstocks herab, und dicht am Rande desselben steht ein neues Haus von hervorragenden Steinen in der Luft getragen; den Hintergrund dieses göttlich-schönen Thales schließt das Städtchen Cerdon mit weißen freundlichen Häusern. — Verzeihen Sie, wenn ich, meinem Vorsatz ungetreu, fast zu einer Beschreibung hingerissen worden bin. Ach! hier war es, wo mich zum ersten Male wieder ein Gefühl wehmüthiger Heiterkeit ergriff. — Wahrlich! die Schönheiten des Weges von Genf bis Cerdon sind allein einer Reise werth, und vielleicht am meisten jetzt in der Weinlese, wo man überall die frohen Menschen sich regen und bewegen sieht, und wo jeder lachend bekennt, daß er nicht Gefäße genug hat, den Segen der Natur einzusammeln. Alle Augenblicke begegnen Ihnen große Wagen mit offnen, voll Weintrauben gepfropften Fässern, oder die Fässer

stehen in langen Reihen an der Landstraße, und Alt und Jung ist beschäftigt, die Trauben hineinzustampfen. Lockt Sie der Anblick, sind Sie durstig, so fordern Sie nur: alsobald erscheint eine artige Winzerin, und hält Ihnen einen Korb voll auserlesener Trauben hin. Prenez tant que vous voudrez, sagt Ihnen der Herr des Weinberges, vous ne payerez rien. — Hinter Cerdon wird die Gegend flacher und lieblicher, doch behält sie auch hier noch etwas Majestätisches durch die Kette von Schneegebirgen, die man links in weiter Entfernung gleich lichten Wolken erblickt. — Schade, daß diese herrliche Straße so oft von Dörfern und kleinen Städten unterbrochen wird, oder vielmehr, daß man durch diese hindurch fahren muß; denn etwas Schmutzigeres, als jene Wohnungen, sah ich kaum in Polen.

Lyon.

Ich möchte diese große Stadt eine einzige ungeheure Bude nennen; denn ich habe fast kein Haus gesehen, in dem nicht irgend etwas zum Verkauf ausgestellt wäre: die in der Revolution zerstörten Häuser ausgenommen, deren, leider, sehr viele sind. — Die Ruinen ei-

ner römischen Wasserleitung sind prächtig, und erregen ein angenehmes Staunen. Das alte römische Bad ist unbedeutend, und nur durch den Weinberg merkwürdig, der es jetzt bedeckt. Sehr wohl erhalten ist es freilich, Dank seinem treflichen Cement, von dem unser Führer mir erzählte, daß selbst die Alles zerstörenden Jakobiner vergebens versucht hätten, mit ihren Säbeln etwas abzukratzen. Er zeigte mir die Spuren, welche diese Vandalen hinterlassen hatten. — In einer Kirche stehen vier kostbare Säulen, die, glaube ich, einst einen Altar Kaiser Augusts stützten; aber — noch immer scheint der Vandalismus sich zu regen, — denn ich fand so eben Arbeiter beschäftigt, mit ganz unsäglicher Mühe Löcher in diese harten Säulen zu hauen und zu graben, um — ein eisernes Gitter darin zu befestigen, das sie eben so gut und weit leichter auf eine andere Art hätten befestigen können. Leider waren sogar schon öfters dergleichen Versuche gemacht worden; denn ich sah mehrere Löcher in den Säulen, die mit Kalk wieder zugefüllt waren. — Ein angenehmer Spaziergang am Wasser führt bis zu dem Zusammenfluß der Rhone und Saone, der jedoch bei weitem nicht

den schönen Anblick gewährt, wie der Zusammenfluß des Rheins mit dem Maine. Der Kay, von dem einst einer meiner Bekannten behauptete, er übertreffe den Kay zu Petersburg, ist mit diesem letztern gar nicht zu vergleichen. Dort die breite, majestätische Newa, mit den Pallästen zu beiden Seiten, hier die schmale Rhone mit größten Theils unansehnlichen Häusern; dort der Fußpfad und das Geländer von Granit, hier ein gepflasterter Fußpfad und gar kein Geländer; dort der Strom mit Schiffen und niedlich geschmückten Schaluppen bedeckt, hier mit großen platten Böten, in welchen lange Reihen von Wäscherinnen schmutzige Wäsche auf Bänken klopfen und dann vor dem Auge des Spaziergängers zum Trocknen aushängen. — In einer Fabrik, die ich besah, wurden eben Fensterkissen, zum Auflegen der Arme, für Bonaparte gemacht; sie waren auf blauem Grunde mit Gold und Silber sehr reich gestickt, und kosteten sicher mehr, als vormals das ganze Gehalt dieses außerordentlichen Mannes betrug. — Das Theater in Lyon ist in jeder Rücksicht mittelmäßig. Man gab Eugenie; die Rolle des ersten Liebhabers, Lord Clarendon, wurde von

einem sechzigjährigen Manne gebrüllt, und je ärger er brüllte, je toller klatschten die Zuschauer, auch wenn sie nichts verstanden hatten; denn der Lärm im Theater war fast noch ärger, als zuweilen in Berlin, welches bekanntlich viel sagen will. — Alles schimpft hier auf die Revolution, entweder aus Ueberzeugung, oder weil es jetzt Mode ist, darauf zu schimpfen. Dennoch haben sich noch manche Ueberreste aus den Revolutionssitten erhalten; z. B. Männer aus allen Klassen nehmen den Hut nicht mehr ab, Hausknechte und Postillone sogar treten mit dem Hut auf dem Kopfe zu Ihnen in's Zimmer. Wenn das bloß eine Mode wäre, so möchte es immer hingehen, denn Frauenzimmer und Türken nehmen ja auch die Hüte nicht ab; aber in so fern es ein Zeichen der hochbelobten égalité und fraternité seyn soll, in so fern ist es abgeschmackt.

Zwischen Lyon und Paris.

Wenn Sie jemals eine Reise durch Frankreich machen, so rathe ich Ihnen, es ja nicht mit Ihrem eigenen Wagen, mit Extrapost zu thun; denn Sie werden zwanzig Mal mehr ausgeben, als Sie sich vorgenommen hatten,

und die Schikanen und Neckereien nehmen kein Ende. Zuerst sind die Postverordnungen in Ansehung der Anzahl der Pferde, welche Sie nehmen müssen, die sonderbarsten von der Welt, und Sie werden dadurch ganz in die Hände des Posthalters gegeben. Zwei Personen müssen 3 Pferde nehmen und 4 bezahlen, 3 Personen müssen 4 Pferde nehmen und 5 bezahlen u. s. w. Dabei wird nicht die geringste Rücksicht auf den Wagen und das Gepäck genommen, es sey so leicht es wolle. In Genf spannte man mir 2 Pferde vor, denn in der That bedurfte ich nicht mehr. Einige Stationen weiter gab man mir 3, in Lyon 4, und ich mußte 5 bezahlen; endlich drang man mir gar auch 2 Postillions auf, um des doppelten Trinkgeldes willen. Hierzu kommt denn noch das Geld für die Barriere, welches für jede Lieue erhoben wird, und jedes Mal 12 Sous ausmacht. Noch nicht genug! Sie geben einen Louis zu wechseln, man bringt ihn nach einer Viertelstunde zurück, und behauptet, er sey zu leicht, Sie müssen 20 bis 40 Sous daran verlieren; oder man sagt gar, er sey falsch, tauscht auch wohl Ihren ächten Louis gegen einen falschen aus, wie mir wirklich wi-

verfuhr. Oder Sie bezahlen in Laubthalern, die nimmt man nicht, weil sie beschnitten sind. Oder Sie wollen in kleiner Münze bezahlen, die giebt man Ihnen zurück, weil sie zu glatt ist, der Stempel darf nicht im Geringsten verwischt seyn. Zwar, wenn Sie Gold wechseln, so erhalten Sie sicher jedes Mal eine ganze Hand voll solcher glatten Münze zurück, und wenn Sie sie nicht nehmen wollen, so beweiset man Ihnen Stück für Stück, daß sie ächt sey, und, dem Gesetz zu Folge, Jedermann sie nehmen müsse; wollen Sie aber dem nehmlichen Mann einige Minuten nachher wieder damit bezahlen, so schlägt er sie ganz trocken mit den Worten aus: ça n'est pas marqué. Da mögen Sie sich ärgern, wie Sie wollen, es hilft nichts, und Sie bringen sicher am Ende eine ganze Tasche voll glatter Münze mit nach Paris. — Das ist noch nicht Alles. Reisen Sie mit Extrapost, so scheint das gleichsam eine Aufforderung an alle Gastwirthe zu seyn, Sie ganz unverschämt zu prellen. Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst in einer kleinen Stadt für einen Eierkuchen und eine Bouteille Landwein, (der an Ort und Stelle 8

bis 12 Sous kostet) zwei Laubthaler habe bezahlen müssen. In großen Städten und Wirthshäusern kommt vollends noch die unersättliche Habsucht der Domestiken hinzu; in Lyon z. B. waren deren nicht weniger als zehn, die Trinkgeld verlangten, die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Feuer machen und Essen bringen, eine andere, die das Bett macht; wieder eine andere, die Kaffee und Thee bringt, dann verschiedene Hausknechte, der Kutscher und endlich noch ein Stallknecht, der den Reisewagen gewaschen hatte. Da können Sie sich nicht anders durchschlagen, als mit dem vollen Beutel in der Hand. — Diese schreckliche Jagd auf fremde Beutel rührt zum Theil von der großen Armuth und von dem Mangel an Reisenden her, über den ich überall klagen hörte. Die Engländer, die sonst am meisten reisen und Geld verschwenden, dürfen sich nicht mehr sehen lassen, und eine Menge anderer Reiseliebhaber lassen sich durch die kriegerischen Zeiten abhalten. Das ungebührliche Erpressen der Gastwirthe und Posthalter ist aber wiederum auf der andern Seite Ursache, daß selbst die wohlhabendsten und angesehensten Leute in Frankreich nicht mehr mit Extrapost reisen. —

Unzählige Diligencen, sogenannte Berlinen und Cabriolets durchkreuzen alle Straßen; sie sind sämmtlich bequem, in Ressorts hangend, und gehen fast schneller als die Extraposten. Der Reisende kann, wenn er Bequemlichkeit liebt, einige Plätze mehr bestellen, als er wirklich braucht, ja er kann die ganze Berline für sich allein nehmen, und es wird ihm immer noch nicht die Hälfte von dem kosten, was er für Extrapost ausgeben müßte. In allen Wirthshäusern findet er einen guten Tisch für sehr mäßige Preise; der Conducteur macht die Auslagen und sorgt für Alles; mit den Postillionen hat er nichts zu schaffen, und für Wagenreparaturen braucht er nicht zu sorgen. Aller Aerger und alle Prellerei fallen auf diese Weise hinweg, und ich rathe daher einem jeden, seinen eignen Wagen in einem Grenzort stehen zu lassen, besonders wenn er etwa, so wie ich, seinen Reisewagen in Berlin gekauft hat; denn dort wird oft so schlechtes, mürbes Eisen verarbeitet, daß man auf den gepflasterten Chausseen in Frankreich alle Augenblicke genöthigt ist, etwas repariren zu lassen, und da ist denn oft der Schmidt so unverschämt, für eine simple Schraube oder ein kleines zusammen geschmiedetes

detes

detes Stückchen Eisen, zehn Thaler zu fordern. — Verzeihen Sie mir diese kleinen Details, zu Gunsten so mancher unerfahrnen Reisenden, denen sie nützlich werden können.

Ich schließe mit einer auffallenden Bemerkung: zu Montargis, und noch weiter hin an mehreren Orten finden Sie beim Ein- und Ausfahren eine Inschrift, die irgendwo so angebracht ist, daß sie jedem in die Augen fallen muß; diese Inschrift sagt ungefähr: Citoyens! respectez les propriétés, elles sont le fruit de l'industrie, etc. *) Rührt das etwa noch aus den Zeiten der Revolution her? Warum streicht man es jetzt nicht durch? — Oder ist eine solche Ermahnung jetzt noch nöthig? das wäre schlimm! —

Wenn man von Lyon nach Paris kommt, stellt diese ungeheure Stadt sich prächtig dar, weil man, in einer geringen Entfernung, auf eine Anhöhe gelangt, von der man die ganze im Halbcirkel umherliegende Häusermasse fast mit einem Male übersieht, und weil zugleich im Hintergrunde der Montmartre, sammt den übrigen Hügeln, sich amphitheatralisch er-

*) Bürger! ehrt das Eigenthum, es ist die Frucht des Fleißes, u. s. w.

heben. Von der Seite von Straßburg hingegen wird man von Paris kaum eher etwas gewahr, bis man sich schon in den ersten schmuzigen Gassen befindet, wodurch natürlich der erste Eindruck ungünstig würkt. — Uebrigens fährt man so ungehindert in die Stadt Paris hinein, als ob man in sein eignes Haus führe. Keine Zollbeamten, keine Schildwachen, kein Visitiren, kein Fragen nach Stand, Nahmen und Geschäften; der Fremde gelangt bis ins Wirthshaus, ohne daß irgend Jemand eine Mine macht, sich um ihn zu bekümmern; und selbst im Wirthshause frägt Niemand nach seinem Passe.

Die

Straßen von Paris,

in

vier Briefen an eine Dame geschildert.

Erster Brief.

Liebe Freundin! das Sprichwort: „sage „mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir „sagen, welch ein Mensch Du bist," möchte wohl mancher Ausnahme unterworfen seyn, denn nur sehr unabhängige Menschen können ihren Umgang sich nach Belieben wählen. Ich mögte dagegen ein anderes Sprichwort vorschlagen, und ihm das Bürgerrecht verschaffen: „sage mir, wie es in deiner Wohnstube aus„sieht, und ich will Dir sagen, welch ein „Mensch Du bist." — Auch hier würden Ausnahmen zuweilen die Regel Lügen strafen; aber im Allgemeinen fordere ich jeden Leser auf, unter seinen Bekannten umherzuschauen, ob nicht die Physiognomie des Wohnzimmers gewöhnlich der Physiognomie des Bewohners auf ein Haar gleiche? — Sie fragen, wozu dieser Eingang? — Meine Antwort ist: wir sind jetzt in Paris; die Hauptstadt ist gleichsam das Wohnzimmer einer Nation, und wenn es mir also gelingt, Sie mit dem heutigen Paris ein wenig näher bekannt

zu machen, so denke ich Ihnen auch die Nation zum Theil geschildert zu haben.

Ich bitte mir Ihren Arm aus! — Wozu? — Um bei dem schönen Herbstwetter einen Spaziergang durch die Straßen von Paris zu machen. Er wird Sie nicht gereuen. Kein Fremder sollte einen solchen Spaziergang versäumen, denn die Quays, Boulevards u. s. w. bieten vom Morgen bis zum Abend das unterhaltendste Schauspiel dar. So oft Zeit und Witterung es mir erlaubten, bin ich zu Fuß herum geschlendert, bin überall stehen geblieben, wo ein Häuflein sich sammelte, habe gesehen, gehört, auch gegafft, wenn Sie wollen, mich treflich amüsirt, und nebenher auch nicht selten ein Körnlein der Erfahrung in mein Gedächtniß niedergelegt. Folgen Sie mir getrost. — Sieh da, ein Glücksrad von Glas. Wundern Sie sich nicht. Die Extreme berühren sich. Die aufgeklärteste Nation von Europa scheint zugleich die abergläubigste. An allen Ecken und Enden der Stadt finden Sie listige Menschen, die unter allerlei Formen, auf allerlei Manier, die Vorübergehenden herbei lokken, um ihnen untrüglich zu verkündigen, welche Nummern bei der nächsten Ziehung aus

den zahlreichen französischen Lotto's hervorgehen werden, und immer ist ein solcher Prophet von einem dichten Kreise umgeben. Hier, dies schmutzige Glücksrad, es hat oben ein vierekkiges Loch; der zerlumpte Kerl, der da hinter steht, hat sich von einem Gänserückenknochen ein Ding gemacht, welches die spielenden Kinder in Deutschland einen Hippuff (Hüpfe auf) zu nennen pflegen; das Ding setzt er mit vielem Ernste auf das Loch, ahmt, fast ohne die Lippen zu bewegen, die Sprache des Pulcinells nach, und es klingt gerade so, als ob ein kleiner Dämon in dem Rade säße, und die Vorbeigehenden anriefe. Treten nun die Neugierigen hinzu, so springt plötzlich der Hippuff von dem Loche, und die geistige Stimme ladet unter glänzenden Versicherungen, die ohnehin schon zuckenden Hände der Umstehenden ein, die gewinnenden Nummern zu ziehen. Zwei Sous ist der gewöhnliche Preis aller solcher unfehlbaren Weissagungen. — Dort hat ein andrer eine große Tafel mit Buchstaben aufgestellt. Sagen Sie ihm nur den Anfangsbuchstaben Ihres Namens, sogleich zieht er ihn aus der Tafel, und in einem da hinter befindlichen Loche liegt alles, was Sie zu wissen wünschen.

— Diese Art zu prophezeihen hat aber ein Dritter, wie billig, zu einfach gefunden. Betrachten Sie einen Tisch, auf dem allerlei kleine, niedliche Figuren, durch ein Uhrwerk getrieben, herumschnurren. Auf den ersten Blick sieht das gar nicht aus, wie das Heiligthum eines Lottopropheten, bald aber werden Sie gewahr, daß an der Mittelstange, die durch den Tisch geht, über den Puppen ein Thierkreis befestigt ist, an dem die Monate zu lesen sind, und der sich auch mit herum dreht. Noch höher hinauf erblicken Sie abermals einen Kreis, der die neunzig Zahlen trägt. Nun belieben Sie nur mit Ihrem Finger eine Puppe zu bezeichnen, auf deren Gabe der Weissagung Sie sich am meisten verlassen, etwa hier diesen türkischen Kaiser, der den Scepter so majestätisch in die Höhe reckt; sogleich fangen sämmtliche Figuren an zu laufen, der Thierkreis dreht sich, die Lottonummern drehen sich gleichfalls und — Sie harren geduldig. Jetzt ist das Uhrwerk abgelaufen, der türkische Kaiser steht und deutet mit seinem Scepter auf den Monat August, grade über diesem ist die Nummer 78 zu lesen, und was ist also natürlicher und gewisser, als daß Sie im Monat August diese

Nummer besetzen, und große Summen darauf gewinnen werden. Sie lachen darüber, daß die Menschen sich so ernsthaft zu einem Kinderspiel hergeben? — Mit Gunst, ist es denn im Grunde etwas anders, als wenn ein Philosoph auf seinen Katheder tritt und mit zwei demonstrirenden Fingern den Vorhang der Zukunft aufrollt, wie ein Stück Papier? — Lassen Sie uns weiter gehen, dorthin, wo die prächtige Inschrift prangt: goldene Kette des Schicksals. Diese kostbare Kette besteht aus neunzig Patronen von Goldpapier, und ist wie abzuhaspelndes Garn auf ein Rad gewunden, welches ein Blinder dreht. Sie wählen eine von diesen Patronen oder Hülsen, der Blinde öffnet sie, und die darin enthaltene Nummer macht abermals Ihr Glück. — Wollen Sie aber durchaus Ihr Glück im Lotto nicht machen, so werden Sie doch wenigstens neugierig seyn, Ihre künftigen Schicksale zu erfahren, auch die vergangenen, wenn es Ihnen beliebt. Dort vorm Pont-neuf steht ein solcher Wundermann, der sich sogar ausdrücklich als von der Polizei privilegirt ankündigt, und der zwar auch sein Talent hauptsächlich dem Lotto gewidmet hat, (weil die

Menschen doch noch weit lieber Geld gewinnen, als in die Zukunft schauen,) der aber auch nebenher auf Ihr Verlangen für zwei Sous das Buch des Schicksals aufschlägt, und mit einer wundernswürdigen Geläufigkeit alles her erzählt, was geschehen ist und geschehen wird. Ob zwanzig oder dreißig Menschen hintereinander aus verschiedenen Ständen, Altern und Geschlechtern seine Kunst auffordern, das verwirrt ihn gar nicht; er fixirt Einen nach dem Andern, lies't in den Augen und der ganzen Physiognomie, spricht zu jedem Einzelnen wohl zwei Minuten lang, ist dabei sehr ernsthaft, drückt sich vortrefflich aus, sagt in einer halben Stunde (so lange ungefähr stand ich dabei) gewiß die nehmliche Sache nicht zweimal, stockt und stottert nie, macht am Ende eine kleine Verbeugung, fordert nichts, wendet sich zu dem Folgenden, nimmt, was der Vorhergehende ihm in die Hand steckt, und fährt damit in die Tasche, ohne es anzusehen. Der Mensch wäre sicher in einer andern Lage ein trefflicher Redner geworden. Das Drolligste bei der Sache sind die Gesichter der Fragenden. Eine hohe Andacht, eine gänzliche Ergebung und ein fester Glaube malen sich unver-

kennbar in allen Zügen. Da der Mann sich, besonders was die Vergangenheit betrifft, immer mit einer so künstlichen Zweideutigkeit ausdrückt, daß es nicht fehlen kann, er muß mit Hülfe der bereitwilligen Einbildungskraft der Zuhörer hie und da die Wahrheit treffen; so hab' ich oft gesehen, mit welchem Erstaunen man ihn angaffte, und wie manches Frauenzimmer mit Thränen in den Augen sich von ihm wandte. Die nehmlichen Pariser also, die vor wenigen Jahren die Göttin der Vernunft freilich nur auf den Schultern herumtrugen, die nehmlichen glauben an Wahrsagerey und umringen hundertweis den ersten besten verschmitzten Propheten. — Unerschöpflich ist der Franzose in artigen, gefälligen Wendungen, die, wenn man gleich weiß, es ist nichts dahinter, jedem Zuhörer ein zufriedenes Lächeln ablocken. Da steht ein Kerl, der auf seinem Zeigefinger ein Puppenröckchen dreht, dann und wann ein Teufelchen herausgucken läßt, und indem er die Hand plötzlich gen Himmel schleudert, ruft: dort fliegt es! Diesen matten Spaß würzt er ganz allerliebst durch eine fließende Erzählung alles dessen, was das Teufelchen auf seinem Fluge über Paris zu sehen

bekommen wird, bald die Kanonierböte auf der Seine, von welchen er sogleich eine pompöse Beschreibung hinzufügt, bald eine Jungfer, die eben aus dem Bette steigt, und die er so reizend als möglich schildert. So reichen Stoff aber auch sein dem diable boiteux nachgebildeter diable volant ihm noch gäbe, so weiß er doch seine Unterhaltungen geschickt zu wechseln. Plötzlich ruft er einen Knaben aus dem Haufen hervor; der Junge ist etwa zehn Jahr alt. Er legt ihm die Hand auf den Kopf: „bist du verheirathet?" fragt er ihn ganz feierlich. Der Junge gafft ihn mit großen Augen an, und sagt: nein! „Schwöre," fährt der Spasmacher mit hohler Stimme fort: „schwöre daß du nicht verheirathet bist!"

Der Junge muß die Hand in die Höhe recken und schwören. „Nun so will ich dich glücklich machen." Er giebt ihm eine Büchse, in welche er nach Belieben so oder so viel hundert Louisd'or zu zaubern verspricht. Doch ehe er seine Gauckelei anfängt, wendet er sich sehr galant zu dem Publikum. „Sie könnten „fragen, meine Herren, warum ich, bei die„ser Leichtigkeit Gold zu schaffen, nicht mich „zuerst glücklich mache? C'est que je le suis

„déjà. Ich bin es schon längst. Alles was „ich hier thue, geschieht blos zu Ihrem Ver„gnügen." — Und hierauf zaubert er denn die Büchse voll Gold, wenigstens wird sie ihm so schwer in der Hand, als ob Gold darin sey. Freilich findet sich beim Aufmachen nur ein Stein, aber was kann der Künstler dafür, daß der Knabe nicht ehelich geboren, oder doch von seiner Mutter in die Welt gelogen worden ist. Er versichert mit einer pfiffigen Mine, daß ihm das in Paris sehr selten widerfahre, und hüpft schnell wieder auf einen andern Gegenstand. — Alles das sind nur Possen für das Volk, aber sie werden ohne Schmutz vorgetragen, und sind doch in der That nicht ohne Witz. Gestehen Sie, daß die Nation, unter welcher das gemeine Volk solchen Witz herzlich belacht, in der That in seiner Bildung einen Schritt vor vielen Nationen voraus hat. — Doch lassen Sie uns weiter zu seinem Nachbar gehen. Der paßt sorgfältig auf, wenn der Witzling, den wir eben verließen, eine Pause macht, — dann ruft er sogleich mit heller Stimme: Meine Herren, während mein Nachbar Athem schöpft, erlauben Sie mir, ihnen ein höchst merkwürdiges

Experiment zu zeigen. Ohne die Antwort abzuwarten, trägt er ein Kästchen herum, aus welchem er Fragen ziehen läßt, die sich auf Geld, Gesundheit, Liebe, Treue oder Untreue des geliebten Gegenstandes, zu hoffende Posterität u. dgl. beziehen. Während man die Frage aus dem Kästchen greift, steht der beantwortende Tausendkünstler fern davon, um zu beweisen, daß er gar nicht nöthig hat, den Inhalt der Frage zu kennen. Dann erhält man von ihm, für baare zwei Sous, erstens eine Beantwortung der Frage, zweitens eine völlige Charakteristik des Fragenden, worin sein Humor, seine Fehler und Tugenden ihm aufgezählt werden, mit hinzugefügtem guten Rathe, wie er sich künftig zu benehmen habe; endlich drittens auch noch die fünf Nummern, welche bei der nächsten Ziehung des Lotto hervorkommen werden; alles gedruckt auf ziemlich weißes Papier. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie der Mann, bei seinen Auslagen, von den zwei Sous noch soviel profitiren kann, daß er das lustige Leben fristet. — Dieser Gedanke drängt sich mir oft auf. Hören sie z. E. den Menschen dort, der allen Vorübergehenden mit lauter Stimme für zwei

Sous die Regeln des Piquet Spiels gedruckt darbietet. Die Broschüre ist ein paar Bogen stark, ich sehe nicht Einen unter Tausenden, der sie ihm abkauft, und doch finde ich ihn schon seit 14 Tagen immer auf derselben Stelle, und doch lebt er. Hören Sie jenes Mädchen, das täglich sich heiser schreit: cinquante cure-dents pour deux Sous! (50 Zahnstocher für zwei Sous). Auch dies Mädchen hat einen sehr geringen Absatz von ihrer Waare; sie ist häßlich, Niemand kauft ihr ab, und doch lebt sie. — Nein, da lob' ich mir die pfiffigen Köpfe, deren Industrie auf das unerschöpflichste Ding, die Neubegier der Menschen berechnet ist. Hier steht ein altes Weib und liest mit kreischender Stimme von einem bedruckten Blättchen Löschpapier, was in der letzten Sitzung des Staatsraths vorgegangen. Kaum schließt sie den zahnlosen Mund, so eröffnet schon ihre ältere Nachbarin die blassen Lippen, ergießt sich in einen Strom von gedruckter Beredsamkeit über die Treulosigkeit der Engländer; deutet dabei auf den Holzschnitt der ihr Blatt verziert, und auf welchem der König von England sehr übel behandelt wird. Den angenehmen Vortrag beider Weiber hört

man gratis und kauft ihre Blätter für einen Sous. — Lassen sie von den Hexengestalten zu jenem hübschen, runden Mädchen uns wenden, die ein bescheidenes Tischchen aufgeschlagen, auf dem etwa ein halbes Dutzend zinnerner und plattirter sehr schmutziger Leuchter stehen. Sie hat einen wollenen Lappen in der Hand, den sie in ein rothes Pulver taucht, und während sie die Leuchter herrlich blank putzt, preist sie mit einer äußerst geläufigen Zunge und einem Grübchen in den Wangen, die Wunderkraft ihres Pulvers an. Sie fordert Fingerhüte und Schnallen von den Umstehenden, sie giebt sie neu zurück, sie verspricht sogar die Flecken aus dem Gesichte mit ihrem Pulver zu vertreiben. Niemand wollte aber sein Gesicht zu diesem Experiment hergeben. Ein lustiger Kriegsmann zieht vorüber; er zeigt ihr eine Narbe auf der Backe, er fragt lachend, ob sie auch wohl diese wegschaffen könne? Sie antwortet, o ja! und verspricht ihm zu dem Ende einen Besuch in der Dämmerung. Ich wette, das Mädchen hat da ein Pulver erfunden, das mehr einträgt und weniger kostet als das Goldpulver der berühmten Alchymisten. — Aber was will denn der Matrose mit seinem

Mi-

Mikroskop? wo hat er das beschmutzte mit Drath zusammen geflickte Ding aufgetrieben? was zeigt er dadurch? — Nichts mehr und nichts weniger als einen Floh. Dafür bezahlt man ihm einen Sous. — Ei nun, sein Nachbar, hundert Schritt davon, weiß auch aus Kleinigkeiten Vortheil zu ziehen. Der Schlaukopf hat sich ein paar Bogen von dem Papier zu verschaffen gewußt, welches die Maler zum Durchzeichnen brauchen, und zeigt nun dem erstaunten Pöbel für einen Sous, wie man in der größten Geschwindigkeit Gemälde kopiren könne. — Treten wir einen Augenblick in diese Bude. Hochtönend verkündet die Inschrift ein Wunder: „wer nicht „glauben will, der komme und sehe!" und was denn? einen Floh, der einen Elephanten zieht; einen Floh, der einen Wagen mit sechs Pferden, nebst Herren und Damen herumkutschirt; einen Floh, dem eine metallene Kugel mit einer goldenen Kette an den Fuß befestigt worden, und der lustig damit hin und her hüpft. Alles das ist nicht erlogen. Es hat sich wirklich ein Mensch die ungeheure Mühe gegeben, Elephanten, Wagen, Ketten u. s. w. von Gold so fein zu verfertigen, und dem

Floh Fesseln anzuschmieden. Was aber noch weit spashafter ist und von einer seltsamen Erfindungsgabe zeugt: der Tausendkünstler producirt auch zwei Fliegen, die sich auf den Degen duelliren. Das hat er nehmlich folgendermaßen zu Stande gebracht: Zwei Fliegen sind perpendikulär hinter ihren Flügeln an zwei Nadeln befestigt, so daß sie ihre sechs Beine vor sich hin halten. Sie werden einander gegenüber ziemlich nah gesteckt, und nun giebt man einer jeden eine kleine Kugel von Korkholz, in welcher ein kleiner Strohhalm befestigt ist. Sobald diese Kugel ihre Füße berührt, fassen sie dieselbe, um sich daran zu halten; bei dieser Berührung wird die Kugel immer hin und her gedreht, und folglich der Strohhalm gegen den Feind hin bewegt. Da nun dieser von seiner Seite das nehmliche thut, so gerathen die beiden Strohhälme oft aneinander, wie ein paar Degen, und das ist denn das Fliegenduell. — Gleich neben diesem Spring- und Fechtboden ladet man uns ein, eine kleine Reise von einigen hundert Meilen auf mechanischen Pferden zu unternehmen, und verspricht, daß man diese große, große Distanz in einer unglaublich kurzen Zeit zurückle-

gen solle. — Wohl! wir lächeln spöttisch, aber wir gehen doch hinein. Kaum hat der schmuzzige Vorhang sich gehoben, so überzeugt uns freilich der erste Blick, daß wir nichts weiter vor uns sehen, als eine Art von Carussel, welches sich bloß dadurch unterscheidet, daß Niemand zum Drehen nöthig ist, sondern daß der Reuter, indem er den Zügel straff anzieht, auch das Rad in der Mitte in Bewegung setzt, und sich folglich selbst mit großer Geschwindigkeit dreht. Der Spaß hat uns vier Sous gekostet. Damit Sie aber nicht wieder einige Sous umsonst ausgeben, so warne ich Sie vor dem Kahlkopf, der dort einen großen Tubus von Pappe aufgestellt, gegen den Himmel gerichtet hat, und Jedermann höflich ersucht, hinauf zu schauen. Dabei macht er ein großes, dem Pöbel sehr gelehrt dünkendes Gewäsch von den verschiedenen Dünsten und ihren Eigenschaften, und versichert, die Gläser in seinem Tubus seyen so künstlich geschliffen, daß die Dünste sich vor demselben zu verschiedenen sonderbaren Gestalten koncentrirten. Nicht bei jeder Witterung, setzt er bedenklich hinzu, aber heute ist grade ein Tag, an dem sich alles vortrefflich präsentiren wird. Ich gesteh' Ih-

nen, liebe Freundin, der Kahlkopf sprach neulich so gut und unbefangen, daß ich mich verleiten ließ, vor seinen Tubus zu treten. Da zog er unvermerkt an einem Zwirnsfaden, und siehe, zwischen meinem Auge und dem gewöhnlichen Fensterglase hüpfte ein Centaur vorbei, den er aus irgend einem Nürnberger Bilderbogen ausgeschnitten hatte. Schnell zog ich den Kopf beschämt zurück und schlich fort, um einem Andern Platz zu machen. — Aber warum sollt' ich mich schämen? dacht' ich auf dem Heimwege: geschieht es doch in meinem lieben Vaterlande täglich, daß die großen Dichter und Philosophen uns ihre Tubus mit mächtigem Geschrei vor die Augen halten, indem sie uns, Gott weiß, welche Wunderdinge versprechen. Wir sind gutherzig, wir sehen hinein, und was erblicken wir? — Irgend ein kleines Nürnberger Ungeheuer. —

Doch ich sehe Ihnen an, daß Sie von dem Spaziergange ermüdet sind. Wenn das Wetter so schön bleibt, so setzen wir ihn wohl morgen ein Stündchen fort, denn ich versichere Sie, wir haben noch viele artige und närrische Dinge zu besehen.

Zweiter Brief.

Heute, liebe Freundin, verfolgen wir unsern Spaziergang bei trocknem Wetter. Nicht immer werden die Gegenstände so lustig seyn, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß nicht eine Thräne dann und wann sich in Ihr Auge stehlen wird. Da stößt uns gleich ein armer Blinder auf, er singt sein Lied in einfach rührenden Tönen; neben ihm liegt sein treuer Führer, der zottige Hund, und schüttelt zuweilen seine Glocke. Nicht weit davon sitzt abermals ein Blinder, der vermuthlich nicht singen **kann**; statt dessen hat er eine Art von Gerüste vor sich stehen, an welchem mehrere vielstimmige Glocken hängen, die er durch einige Fäden in Bewegung setzt. Er bettelt nicht laut, sondern greift nur zuweilen in den Hut, der neben ihm liegt, um zu **fühlen**, ob etwa ein Wohlthätiger vorüberging? meistens zieht er die Hand leer zurück. — Wir gehen nicht weit, so finden wir einen dritten Unglücklichen, dem der köstlichste Sinn fehlt; er hat auf dem Boulevard ein altes Klavier vor sich hingestellt, und hammert ans allen Kräften eine Sonate. Es bleiben Leute genug stehen, die ihm zuhö

ren, aber das zinnerne Näpfchen, das da vorne an sein Instrument befestigt ist, erklingt selten von der Gabe des Mitleids. — Kaum haben wir diesen verlassen, so begegnet uns wieder ein Blinder, der die Herzen durch die Töne einer verstimmten Geige zu rühren sucht. Er spielt sie gehend; sein Hund, der mit einem Kettchen an seinem Westenknopf befestigt ist, wandelt vorsichtig vor ihm her. Doch hab' ich auch einmal gesehen, daß das arme Geripp, Hund genannt, durch einen weggeworfenen Knochen unwiderstehlich in einen Winkel gelockt wurde, wo sein vertrauender Herr seinen ganzen Reichthum, Kopf und Geige, fast gegen die Mauer zerschmettert hätte. — Aber unter den vielen Blinden, welche singend, spielend und läutend die Pariser Straßen bewohnen, sammlen keine mehr Neugierige um sich, als ein Paar Piquetspieler, die den lieben langen Tag nicht um Geld, sondern für Geld spielen, die mit bewundernswürdig feinem Gefühl die Karten betasten und nennen, jeden, der das Spiel nur ein wenig versteht, auf einige Minuten zu interessiren wissen, und am Abend, wenn sie aufstehen, immer beide gewonnen haben.

Doch hinweg von den Blinden, deren Anblick die Sehenden nur betrübt, obgleich, von der Gewohnheit gestählt, die Pariser größtentheils gleichgültig vorüber gehen. Am öftersten hab' ich Frauen von gewissen Jahren, die ich, nach ihren Körben zu urtheilen, für Köchinnen hielt, ihr Almosen spenden sehen; vielleicht wollten sie dadurch ihr Gewissen wegen der Marktpfennige beschwichtigen. — Wenden wir uns lieber zu jenem musikalischen Tausendkünstler, dessen erworbene Fertigkeit in der That Bewunderung verdient. Er ganz allein spielt eine Symphonie concertante auf fünf Instrumenten zugleich. Mit der einen Hand hält und greift er ein doppeltes Flageolet, dessen beide Mundstücke er stets vor seinen Lippen hin und her schiebt, oft auch bläst er auf beiden zugleich; mit der andern Hand spielt er die Harfe recht artig; mit dem einen Fuße schlägt er ein Tambourin, und mit den Zehen des Andern bewegt er die Castagnetten. Sie hören, es klingt in der That recht gut zusammen; der arme Mensch arbeitet sich so dabei ab, wie die Sängerin, Mamsell Maillard, in der großen Oper, und hat daher seine Paar Sous reichlich verdient. —

Auch an Jenem dort wollen wir nicht vorübergehen, ohne eine kleine Silbermünze auf seinen Teller fallen zu lassen. Zwar ist sein Harfengeklimper nicht einladend, aber das arme junge Mädgen, das mit niedergeschlagenen Augen neben ihm steht und singt und immer singt, das verdient eine Gabe, eben weil ihre an den Boden gehefteten Blicke zu sagen scheinen: ich weiß wohl, daß ich schlecht singe, aber mein Vater hat kein Brod. — Grade umgekehrt machen es die beiden kleinen Kinder, die auf der Brücke eine Art von Duett singen. Der Text soll die Herzen rühren, und würde es auch, wenn die Kinder nicht so gedankenlos plärrten, und immer so frech um sich her schauten. Jetzt erregen ihr Anblick und ihre Klagetöne blos den Gedanken: das werden einmal ein Paar Taugenichtse. — Weit besser berechnet ist eine Kindergruppe, zu der ich Sie nicht führen will, weil sie das Herz zerreißt. — In der Straße Vivienne nehmlich hab' ich länger als drei Wochen hintereinander (doch nur Abends, wenn es dunkel wurde) drei unglückliche Kinder im Kothe liegen sehen. Das älteste derselben war ein Knabe von etwa zehn Jahren, der saß an der Mauer und hielt

auf seinem Schooß ein anderes in Lumpen gehülltes Wesen, von höchstens drei Jahren, welches gewöhnlich wimmerte. Daneben stand oder lag ein drittes Jammerbild, etwa fünf Jahre alt. Diese Kinder bettelten nicht, sondern hatten vor sich ein kleines Stumpfgen Talglicht, neben dem auf einem Lappen ein geschriebener Zettel lag, des einfach-rührenden Inhalts: „Wir haben weder Vater noch Mutter." — Selten blieb ein Vorübergehender ungerührt, und da die Straße sehr lebhaft ist, so war die Erndte immer reichlich. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß besonders die Soldaten gaben und viel gaben. Einen derselben sah ich eines Abends tief gerührt. Er trug einen großen schwarzen Backenbart, der im wilden Contrast mit der Rührung in seinen Gesichts-Muskeln, von dem schwachen Schimmer des Talglichts aufwärts beleuchtet, seinen Schatten auf eine Thräne warf. Er blickte einige Minuten still auf die Gruppe nieder; der arme kleine Wurm wimmerte eben recht laut, weil ihn fror. Hastig griff der wackre Soldat in die Tasche, und gab dem ältern Knaben zwei Silbermünzen, (ich glaube zwei zwölf Sousstücke) unter der Bedingung,

daß er das Kind gleich nach Haus tragen und wärmen sollte. Drei oder viermal wiederholte er diese Bedingung, und ließ sich die Erfüllung derselben eben so oft von dem Knaben versprechen. Dann ging er. Indem er sich umwendete, stieß er auf mich. „Sie sind gewiß Vater?“ redete ich ihn an. Oui, Monsieur! antwortete er ziemlich barsch und eilte davon. Ich blieb noch eine Weile und gab acht, ob der Knabe seine kleinen Geschwister versprochenermaßen heimführen werde? Er that es nicht. — Daß übrigens die Polizei tieses Schauspiel viele Wochen hintereinander duldete, gefällt mir nicht. Fast scheint es mir unmöglich, daß die armen Kinder den Winter hindurch gesund bleiben können.

Eigentlich angebettelt wird man in Paris selten oder nie. Nur dann und wann hört man ein: Monsieur, je meurs de faim! (Mein Herr, ich sterbe vor Hunger) hinter sich her flüstern. Gewöhnlich sucht jeder Arme sich eine Art von gültigem Anspruch auf eine Gabe zu verschaffen. Der Eine läuft, mit dem Besen in der Hand, wenn Sie eben durch eine schmutzige Stelle gehen wollen, und fegt Ihnen schnell einen Fußsteig rein; der Andere

benutzt einen Platzregen, der die Mitte der Straße mit Wasser füllt, legt ein bequemes Brett darüber und steht freundlich helfend daneben. Nach den Kleidern beurtheilt er diejenigen, die ihm etwas geben können oder sollen; alle die er für arm hält, läßt er ungehindert passiren, und hübschen Mädchen hilft er noch obendrein galant hinüber.

Doch es regnet ja jetzt nicht, und ich vergesse, daß wir spazieren gehen, um das Straßengetümmel zu beobachten. — Sollte man nicht Wunder denken, was in jenem dichten Kreise von Menschen Merkwürdiges vorgehe? Ein alter Kerl, vielleicht ein verdorbener Seiltänzer, hat ein halbes Dutzend Gassenbuben Burzelbäume machen gelehrt. Ein Paar von seinen Lehrlingen scheinen ihm entwischt zu seyn, und die Kunst auf ihre eigene Hand treiben zu wollen. Sie haben dort an der Straßenecke ein Stück Tapete ausgebreitet, das so durchlöchert ist, daß es kaum noch zusammen hängt; ihren eigenen Lumpen haben sie gesucht, die Form von Luftspringer-Kleidung zu geben, und nun kullert sich der eine auf dem Teppich herum, indessen der andere die platten Spässchen eines Paillasso nachzuah-

men bemüht ist. — Eben so wenig Aufmerksamkeit verdient jener Kerl mit seinen Bechern; er ist ein gewöhnlicher Taschenspieler. — Aber einen Augenblick hinter diesen Vorhang zu treten, wird Sie nicht gereuen. Sie finden da ein seltsames weibliches Wesen, dem die Natur den Männerschmuck verliehen, ein Mädchen mit einem langen, schwarzen, dicken Capuziner-Bart. Betrug ist nicht dabei, ich hab' es genau untersucht. Das Mädchen ist noch in den Zwanzigen, und ihre Augen, die, als ich bei ihr war, noch obendrein triefsten, sind von ein Paar gewaltig buschigten, kohlschwarzen Augenbraunen beschattet. Denken Sie sich nun dieses so reich verzierte Gesicht unter einem schmutzigen weißen Turban, gleich unter dem schwarzen Barte ein Paar starke weiße Brüste, die bloßen Arme und Füße, wie auch der Nakken, mit Haaren dicht bewachsen, und Sie werden freilich die Figur nicht reizend finden. Wären die Brüste nicht, und sänge sie nicht mit einer feinen kreischenden Stimme zum Davonlaufen, man würde sich nie überzeugen, daß wirklich ein Frauenzimmer vor einem stehe. „Sie sey aus Norwegen gebürtig, sagt ihr Begleiter, fünfhundert Meilen hinter Ber-

gen.“ Ich gab mich für einen Dänen aus, und fragte nach ihrer Muttersprache. Das machte das arme bärtige Kind verlegen. „Ich bin schon als ein Kind von drei Jahren nach Frankreich gebracht worden,“ antwortete sie mir mit dem gewöhnlichen Pariser Accent. — Hinweg von diesem Gegenstande, wo der Muthwille der Natur an der Schönheit des Weibes gefrevelt hat. Wandeln wir lieber ein wenig auf und ab, um einen flüchtigen Blick auf die mancherlei käuflichen Dinge zu werfen. Da werden wir oft die sonderbarsten Kontraste neben einander finden. Hier bietet man Ihnen Körbe voll junger Hunde von allerlei Gattung, dort das Portrait des Herrn Jesus Christus, welches in nichts weiter besteht, als in einem Blatt Papier, auf welchem die bekannte untergeschobene Stelle aus dem Josephus abgedruckt worden, die eine Beschreibung von Christus Gestalt enthält.

Diese kleine wandelnde Bude, mit der großen Mannigfaltigkeit von Waaren, verkauft alles Stück vor Stück für 18 Sous, jene für 25. Sie finden wirklich Dinge darunter, von denen man nicht begreift, wie sie um einen so geringen Preis losgeschlagen werden kön-

nen. — Daneben liegt auf einem ausgebreiteten Tuche, ein großer Berg von Broschüren aller Art. „Kaufen Sie, meine Herren! schreit „der Eigenthümer, Sie haben das Aussuchen! „Stück vor Stück 6 Sous." — Ein anderer Brodneider sucht ihm den Handel zu verderben, und bietet seinen ähnlichen Haufen stückweise für 4 Sous. Freilich sind es meistens nur kraftlose Romane, aber ich habe oft auch gute Sachen darunter gefunden, z. B. einzelne Theile von Briefen der Madame de Sevigné u. s. w. Ich fand sie auf den zweiten oder dritten Griff. Wenn man sich Zeit nähme und die Mühe gäbe, den ganzen Haufen zu durchwühlen, so würde man gewiß für wenige Livres eine artige Sammlung sich herausklauben können. — Bequemer aufgestellt, aber auch theurer, (obgleich immer noch spott wohlfeil) sind die alten Bücher auf dem Geländer des pont neuf und mehreren Quays: nach den meist schönen Bänden zu schließen, Ueberreste zerstörter Bibliotheken. Hier findet man oft die kostbarsten Werke, vollständig und trefflich konditionirt, um äußerst mäßige Preise.

Ich werde gewahr, daß die schöne Gold- und Silberbude Ihr Auge an sich zieht. Sie

haben Recht, herrlichere Arbeit finden Sie weder in Augsburg noch in Wien. Nur in der vortrefflichen Fabrik des dänischen Etatsraths B u ch in St. Petersburg habe ich Kunstwerke gesehen, die sich mit diesen messen dürfen. Es ist schwer hier weiter zu gehen, ohne etwas zu kaufen; es ist leicht hier in Verführung zu gerathen, die Reichen zu beneiden. Aber bemerken Sie doch auch etwas Charakteristisches unserer jetzigen Zeit: dieses ganze Fenster steht voll goldener oder vergoldeter M o n s t r a n z e n, ein Beweis, daß diese Waare jetzt stark abgehen muß. Wer hat also am Ende bei dem temporellen Umsturz der Religion gewonnen? Niemand als die Goldarbeiter. —

Ich bitte einen Schritt weiter zu thun, denn in der That, der Mann der da die große mannigfaltige Menge von ausgestopften Thieren ausgestellt hat, verdient a u ch als Künstler Bewundrung; er hat wirklich den Gipfel s e i n e r Kunst erreicht. Alles lebt, alles scheint sich zu bewegen. Sie strecken die Hand aus, um diesem Fuchs das Huhn abzujagen, das er im Munde trägt; es thut Ihnen weh zu sehen, wie der Habicht seine Klauen in den wehrlo-

sen Krammetsvogel geschlagen; sie verweilen freundlich vor einer Kanarienhecke, in welcher die Mutter ihre Jungen füttert; Sie lächeln über den schönen Pudel der die Laterne im Rachen trägt, Sie glauben, er stehe nur still, weil der Herr dem er vorleuchtet, noch nicht hinter ihm ist. Eine große Menge einzelner Vögel verzieren den Hintergrund der Bude. Diese artige Kunst gewährt den Parisern noch den Vortheil, daß, wer einen getreuen Hund, einen geliebten Vogel, oder sonst ein Thier besaß an das er sich freundlich gewöhnt hatte, mit dem Tode dieses Lieblings ihn doch nicht ganz verliert. Für eine Kleinigkeit wird ihm die äußere Hülle, Leben-lügend zurückgegeben. Wirklich sind die Preise dieser Kunstwerke sehr gering. Das Ausstopfen eines kleinen Vogels z. B. kostet nur drei Livres (18 Groschen) wenn man den Vogel selbst liefert; sonst etwas mehr, nochdem der Vogel selten ist, oder nicht. — Dieser Schauplatz lebloser Lebendigkeit ist gewissermaßen noch jenem vorzuziehen, der wirklich von lebendigen Creaturen wimmelt, aber freilich durch die üble Ausdünstung zurückstößt. Wenn sie indessen es über sich gewinnen können, einige Augenblicke in der Bude

zu

zu verweilen, so werden Sie einen kleinen Begriff von der Arche Noah wieder mit herausnehmen, die auch schwerlich durch ihren Wohlgeruch berühmt geworden seyn würde. In Käfigten ohne Zahl herbergen Papagoyen, grau, grün und bunt, weiße Cacadus, prächtige indianische Raben; alle auf einmal singen nach ihrer Weise, daß Ihnen die Ohren gellen. Glauben Sie indessen nicht, daß troß der Menge dieser Vögel, Sie einen derselben wohlfeil kaufen könnten. O nein, unter acht Louis bekommen Sie keinen; es wäre denn jener kleine, sperlingsartige Papagoy, der nicht spricht und nie sprechen lernt, den überläßt man Ihnen allenfalls für drei Louis. Diese buntgefiederten Ausländer nehmen, wie billig, den obersten Rang in der Vogelbude ein. Ihnen folgen die Tauben und Hühner, und zwar von beiden die seltensten Gattungen in großer Anzahl. Türkische Enten, Perlhühner, Gold- und Silberfasane, Singvögel aller Art, von der Nachtigall bis zum Zeisig, dazwischen Pudel und Mopse, Eichhörnchen und Meerschweinchen, Hasen und Kaninchen, und neben den Tauben junge Wiesel, und neben den Vögeln Angolakatzen, alles im traulichen

Verein; alle Wände sind mit Käfigten tapezirt von unten bis oben, und sogar die äußere Mauer nach der Straße zu, so weit nur die Bude reicht. — Jtzt könnten wir in dieses prächtige Möbelmagazin treten, wo der Geschmack dem Luxus dient, zuweilen auch umgekehrt, aber warum sollen wir uns das Herz schwer machen, da wir Fremdlinge doch nichts mit uns fortnehmen können, und wie man in guten Häusern sich heut zu Tage möblirt, das will ich Ihnen nicht auf der Straße zeigen. — Aus gleichen Gründen lassen Sie uns schnell an diesem bunten und von Gold schimmernden Porcellainmagazin vorübergehen, wo die glasartige Materie in den gefälligsten und mannigfaltigsten Formen aufgeschichtet ist. Ein reizender Anblick fürwahr, der mich schon manche Viertelstunde gefesselt hat. — O lassen Sie sich mit dem Weibe nicht ein, das Ihnen durchaus ein Loos zu der National-Lotterie aufdringen möchte. „Für eine Kleinigkeit 75000 Livres zu gewinnen!" schreit sie unaufhörlich, als habe sie es von einem Braunschweiger Collecteur gelernt. Doch bescheidener als dieser, verfolgt sie Sie wenigstens nicht mit Briefen, sondern nur bis an die Stra-

benecke. — So, jetzt sind Sie sie los. Ein freundlicher Savoyard, der, wenn Sie befehlen, auch Ihren Schooshund scheert, kämmt und wäscht, erbietet sich Ihnen die Schuh zu putzen. Sie wollen aber ihren Fuß nur weiblichen Händen anvertrauen, und können einige Schritte weiter, auch dieser sittsamen Bedenklichkeit ein Genüge leisten.

Itzt schlag' ich Ihnen vor, den Quay de l'école langsam hinab zu wandeln, und damit unsern heutigen Spaziergang zu beschließen. Alle Caffeehäuser und Restaurateurs lassen wir linker Hand liegen, so apetitlich die Inschriften auch lauten, die mit großen Buchstaben auf die Glasthüren und Fenster gemahlt sind: kalte und warme Frühstücke, Gabel-Frühstücke (déjeuners à la fourchette), Rum- und Arrak-Punsch, Eiskäse, Milchkaffee, Schokolat u. s. w. Der nächste Nachbar ladet uns zu einer Partie à la poule, und wiederum der nächste zu einer Partie Billard; zwischen beiden verspricht uns ein dritter köstliches Märzbier. Alles vergebens, wir wandeln fürbaß. Auch auf der Straße selbst reizen uns weder die eben gebratenen heißen Kastanien, noch die aufgeschichte-

ten Aepfel und Weintrauben, noch die schmutzigen Ganymede, die aus großen zinnernen Schleifkannen blanke zinnerne Becher mit einem faden Getränk füllen, das dem russischen Sbiten ähnelt. Ein solcher Becher voll kostet freilich nur einen Sous, aber ich rathe Ihnen lieber zum klaren Wasser, das gar nichts kostet. — Ha! wie lebhaft ist dieser Weg an der Seine herunter. Linker Hand die schöne Häuser-Reihe, wo Bude an Bude grenzt, wo die Waaren aller Welttheile, ja sogar die Waaren anderer Welten zur Schau gestellt sind, (denn auch die famösen Mondsteine kann man irgendwo kaufen); dann das bunte Menschengewimmel auf der Straße, und die Fiakers, und die verdammten Cabriolets, vor denen wir hier in Sicherheit sind. Und nun werfen Sie ihre Blicke rechts hinab auf den Fluß. Alle Wäscherinnen des Erdbodens scheinen sich hier versammelt zu haben. Auf langen, durch ein Dach bedeckten Böten stehn sie in langen Reihen, und schlagen unbarmherzig die einzelnen Stücke, die sie nachher zu Wäschbergen aufschichten. Hoch schwingen sie die dicken fleischigten Arme, gewaltig schlagen sie drauf los, und dennoch hört man wenig von

ihren Keulenschlägen, weil die liebliche Rede ihres Mundes das Getöse verschlingt.

Was dieser Gruppe etwa an Schönheit mangelt, das ersetzen die einzelnen Bäder, die in allerlei Gestalten auf der Seine herumschwimmen, und unter welchen sich besonders die von Vigié auszeichnen. Indessen übertrift die innere Einrichtung doch keinesweges an Ordnung und Eleganz die des Berliner schwimmenden Bades, im Gegentheil ziehe ich das letztere noch vor. Nur die Größe der Pariser Bäder ist imposanter und die Umgebung von einigen anmuthiger, denn Blumen und Bäume, duftend und beschattend, sind um sie her gepflanzt worden. — Lassen Sie uns einen Augenblick diese neue Brücke besteigen, durch welche die Regierung den Parisern zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ein herrliches Geschenk gemacht hat. Sie ist so glatt gedielt als man nur immer von einem Zimmer erwarten darf, und da zu beiden Seiten einige Stufen hinaufführen, folglich kein Reuter und kein Wagen den Fußgänger beunruhigen kann, so wird diese Brücke im Frühling und im Herbst der feinen Welt zu einem der angenehmsten Spaziergänge dienen. Noch ein Vortheil ist

es, daß man die Erlaubniß darüber zu gehen mit einem Sous bezahlen muß, denn so ist man sicher auf der Brücke selbst, wo man, so lange man will, verweilen darf, nicht von Bettlern belästigt zu werden. Und welch' eine liebliche Aussicht zu beiden Seiten! Auch kann man, besonders jetzt, fast jeden Morgen das bedeutende Schauspiel mit ansehn, wie die platten zur Landung in England bestimmten Böte auf der Seine manövriren. Freilich will es mit dem Rudern der Soldaten noch nicht recht fort, und wenn nicht der erhabenstehende Trommelschläger den Tact angiebt, so gleicht das Boot, mit seinen vielen Rudern zu beiden Seiten, zuweilen einem Wagen der über eine lokkere Knüppelbrücke fährt, wo die Knüppel einer um den andern sich heben und fallen. Aber ein wenig Uebung und es wird schon gehen, wenn nur das offene Meer eben so gutmüthig ist als die Seine. —

Ueberall ist dieser Fluß durch Thätigkeit und Fleiß belebt. Hier treibt er Mühlen um den Einwohnern Nahrung zu bereiten, oben führt er Kohlenschiffe herbei um sie zu wärmen; weiter unten wird das Wasser aus seiner Mitte an das Ufer geleitet, und dort durch

Leinewand in Fässer gepumpt, um den Durstigen ein reines Getränk zu liefern. Auch diese gehäufte Kornsäcke haben seine Wellen hergetragen, auch jene Weinfässer liefert er ungewässert in die Keller der Wiedertäufer. Hier sehen Sie ein buntes Gemisch von Käufern und Verkäufern. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht mit Ihrem weißen Gewande an jene schwarze Köhler herstreifen. Kommen Sie auch nicht den muntern und rüstigen Auvergnaten zu nahe, die sich zum Spas so derb boxen, daß unser Eins im Ernst davon sterben könnte, und die dabei ein Patois sprechen, von dem wir wenigstens keine Sylbe verstehn. — Retten Sie sich aus dem Getümmel auf diesen freien Platz — ach! es ist der Platz Lagreve, auf dem vormals nur der Verbrecher büßte, der aber während der Schrekkenszeit das Blut so mancher Edlen fließen sah. Hier ist die Stelle, auf welcher die Guillotine lange permanent war, dort an jener Ecke die Laterne, an deren Arm man Foulon erwürgte. Sie schaudern? wir wollen den Ort verlassen, der vor wenig Tagen der letzten Hinrichtung zum Schauplatz diente; denn für künftige Exekutionen hat die Regierung eine

andere Gegend der Stadt bestimmt. Wo? Darum hab' ich mich nicht bekümmert, denn ich bin kein Liebhaber von Hinrichtungen.

Um Ihre rege Phantasie von jenen düstern Gegenständen abzulenken, wollen wir schnell unter den Haufen uns mischen, der den scharlachrothen Marktschreier umringt. Der Mann mit seiner Habichtsnase stellt sich, als spräche er das Französische mit einem italienischen Accent. „Ich komme eben aus Neapel," ruft er laut, „ich habe gehört von dem guten Pa-„riser Volke. Kein Eigennutz treibt mich her. „Gott bewahre mich dafür! Blos das Verlan-„gen der großen Nation und dem guten Pa-„riser Volke zu dienen. Sehen Sie hier, „meine Herren, diese köstliche Arzenei! Jede „Flasche derselben kostet auf Ehre mich selbst „6 Livres, aber ich bin zufrieden, wenn ich „der leidenden Menschheit Hülfe bringe, ich „verlange nichts, gar nichts, gar nichts, ich ver-„schenke meine Flaschen, ja, ja ich verschen-„ke sie. Wer will davon haben, der trete herzu. „— Wie? Es meldet sich Niemand? — O „warlich! das Pariser Volk ist noch besser als „man es mir geschildert hat; es ist zu stolz, zu „edel, es will nichts geschenkt haben. Wohlan!

„damit Eure Delikatesse nicht beleidigt werde,
„will ich denn einen Preis darauf setzen, doch
„so gering, als möglich. Statt 6 Livres be-
„gehre ich nur 6 Sous. Kauft! kauft!“

Und siehe da, nun strömt alles herzu und kauft. — Nicht wahr, liebe Freundin, jetzt gehn wir lachend nach Hause. —

Der
Erste Konsul und dessen Umgebungen.

Es wäre kühn und zwecklos, wenn ich über Bonaparte als Helden oder Staatsmann, sprechen wollte. Thaten durch Erfolg gekrönt, sind immer Heldenthaten, und diejenige Staatskunst ist die rechte, die dem Lande Glück und Ruhm bringt. Daher kann nur die Nachwelt über den Mann richten, der jetzt, wie einst vom Jupiter gesungen wurde, mit seinem Augenwimper Welten bewegt. Und worauf wird das Urtheil der Nachwelt sich gründen? Abermals fast nur auf den Erfolg; wir beschränkte Menschen haben nun einmal keinen andern Maasstab. Erkämpft Bonaparte Frieden und lange Ruhe; darf er das Schwerdt für eine Reihe von Jahren sinken lassen, — (es ganz in die Scheide zu senken, wär' ihm schwerlich zu rathen), — so wird er auch gewiß alle die wohlthätigen Begleiter des Friedens unter seinem Schilde sammeln. Man giebt ihm Schuld, was man schon vielen großen Männern vorge-

worfen, er achte die Menschen wenig, sie seyen ihm nur Mittel zum Zwecke. Gesetzt dem wäre so, (und ohne zu erinnern, daß dem Manne auf des Berges Spitze die Menschen im Thale nur klein scheinen, der Regent hingegen an des Volkes Spitze nicht wenig Menschen kennen lernt, die wirklich klein sind,) — gesetzt also dem wäre so, was kümmert es das Volk, zu wissen, warum Bonaparte es glücklich gemacht hat? — Wenn nur die schöne Zeit wiederkehrt, wo jeder Bauer sein Huhn in den Topf steckt, wird er dabei fragen: ist es auch die Liebe des Regenten, der ich meinen Wohlstand verdanke? Oder fehlte ihm nur mein Wohlstand noch zu seinem Ruhme? — Nein, auf solche Spitzfündigkeiten läßt sich das Volk nicht ein. Je glücklicher es ist, desto weniger denkt es an den Urheber seines Glücks; denn die Völker machen es mit ihren Regenten, wie die Menschen überhaupt mit Gott, sie klagen oder murren nicht eher, als bis es ihnen übel geht, gleichviel ob mit oder ohne ihre Schuld.

Schwer mag es seyn, auf einem solchen Posten die Menschen noch zu lieben oder gar zu achten. Wenn jeder der sich naht, das Herz verschließt und nur die Hand öffnet, um

zu empfangen; wenn jeder seine schönsten Farben breit zur Schau legt, wie die Blumen beim Sonnenschein, und geschwind die Blätter zusammen faltet, wenn eine Regenwolke vorüber zieht; wenn alle und alle nur durch Ehrgeiz oder Habsucht an den Thron, und nicht an den, der darauf sitzt, gefesselt sind: wenn Alle morgen dem neuen Herrscher dasselbe vorlispeln, was sie heute dem alten vorgelispelt haben: sagt mir ums Himmelswillen, wo soll Achtung für die Menschheit herkommen? — Nur ein Freund, in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Freund wie Sülly es Heinrich dem Vierten war, kann des Regenten Herz vor dieser starren Kälte bewahren, die unvermeidlich sonst ihn menschenfeindlich ergreifen muß.

Doch ist das, wie gesagt, nur für ihn ein Unglück, nicht für sein Volk; denn das wird entweder gar nicht nach der Quelle seines Glückes fragen, oder recht gern der Liebe beimessen, was die Ruhmsucht erzeugte.

Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen. Einige Tage verstrichen, mein Wunsch blieb unerfüllt. Endlich eines Abends

im Théatre français, wurde die Vorstellung durch ein lautes allgemeines Klatschen unterbrochen, und aller Augen wandten sich nach Bonaparte's Loge, welche dicht an der Bühne befindlich ist. Ich war unglücklicherweise grade in einer Loge, wo ich ihn nicht sehen konnte; da aber die Mitglieder des Théatre français mir sehr gütig das Recht eingeräumt hatten, nach meinem Belieben im ganzen Hause zu gehen wohin ich wollte, so bediente ich mich jetzt dieses Rechtes schnell, um auf die Bühne selbst zu eilen, und da aus einer Kulisse, der Loge des ersten Konsuls grade gegenüber, den merkwürdigen Mann recht ins Auge zu fassen. Schon öfter war ich auf dem Theater gewesen, und nie hatte ich ein Hinderniß daselbst gefunden; wie erstaunte ich daher nicht, als ich jetzt die drei ersten Koulissen mit Konsular-Garde besetzt fand, die jeden der sich nähern wollte zurückwiesen; ja sogar das Kammermädchen der Mademoiselle Duchesnois, welche letztere, ich weiß nicht mehr welche Rolle spielte, traf dieses Schicksal, ungeachtet ihre Gebieterin ihrer nothwendig bedurfte. Indessen wurde, durch Verwendung der Herren Lafond und Monvel, die grade gegenwärtig waren,

für mich sowohl als für das Kammermädchen das strenge Verbot aufgehoben, dessen Grund ich mir nicht wohl erklären kann. Als bloße Sicherheits-Maaßregel scheint es mir unzulänglich. Vielleicht liebt Bonaparte nicht, angegafft zu werden; da hat er freilich Recht, aber er muß sich daran gewöhnen, denn es ist nun einmal unzertrennlich von einem solchen Posten. Vielleicht rührte der Befehl auch gar nicht von ihm selbst her; vielleicht hat er ihn sogar gemißbilligt; ich erinnere mich wenigstens nicht, nachher wieder Konsular-Garde auf der Bühne gesehen zu haben.

Im Schauspiel sitzt er still und ernst, scheint sehr aufmerksam, spricht mit keinem seiner Begleiter, (die alle hinter ihm stehen), giebt kein Zeichen weder des Beifalls noch des Mißfallens, auch nicht einmal durch eine Miene. Das Parterre empfängt ihn jedesmal mit rauschendem Beifall, übrigens aber bekümmert es sich nicht um ihn. Das Recht zu pfeifen und zu toben läßt es sich nicht rauben, und ich habe es in Bonaparte's Gegenwart erlebt, daß ein neues Stück, welches er doch auch zu sehen gekommen war, nicht einmal ausgespielt werden durfte. Bei diesem Muthwillen bleibt

er ganz gelassen, vermuthlich eingedenk, daß die Pariser wie die Römer panem et circenses haben müssen, wenn sie ruhig bleiben sollen. — Bonaparte liebt vorzüglich Trauerspiele. Er hat sich gegen mich selbst, mit guter Laune, gegen die Dramen erklärt, ließ aber auch die aus Voltaire hergenommene Einwendung gelten; que tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Man glaube auch nicht, daß er darum eben ein Feind der Lustspiele oder Dramen sey: ich habe ihn vielmehr der ersten Vorstellung eines neuen Lustspiels beiwohnen sehen, und mein Drama: Bruderzwist, besuchte er, als es grade nach einem Trauerspiel dargestellt wurde, bei welchem er nicht gegenwärtig war.

Seine Logen in den vier ersten Theatern sind sehr reich und geschmackvoll verziert. Unter die Verzierungen gehört besonders auch ein goldner Stern, der bald unter, bald über der Loge angebracht ist. Man sagt, er glaube an einen Glücksstern, und vertraue mehr auf denselben, als auf sein großes Genie. Wenn das auch wahr ist, (wie mich viele versichert haben), so kann das dennoch seinen Ruhm nicht schmälern. Wenn der Grieche,

den das Orakel für den Weisesten erklärte, seiner Weisheit unbeschadet, einen Dämon haben durfte, warum denn nicht Bonaparte einen Stern? —

Die große Parade, jetzt eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris, hab' ich auch ein paarmal mit angesehn. Es ist in der That ein imponirendes Schauspiel. Ich befand mich nebst einigen Andern in einem Saal der bel-étage, fast in der Mitte der Tuillerien, durch welchen Bonaparte gehen mußte. Die Bedienten hatten uns diesen Platz mit vieler Höflichkeit angewiesen, und unsern Uniformen verdankten wir es, daß wir auch da bleiben durften; denn bald kam ein Adjutant, der einem unserer Gefährten im Frack (jedoch abermals mit großer Höflichkeit), andeutete, er könne hier nicht stehen bleiben, und ihm eine andere sehr gute Stelle anweisen ließ.

Alle Säle waren en haie mit Garden besetzt, zehn bis zwölf Mann in jedem Saale, alle zwei bis drei Schritte ein Mann, so auch die Treppen, wo jede Stufe zwei Mann trug. Auf dem großen Hofe der Tuillerien war die Infanterie bereits aufmarschirt, vier oder fünf verschiedene Regimenter. Die Uniformen wür-

den wenig ins Auge fallen, denn sie sind einfach, und die langen Röcke scheinen mir weder schön noch bequem, aber die gewaltigen Bärenmützen gewähren einen kriegerischen Anblick. Die Fahnen der Consular-Garde sind nicht bloß mit den Nationalfarben geschmückt, sondern führen in der Mitte goldne Sonnen, und sind größtentheils grün, auch die Federbüsche der Gardeofficiere sind roth und grün. Eine eitle Zierde jedes Regiments ist der Regimentstambour, der von dem Corps der Officiere mit verschwenderischer Pracht gekleidet wird, wobei man es stets einander zuvor zu thun sucht. Man wählt dazu die größten und schönsten Leute, ihre Kleider sind, wenn ich nicht sehr irre, von Sammt und so reich mit Gold verbrämt, daß man die Grundfarbe kaum sehen kann. Noch eine Eitelkeit des jetzigen französischen Militairs ist der Backenbart, der so sehr mit Liebe gepflegt wird, daß er zu einer ungeheuren Größe heran wächst. Unter den Sappeurs giebt es sogar Männer, die den ganzen rabenschwarzen Bart haben wachsen lassen, so daß er bis tief auf die Brust herab hängt. — Außer der Grille auf dem Karousselplatze stand die Kavallerie: Chasseurs,

Garde zu Pferde, und ein außerordentlich schönes Regiment Kürassiere. Auch das Häuflein der Mamelucken zeichnete durch seine orientalische Tracht sich aus.

Jetzt wurden die Fahnen aus den Zimmern des ersten Consuls geholt. Bald darauf kam er selbst, von Generalen und Adjutanten umgeben, die alle prächtig gekleidet waren, indessen Bonaparte eine sehr einfache Uniform trug, ohne Stickerei oder sonstigen Schimmer, und einen Hut ohne Tresse, Quaste oder Feder. Er ging sehr schnell. In der Hand trug er bloß eine kleine Reitpeitsche. Unten an der Pforte bestieg er einen Schimmel, und ritt dann, von einem glänzenden Schwarm begleitet, langsam durch die Reihen auf und nieder. Nachdem er auf diese Weise die Infanterie beschaut hatte, ritt er hinaus zu der Kavallerie und machte es da eben so. Hier war auch außer den Truppen noch eine große Menge Volks versammelt, und von Vielen wurden ihm Bittschriften überreicht. So viel ich bemerkt habe, durfte Jeder zu ihm treten, und was ich von den großen Vorsichtsanstalten gehört hatte, tie zu seiner Sicherheit getroffen würden, fand wenigstens heute nicht statt, denn wie er da

unter dem Volke herum ritt, war sein Leben in der Hand eines jeden entschlossenen Bösewichts. — Auch als er wieder in den Hof hereinritt, wurde er verschiedene male von Frauenzimmern angehalten, die ihm in der That sehr nahe auf den Leib traten, mit ihm sprachen und ihm Bittschriften hinauf reichten. Er gab diese, so viel ich sehen konnte, seinen Adjutanten. Doch eine, deren Ueberreicherin (wenn meine Augen mich nicht getäuscht haben) sogar den Zügel seines Rosses gefaßt hatte, entfaltete er sogleich, las sie auf dem Pferde und gab der Supplikantin einen kurzen Bescheid. — Während dieser ganzen Heerschau war sein treuer, prächtig gekleideter Mameluck nicht dicht hinter ihm, (wie man so oft in Deutschland uns erzählt,) sondern bloß im Gefolge hinter allen Generalen.

Jetzt kam der Held zurück und hielt vor dem Eingang der Tuilerien, nur wenige Schritte von dem Platze, den ich einnahm; hier überreichte ihm der türkische Gesandte im Namen des Großherrn zwei Pferde zum Geschenk, die sehr schön seyn sollen, von deren Schönheit aber dem Auge wenig sichtbar wurde, weil das lange, weite, von Gold und Perlen

strotzende Reitzeug sie fast ganz bedeckte. Muthig waren sie allerdings, denn als zwei Türken sich darauf setzten, um auf dem Platze sie herum zu tummeln, ward der Eine sogleich abgeworfen, schien aber das Ding gewohnt zu seyn, denn er stand flugs auf den Beinen und war auch mit Einem Sprunge wieder im Sattel. — Bonaparte, der während dieser Kavalkade oft Tabak aus einer sehr einfachen Dose von Schildpatt schnupfte, würdigte das Geschenk eben keiner großen Aufmerksamkeit; kaum warf er dann und wann einen gleichgültigen Blick darauf. Hingegen schien er ganz mit den Truppen beschäftigt, die er jetzt, ein Regiment nach dem andern, einige Manövers machen ließ. Der Kommandeur des Regiments trat jedesmal mit gezogenem Säbel zu ihm, empfing seine Befehle und kommandirte dann diesen gemäß. Besonders mußte jedes Regiment einige Quarrés formiren, vielleicht zur Erinnerung an den Krieg in Egypten. Die eine Konsular-Garde ließ er unter andern das Exercitium machen, wo beim Anschlagen und Feuergeben das erste Glied auf das Knie fällt, und die andern beiden über dasselbe wegschießen. Ich weiß nicht, ob das Kommando

etwa unrichtig verstanden worden war, aber so viel ist gewiß, daß es höchst unvollkommen executirt wurde. Halbe Kompagnien blieben stehen und besannen sich, und ließen sich endlich Einer nach dem Andern gemächlich auf das Knie nieder. Der erste Konsul äußerte selbst sein Mißfallen dadurch, daß er das leichte Exercitium sieben oder achtmal wiederholen ließ. — Hierauf defilirte die Infanterie vor ihm vorbei, und ließ ihre herrliche Feldmusik ertönen, die man wohl sonst nirgend in dieser Vollkommenheit hört. Es sind durchaus keine gewöhnlichen Märsche, wo derselbe Theil immer regelmäßig zweimal wiederkehrt: ich möchte es vielmehr Marsch-Symphonien nennen, die gewiß von guten Meistern komponirt worden, und mit außerordentlicher Präcision vorgetragen werden. — Als die Infanterie den Hof verlassen hatte, ritt die Kavallerie herein, und defilirte auf trefflichen Pferden (vielleicht Hannöverischen,) gleichfalls vor dem ersten Konsul vorbei. Von diesen Regimentern mußte jedoch nur Eins ein Paar Manövers exekutiren, womit dann die heutige große Parade ihre Endschaft erreichte. Bei der zunächst folgenden marschirte auch zum Erstenmal ein

Bataillon Matrosen mit auf, das besonders durch seine Bewaffnung mit Enterhaaken sich auszeichnete.

Wir eilten jetzt, um dem ersten Konsul nicht bei seiner Zurückkunft zu begegnen, hinunter in den Saal der Ambassadeurs, (oder vielmehr in einige sehr einfache Zimmer, die so genannt werden,) wo wir das Corps diplomatique sammt allen Fremden, die heute präsentirt werden sollten, versammelt fanden. Da man hier nichts als Sterne und Ordensbänder sah, so schien es, als sey man plötzlich an einen monarchischen Hof versetzt worden. Nur das Costüm der Pallastpräfecten, die in ihren gestickten Scharlachkleidern mit blauen Schärpen zwischen uns herum wandelten, erinnerte an die republikanische Consularchie. Officianten und Bediente, in grüner Kleidung mit Gold verbrämt, boten uns Likõre und dergleichen Erfrischungen, worauf sich endlich der ganze schimmernde Haufe in Bewegung setzte, und die Paradetreppe hinauf stieg. Die Hecke von Gardesoldaten, auf beiden Seiten, stand noch wie zuvor auf Treppenstufen und in Sälen. Oben an der Treppenruh paradirte etwa eine halbe Compagnie mit dem Trommelschlä-

ger. Wir zogen langsam durch drei bis vier Säle, die mit allerlei Neu-Französischen Trachten angefüllt waren, als da sind huissiers in schwarzen Kleidern mit goldenen Ketten um den Hals, an welchen Medaillen hängen, grade wie sie vormals die Ritter trugen; eine Menge einfache, blaue, mit Gold und Silber gestickte Uniformen; (auch die Beinkleider sah ich bei vielen längs der Näthe gestickt,) u. s. w. Die Säle, durch welche wir gingen, waren dieselben, in welchen ich vor dreizehn Jahren noch die hundert Schweizer, à la Henri IV. gekleidet, gesehen hatte; dieselben, durch welche die ganze Königliche Familie damals in die Messe an mir vorüber zog. Ich empfand eine sonderbare wehmüthige Beklemmung, als ich in diesem Augenblicke jenes Augenblicks gedachte! — Jetzt öffneten sich die Thüren des Audienzzimmers, dessen schönste Dekoration die Fahnen sind, welche da mahlerisch gruppirt aufbewahrt werden. Bonaparte stand zwischen dem zweiten und dritten Konsul, welche reichgestickte Scharlachkleider, aber nach dem gewöhnlichen Schnitte trugen. Auch der Oberrichter (grand juge) war in seinem Costüm gegenwärtig, das dem der Kardinäle nicht un-

ähnlich ist. — So bald ein Kreis sich formirt hatte, trat Bonaparte hervor, sprach zuerst mit dem anwesenden Chur-Prinzen von Würtemberg, und dann in der Reihe herum, gerade so wie andere Könige und Fürsten es zu machen pflegen, mit den Ministern fremder Höfe, die ihm bei dieser Gelegenheit ihre Fremden präsentirten.

Keines von den Bildern, die ich in Deutschland oder Frankreich von ihm gesehen habe, gleicht ihm ganz; die meisten gleichen ihm gar nicht. (Zu den letztern gehört unter andern Davids berühmtes Gemälde.) Am besten hat ihn Isabey getroffen, der ihn in ganzer Figur stehend dargestellt hat, und von dessen Bilde auch ein recht guter Kupferstich vorhanden ist. Ihm bei weitem am ähnlichsten, finde ich das Brustbild auf den neuen Fünf-Franken-Stücken vom Jahre zwölf; so oft ich dies betrachte, steht der erste Konsul lebhaft vor mir. Er hat seit einiger Zeit zugenommen, welches einen Mann wie Bonaparte grade nicht vorzüglich kleidet, denn man ist gewohnt, ihn ganz Geist zu denken, und die Phantasie erlaubt ihm gleichsam nur so viel von irdischer Hülle, als eben nothwendig ist zum Werkzeug

des Geistes. Ich wette, daß sich niemand Bonaparte wohlbeleibt denken kann, und doch ist er es jetzt ein wenig, scheint es vielleicht auch mehr, weil er klein von Statur ist. Sein Profil ist das eines alten Römers, ernst, edel, ausdrucksvoll. Wenn er immer schwiege, so würde sein Ernst etwas Kaltes, Zurückschreckendes haben; so bald er aber redet, ziert ein wirklich holdes Lächeln seinen Mund, und man gewinnt Vertrauen zu ihm. Grade das war der Fall mit Paul dem Ersten, dessen Freundlichkeit man nicht widerstehen konnte.

Da ich eben Pauls des Ersten gedenke, so darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß der erste Konsul mit mir über diesen unglücklichen Monarchen sprach, und mit Innigkeit seine Hochachtung für ihn bezeigte. „Er war ein Hitzkopf," sagte er unter andern, „aber er hatte ein vortreffliches Herz."

Einige Schritte von mir stand der amerikanische Gesandte, mit dem er, wenn ich anders recht verstanden, über den Handel seines Vaterlandes sprach. Der Gesandte ließ, hierdurch veranlaßt, einen leisen Wunsch nach Frieden fallen; der erste Konsul zuckte die Achseln, als wolle er sagen: meine Schuld ist es nicht.

Auch schienen einige Worte über diesen Gegenstand ihm auf der Lippe zu schweben, aber er verschluckte sie und ging weiter. — Mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit sprach er von den verschiedenartigsten Materien, worunter denn, als er zum zweiten mal sich mir nahete, auch das Theater Platz fand. Er nannte uns Deutsche melancholisch, und meinte, durch die rührenden Dramen werde das französische Trauerspiel etwas beeinträchtigt: er liebe nicht zu weinen u. s. w. — Wenn ich anführe, was der erste Konsul mit mir selbst gesprochen, so hebe ich natürlich dasjenige aus, was, ohne Rücksicht auf mich, für das Publikum Interesse haben kann. Aus einer Art von Reisebeschreibung sein Ich ganz zu verbannen, ist nicht wohl möglich, aber sich hüten soll man, daß man es nicht in den Vorgrund stelle, wie man wohl neulich erlebt hat.

Als der erste Konsul seine Runde gemacht hatte, trat er wieder zwischen die beiden Konsuls, die sich während der ganzen Zeit nicht vom Platze gerührt hatten, verbeugte sich und gab dadurch das Zeichen zum Aufbruch, blieb auch so lange stehen, bis das ganze Corps diplomatique hinaus war. — Ein zahlloses Volk,

mit dem Bedürfniß zu gaffen auf jedem Gesichte, umgab die Tuillerien, während der Parade, und auch noch jetzt, wurde aber von den Schildwachen sehr in Respekt gehalten; und kaum konnte man sich einbilden, daß diese nehmlichen Gaffer einst jene Kugeln gegen die Tuillerien schleuderten, deren Spuren man noch überall in der Mauer sieht, weil man mit Fleiß die Löcher nicht allein nicht ausgebessert, sondern vielmehr die Kugeln darin hat stecken lassen, und neben jede solche Stelle mit großen Buchstaben geschrieben: der zehnte August.

Eines unangenehmen Nachspiels der Präsentation beim ersten Konsul muß ich noch erwähnen. Am andern Morgen nehmlich meldeten sich die Musikanten des ersten Konsuls, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen, das heißt um ein Geschenk zu erhalten. Da ihrer nur zwei waren, so glaubte ich genug zu thun, wenn ich jedem einen sechs Livres-Thaler verehrte, allein sie waren damit nicht zufrieden, sondern erklärten, daß ihrer 24 seyen. Hier verging mir die Geduld. Ich sagte ihnen sehr höflich, die Gratulation solcher Künstler könne keinen andern Preis haben, als den Dank für eine solche Ehre, und

ließ sie mit langen Gesichtern abziehen. — Gewiß weiß ihr Chef nichts von dieser Art zu betteln, und ich glaube durch die Bekanntmachung ein gutes Werk zu stiften, denn jeder Franzose, der dies liest, wird eilen das Seinige beizutragen, um eine Gewohnheit abzuschaffen, welche die Nationalehre beeinträchtigt.

Von den Mittagstafeln beim ersten Konsul ist schon oft allerlei gedruckt worden, und ich weiß dem wenig beizufügen. Daß Bonaparte kein Liebhaber von langem Zutischsitzen ist, weiß Jedermann. Daß man zwar gut bei ihm ißt, aber daß er auf Leckerei nichts hält, ist auch bekannt. Er selbst soll öfter gesagt haben: wer recht gut essen will, muß nicht zu mir kommen, sondern zum Konsul Cambaceres gehn. — Die festlichen Tafeln in der großen Gallerie bestehen zuweilen aus einigen hundert Personen; ich bekenne aber, daß diese ungeheure, so imposant verzierte Gallerie, Empfindungen weckt und unterhält, die der Eßlust eben nicht vortheilhaft sind. Man denke sich die Wände mit Gobelins bedeckt, auf welchen die Schlachten Constantins prangen, (die aber leider auf der Sonnenseite sehr zu erbleichen

beginnen,) dazu stelle man in geringen Zwischenräumen längs den Wänden hinab, die größten Helden Frankreichs in Lebensgröße, aus weißem Marmor gehauen und trefflich gearbeitet, als Bayard, Condé, Tureme u. s. w. und man wird mit mir fühlen, daß ein Kriegsrath, ein Friedensschluß oder ein Gesandten-Empfang, sich besser in einem solchen Lokal ausnimmt, als Tellergeklapper. Auch einige bekannte Antiken befinden sich hier: der Jüngling, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, und die Knochenspielerin. Die mannigfaltigen Gemälde am Platfond haben auch großen Werth. Schade nur, daß die Decke mehrere Risse hat. — Der eigentliche auch ziemlich große Speisesaal, der mit den Zimmern der Madame Bonaparte eben nicht zum bequemsten verbunden ist, zeichnet sich allenfalls bloß durch edle Einfachheit aus.

Da ich grade von der Pariser Wohnung des ersten Konsuls und seiner Gemahlin rede, so will ich gleich sagen, was mir noch bemerkenswerth geschienen. Die Zimmer der Madame Bonaparte sind sehr geschmackvoll verziert, aber durchaus nicht mit Pracht überladen. Einige köstliche Bronzen, die man aber schon

vormals in Versailles gesehen, wenige treffliche Gemälde, (unter welchen eine schlafende Venus von Correggio obenan steht,) einige Marmorarbeiten und Mosaiken aus der Florentiner Fabrik, und schöne Vasen aus der Fabrik de Sevres, das ist ungefähr Alles, was von der Möblirung kostbar genannt werden kann. Vieles dergleichen findet man auch in reichen Bürgerhäusern. Die Zimmer mit seidenem Zeuge von Einer Farbe, faltig zu drapiren, ist jetzt der neueste Geschmack, der sich aber, so lieblich er auch ist, schwerlich lange erhalten wird, weil der Staub sich zu sehr in die Falten legt, und die Bedienten schwerlich bis an die Decke hinauf die Wände täglich reinigen werden. In einem der Gesellschafts-Zimmer der Madame Bonaparte ist diese Draperie in kleinen Zwischenräumen durch goldene Leisten perpendikulär getheilt, oder gleichsam liniirt, welches einen schönen Effekt macht. Im Schlafzimmer, dessen sowohl sie als er sich bedienen, hangen mehrere hübsche Gemälde, sonst aber ist es ganz einfach, so wie auch das Toilettezimmer, welches artig getäfelt und das nähmliche ist, in welchem die Königin vormals sich zu kleiden pflegte. Man hatte mir gesagt, Ma-

dame Bonaparte bediente sich daselbst der goldenen Toilette der unglücklichen Königin, es ist aber nicht wahr; ich habe auf ihrem Putztisch keine prächtigen oder goldenen Gefäße gesehen. Zwei kleine niedliche Badezimmer machen das Ende einer Wohnung, die etwa alles in allem aus sieben oder acht Piecen besteht, und folglich noch lange nicht z. B. den endlosen Prunkgemächern der russischen Großen gleicht. Im Vorzimmer hängen ein Paar große Bilder von einem niederländischen Maler, welche Scenen aus dem Leben Ludwig XIV, darstellen, und vormals im hotel Condé gefunden wurden. — Das Zimmer, wo die Konsuls ihre Sitzungen halten, ist dasselbe, in welchem die Fahnen aufbewahrt werden, und das einzige auffallende Möble darin ist eine sehr große Erdkugel, auf welcher die Finger oft hin und her fahren mögen, um das Schicksal der Länder zu bestimmen, die sich mit derselben herumdrehen. — Der Saal des Staatsraths und die daran stoßende kleine Kapelle sind anständig, zeichnen sich aber durch nichts aus. Auffallend war es mir und andern, daß jeder Konsul und jeder Staatsrath ein Nadelkissen vor sich stehen hat, und auffallend blieb

es mir auch noch alsdann, als ich bei näherer Untersuchung fand, daß diese Nadelkissen eigentlich zu Oblatenschachteln dienten. — Ehe ich von den Tuilerien scheide, muß ich noch dankbar erwähnen, daß alles, was darin auf und nieder und durch einander wandelt, Beamte, Bedienten und Schildwachen, alle höflich und zuvorkommend im Antworten und Zurechtweisen sind. Nie haben Grobheit oder Uebermuth der Kleinern, die sonst wohl oft an dergleichen Orten zurückschrecken, meine Neubegier bestraft. Ich mogte im zugeknöpften Oberrock oder in meinem besten Staate erscheinen, dadurch wurde die Höflichkeit der Leute weder vermindert noch vermehrt. Ganz besonders muß ich die Französischen Schildwachen rühmen. Es hat sich oft getroffen, daß ich mit ihnen gesprochen, und sie haben sich ohne Ausnahme als gesittete Menschen betragen, selbst dann, wenn sie mich irgendwo zurückwiesen. Ich erinnere mich unter andern, daß ich einst in der Vorhalle der Tuilerien einen großen bedruckten Bogen an der Wand erblickte, und hinzutrat, um ihn zu lesen. Da näherte sich mir die nächste Schildwache sehr bescheiden, und sagte mit einem höflichen

Lächeln:

Lächeln: „Monsieur c'est notre consigne, das darf nicht gelesen werden." — Mancher Deutsche würde mir sein: Herr! Das ist verboten zu lesen! sehr unfreundlich zugerufen haben. Uebrigens war es mir in der That leid, daß ich das Blatt nicht lesen durfte, zumal seitdem ich wußte, was es enthielt, denn es war in so vielen Punkten abgefaßt, daß ein interessanter Aufschluß über die inneren Sicherheitsmaaßregeln des Pallastes darin zu vermuthen ist.

Ein schmeichelnder Dichter sang, während meines Aufenthaltes, von Bonaparte:

Il eut pour ennemis le feu, la terre et l'onde,
Il en a triomphé pour le bonheur du monde.

Das letztere kann freilich ein Dichter prophezeihen, aber nur der künftige Geschichtschreiber bestätigen, und dann ist noch immer zu wünschen, daß jener Triumph nie durch kleinliche Maaßregeln erreicht worden seyn möge. Zu solchen würde ich die ungeheure Censurbedrückung rechnen, die man sich jetzt in Paris erlaubt, und die unter Paul dem Ersten wahrlich nicht empörender war. Der jüngere Düpaty schrieb ein artiges Stück für das Theater Faydeau, das Vorzimmer

betitelt, in welchem die Emporkömmlinge von der Satire gegeisselt wurden. Sogleich findet man verwegne Anspielungen darin; man glaubt sogar, einer der Schauspieler habe durch einen blauen Rock mit gelben Knöpfen die Kleidung eines Mannes bezeichnen wollen, der vormals im Artillerie-Corps eine solche Uniform trug; man geht so weit, die sämmtlichen im Stück gebrauchten Kleider holen zu lassen. Man findet nichts, dennoch wird der Autor nach St. Domingo exilirt, zwar nicht als Dichter, sondern als Officier der Marine, weil er ohne gehörigen Urlaub auf einige Tage nach Paris gekommen war. Aus seinem eigenen Munde habe ich es, daß er, bereits eingeschifft, auf der Rhede von einer schweren Krankheit befallen, wieder ans Land gebracht, und in einem langen Arrest gehalten wurde, bis endlich wirksame Fürsprache es dahin brachte, daß dieser Arrest ihm als Strafe seines Vergehens angerechnet wurde. Jetzt ist der liebenswürdige junge Mann frei, lebt in Paris, studirt die republikanische Vorsicht, und läßt sein Vorzimmer unter einem andern Titel aufführen. —

Ein anderer Dichter macht ein lustiges

Stück, in welchem ein gesunder wohlgewachsener Mensch an einer Insel landet, die von lauter Bucklichten bewohnt wird, folglich findet man ihn ungestalt und lacht ihn aus. Da sagt er am Ende: „wenn ich einmal unter lauter Blinde gerathen sollte, so würde ich, um ihnen ähnlich zu seyn, mir beide Augen ausstechen lassen.“ — In diesen Worten fand der Censor eine Satire auf diejenigen Soldaten, welche in Egypten ihr Gesicht verloren. — Ein anderer schrieb ein Stück: Belisaire. Der Censor glaubte den General Moreau darin zu erkennen, und verbot es. — Fermez la porte, (macht die Thür zu,) darf nicht gesagt werden, denn zugemachte Thüren deuten auf eine Verschwörung. — Das Wort brigand darf man sich auch nicht entwischen lassen, denn man könnte Männer darunter verstehen, die an der Staatsverwaltung Theil nehmen. — Nogaret heißt der Mann von 63 Jahren, der solche saubere Stückchen à la Tumanskoi macht, und auf alle Vorstellungen, die man an ihn ergehen läßt, nichts weiter antwortet, als: „Wollen Sie, daß ich meinen Platz verliere? „Ich habe sonst nichts, wovon ich leben könnte.“

Sollte es nun aber wirklich wahr seyn,

daß der Mann seinen Platz zu verlieren Gefahr laufen würde, wenn er eine weniger alberne Strenge ausübte, so würde die Regierung einen der gültigsten Ansprüche auf den ehrenvollen Ruf der Liberalität verlieren, und, weil das jedem Weltbürger schmerzlich seyn muß, so wünsche ich von Herzen, daß jene von Nogaret geäußerte Befürchtung nur das kindische Geschwätz eines alten Mannes seyn möge, welches, wenn es Bonaparte zu Ohren kommt, hoffentlich nicht von ihm gebilligt werden wird. Aber auch selbst in diesem Falle ist es immer sehr drückend für Literatur und Kunst, daß man einem solchen invaliden Censor nicht besser auf die Finger sieht. Ein Schriftsteller wie ich, der unter einer der liberalsten und eben deswegen sichersten Regierungen Europa's zu leben das Glück hat, fühlt natürlich doppelt das Empörende jenes Druckes, und tröstet sich gern, im Genuß ächter Freiheit, die vom Throne herabstrahlt, über kleinliche Armseligkeiten, die ihm seinen Beruf zuweilen verbittern. —

Noch eine kleine Anekdote von Mercier, dem berühmten Verfasser des **tableau de Paris**, gehört hieher, ob sie gleich nicht dem al-

ten Nogaret, der blos Schauspiel-Censor ist, zur Last fällt. Mercier saß bekanntlich 14 oder 16 Monate lang gefangen, und vertrieb sich diese böse Zeit durch eine Widerlegung Newtons, die oft in Persiflage ausartete. Er ließ nachher die Frucht seiner Einsamkeit drukken, und auch hier witterte der seltsamste Argwohn, es sey wohl unter dem Namen Newton ein ganz anderer zu verstehen. Beweisen ließ sich das freilich nicht, aber wirklich gehört Mercier nicht unter die Lieblinge der Regierung.

Der Leser wird so gerecht seyn zu gestehen, daß ich das viele Gute und Große am ersten Konsul in dem, was ich über ihn gesagt, nicht verkannt, daß ich gern und mit Wärme über ihn gesprochen habe: ich bin aber weit entfernt, mich zum Heer seiner Schmeichler zu gesellen, und es muß mir daher vergönnt seyn, eben so freimüthig zu bekennen, daß ich manches an ihm mir nicht gnügend zu erklären weiß, und daß ich zum Beispiel sein Benehmen gegen Frau von Stael tadelnswerth finde, so lange es ihm nicht beliebt, Gründe dafür anzugeben. In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, habe ich Frau von Stael noch nicht

gesehen, und kenne sie blos aus ihren geistreichen Schriften; aber als Bürger der literarischen Republik, die alle andere Republiken überleben wird, muß ich die Prophezeihung unterschreiben, welche die hochherzige Frau gegen den ersten Konsul eben so schön als kräftig ausdrückte: Vous me donnez une cruelle illustration, je tiendrai une ligne dans Votre histoire.

Als der erste Konsul am 10. Brûmaire plötzlich seine Reise nach den Seeküsten antrat, wußte wenige Stunden vorher noch niemand etwas davon; ja er soll noch am selbigen Morgen Papiere an die Minister gesandt haben, mit dem Auftrage, ihm des andern Tages darüber Bericht zu erstatten. Zu zweien seiner Adjutanten sagte er ganz kurz: „sie würden „ihn auf seiner Reise begleiten" und fügte die Frage hinzu: „ob sie viel Zeit zu den Vorbe„reitungen nöthig hätten?" — Diese, welche glaubten, es sey wenigstens von einigen Tagen die Rede, antworteten mit Nein. „Wohlan" sagte der erste Konsul, „so nehmen „Sie Ihre Degen und Hüte." — In der That war der Befehl zum Anspannen eben ge-

geben worden, und der Kourier, der die Pferde bestellen sollte, war vor einer Viertelstunde abgegangen.

Daß Jemand krank seyn könne, begreift der thätige Mann nicht, oder kann es doch nicht leiden; (ein Zug, den er ganz mit Paul dem Ersten gemein hat,) daher, wird erzählt, nimmt jedermann provisorisch Arzenei, wenn er einmal verreis't, weil sonst keine Zeit dazu übrig bleibt. — Er schätzt den Dichter Lemertier, Verfasser des Trauerspiels Agamemnon, welches in Paris sehr mißfallen hatte, und nicht mehr gespielt wurde. Um, sagt man, es den Parisern wieder schmackhaft zu machen, begehrte Bonaparte eine Vorstellung desselben in St. Cloud, weil die Mitglieder des Théatre français dadurch genöthigt wurden, es auch in der Hauptstadt wieder zu geben. Das Stück hat wirklich mehrere verrenkte Schönheiten und schöne Gräßlichkeiten. Bonaparte selbst hat dem Dichter eine sehr richtige Kritik darüber gemacht. „Ihre Klitemnestra," sagte er, „ist ein sehr schwaches Weib, und doch „lassen Sie sie eine sehr starke That verrichten, ohne andere Vorbereitung, als daß

„Egisth sie in einer einzigen Scene ein wenig „dazu überredet. Fühlen Sie denn nicht, daß „dieses Weib, indem es das Schlafzimmer „des Gemahls betritt, auf dem Wege bis zu „seinem Bette, den mörderischen Vorsatz noth„wendig wieder aufgeben muß?"

Ich halte für schicklich, meine kleinen Bemerkungen über einen großen Mann zu schließen. Wenn ich freilich alles mittheilen wollte oder könnte, was mir von ihm gesagt, erzählt und oft auch wohl vorgelogen worden, so würde ein Buch daraus werden, und — vermuthlich kein wahres — aber ein interessantes Buch. Doch da ich auf politische Raisonnements oder Träume mich nicht einlassen mag; da es, vor gänzlich hergestellter Ruhe, zu früh ist, Bonaparte als Regenten zu beurtheilen, und da die Schilderungen von ihm als Privatmann, sich gar zu oft widersprechen; so ist es Pflicht, den unsichern Pinsel für den künftigen Maler, dem die Zeit täglich vorarbeitet, niederzulegen.

Die Vorstellung beim zweiten und dritten Konsul ist mit wenig Umständen verknüpft, wenn nehmlich die bei dem ersten

vorhergegangen ist. Der Minister, zu dem man gehört, wählt einen Tag, an welchem die beiden Konsuln zu essen geben, das ist Dienstags und Sonnabends. Nach aufgehobener Mittagstafel, etwa Abends gegen neun Uhr, fährt man hin. Auch sie haben in ihren Höfen und Corridors Wachen von Konsular-Garde, die nicht etwa blos aus einzelnen ihnen zugesandten Schildwachen bestehen, sondern unter Commando eines Officiers ordentlich bei ihnen aufziehen. Ihre Wohnungen sind ziemlich geräumig, aber prunklos; schöne Gobelins ist das Einzige wodurch sie sich auszeichnen. In der Thür des Gesellschafts-Saals steht — (wie überhaupt in Paris in allen großen Häusern) ein Offiziant oder Kammerdiener, der eigentlich Anmelder heißen sollte; denn ihm sagt jeder Kommende seinen Namen, und er ruft diesen Namen laut in das Zimmer hinein, in dem Augenblicke da der Fremde eintritt. Diese Gewohnheit ist auf einer Seite sehr vortheilhaft für die versammelte Gesellschaft, die dadurch sogleich unterrichtet wird, wen sie vor sich hat; man kann aber nicht läugnen, daß sie den Eintretenden nothwendig etwas verlegen machen muß,

zumal wenn er etwa einen nicht ganz unbekannten Namen trägt, und folglich Aller Augen sogleich auf ihn gerichtet werden. — Der Konsul, der gewöhnlich am Kamin steht, geht dem Kommenden, nach Beschaffenheit seines Ranges, seiner Verdienste u. s. w. viele oder wenige Schritte, oder auch gar nicht entgegen, erwiedert dessen Verbeugung sehr höflich und anständig, spricht oder spricht auch nicht, worauf sich der zuletzt Gekommene zu dem übrigen meist sehr großen Zirkel gesellt. Cambaceres hat zwei schwarzgekleidete Hof-Kavaliere, welche die Honneurs bei ihm machen, und besonders sogleich bei der Hand sind, wenn eine Dame hereintritt; sie gehen ihr entgegen, fassen ihre Fingerspitzen, führen sie vor den Konsul, dem sie einen Knix macht, und dann von dem Kavalier bis zu einem Stuhle geleitet wird. Auch die Männer werden von diesen Herren empfangen, und ihnen gewöhnlich gesagt: approchez-Vous du feu, Monsieur, welches überhaupt die Pariser Winterformel ist, um ein Gespräch einzuleiten. Oft wird denn auch das Feuer des Gesprächs durch das Kaminfeuer ersetzt. Einer jener Kammerherren ohne Schlüssel ist jetzt Aigrefeuille, ein

Mann, der durch den ihm decidirten Almanach der Leckermäuler sehr berühmt geworden ist. Man sagt, er habe diese Auszeichnung vollkommen verdient, obgleich er sie bescheiden von sich ablehnte, und ich bekenne, daß, wenn die Küche des ersten Konsuls unter seiner Direktion steht, ich selbst in Versuchung gerathe, eine Küchen-Hymne auf ihn zu dichten; denn unter 70 oder 80 Schüsseln, von deren Hälfte ich wenigstens zu kosten alle meine Kräfte aufgeboten habe, war auch nicht eine die Lucullus oder Apicius verschmäht haben würden. (Ueberhaupt ist ohne alle Widerrede die Französische Küche jetzt die erste in der Welt.) Der Konsul legt selbst von vielen Speisen vor, schenkt vielerlei Getränke selbst ein, und ruft die Gäste sehr höflich auf zu erklären, ob sie davon wollen? — Ohngeachtet des großen Ueberflusses von Speisen, sind doch nur wenige Schüsseln so eingerichtet, daß allenfalls jeder Gast davon nehmen könnte, sondern, in der Voraussetzung eines verschiedenen Geschmacks, werden nur die Hauptschüsseln von den Bedienten herum getragen, die übrigen bleiben stehen, und der vor dem sie grade steht, legt davon vor, wenn Jemand ihm seinen Teller

schickt. — Sehr gut finde ich es, daß man nicht so vielerlei Weine giebt, als z. B. bei uns in Berlin, wo man am Ende der Mahlzeit gewöhnlich zehn bis zwölf verschiedene Gläser vor sich stehen hat. Nur ein paar gute Tischweine, ein paar Dessert Weine und kein Champagner. Es wird, Gott sey Dank, sehr geschwind servirt, fast ein wenig zu geschwind. Wer in dieser Rücksicht einmal die beiden Extreme zu versuchen Lust hat, der esse heute beim ersten Konsul, und morgen in einem guten Berliner Bürgerhause, so hat er heute nicht Zeit sich satt zu essen, morgen aber vollkommen Zeit zweimal zu verdauen und wieder von vorne anzufangen; denn in diesen Häusern glaubt man noch, ein Gastmahl sey nicht vollständig und gereiche dem Wirth nicht zur Ehre, wenn die Gäste nicht über das lange Sitzen in Verzweiflung gerathen. — Bei dem Konsul Cambaceres würde das lange Sitzen noch beschwerlicher werden, weil man auf kleinen Strohstühlen so sehr eng sitzen muß, daß man durchaus nur die Hände und die Arme rühren kann. Ich halte es mit dem deutschen Sprichwort: gut gesessen halb gegessen, und mein Gaumen kann der Leckereien nicht

froh werden, wenn ich alle Augenblicke in Gefahr bin Ribbenstöße zu geben oder zu empfangen. Hat man nun vollends etwa das Unglück an schwer zu unterhaltende Nachbaren zu gerathen, so wird der Gaumenkitzel theuer erkauft. Das letztere ist mir jedoch selten widerfahren, ich erinnere mich hingegen mit Vergnügen einer Mittagstafel bei Cambaceres, wo mein Nachbar, der General Cesar Berthier, durch eine äußerst lebhafte Erzählung der Einnahme von Tabago durch die Engländer, mich sowohl die engen Sitze als die leckeren Speisen vergessen machte. — Eine Gewohnheit die mir wohl gefällt, die ich jedoch nur in diesem Hause gefunden zu haben mich entsinne, ist, daß das Eis erst nach dem Kaffee herum präsentirt wird. — Die Tischgesellschaft besteht gewöhnlich aus 30 bis 40 Personen; unter den Damen sind viele Generalinnen, und unter allen Generalinnen die ich gesehen habe, keine die älter wäre als etwa 28 Jahr. — Nach der Tafel finden sich die Besuchenden bei Hunderten ein, und man hat Gelegenheit sehr interessante Bekanntschaften zu machen. Hier sah ich den Weltumsegler Bougainville, der, wie es scheint, den Versuch machen will,

wie alt man werden kann, ohne etwas von Munterkeit und Liebenswürdigkeit zu verlieren. Hier sah ich Barbé-Marbois, den wackern Gefährten Barthelemi's auf seiner Deportations-Reise nach Cayenne; Portalis, den aufgeklärten, biedern Chef der geistlichen Einrichtungen: den alten weiß lockigten Guillotin, den mit Unrecht berüchtigten Erfinder der Guillotine, denn bei dieser Erfindung hat ihn reine Menschenliebe geleitet. Man hat in Deutschland sehr oft gesagt, er selbst sei das erste Opfer der Guillotine geworden; er befindet sich aber noch sehr wohl, und hat nie in dergleichen Gefahr geschwebt. Mehrere dieser Herren waren neugierig, etwas von Weimar zu hören, welches Städtchen sie sich nicht blos als den Sitz der teutschen Musen träumten, sondern auch meinten, die Musen lebten dort sehr gesellig, würden mit Ehre und Reichthum überhäuft, und verdienten es durch ausgezeichnete Humanität. Ich that was ich konnte um den Ruhm meiner lieben Vaterstadt nicht zu schmälern, mußte aber freilich aus Wahrheitsliebe einige Begriffe zu ihrem Erstaunen berichtigen.

Wenn man bei dem Konsul Lebrun nicht

ganz so lecker speist als bei seinem Kollegen, so sitzt man hingegen bequemer bei ihm. Er ist ein Mann mit einem sanften, sehr einnehmenden Aeussern; er ist gesprächiger und zuvorkommender als Cambaceres, hält wenig auf Ceremonien, denn bei ihm giebt es keine Hof-Kavaliere. Dagegen ist er der literarischen Welt als wackerer Uebersetzer des Tasso bekannt, und seine Unterhaltung ist die eines eben so fein gebildeten, als gründlich gelehrten Mannes. Bei ihm fand ich unter andern den ehemals uns zugehörenden Lagrange, von dem man sich freuen wird zu erfahren, daß er noch ganz der Biedermann ist, der er in Berlin war, daß seine Verdienste durch Ertheilung der Staatsrathswürde anerkannt worden, und daß er an der Seite einer äußerst liebenswürdigen Gattin gemächlich und glücklich lebt. Mit stillem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden die ich in seinem Hause verlebt habe.

Der Konsul Lebrun scheint mir im Publikum mehr geliebt zu seyn, als sein Kollege. Dem letzten wirf man, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, Hochmuth vor. Vielleicht hat nur sein Aeußeres ihm diesen Vorwurf zu-

gezogen. Er soll nie anders ausfahren, als von reitenden Garden umgeben, die bei dieser Gelegenheit mit den Fußgängern zuweilen unglimpflich umgehen. Bonaparte soll er oft und gern seinen Kollegen nennen.

Die

Die Straßen von Paris.
Dritter Brief.

Jüngst, liebe Freundin, erwähnte ich des Portraits des Herrn Christus, welches man auf dem Boulevard für einen Sous kaufen kann; heute will ich Sie mit einer ähnlichen Spekulation bekannt machen. Sehen Sie da den großen mit Holzschnitten verzierten Bogen: er ist nur auf einer Seite bedruckt, aber er enthält nichts desto weniger, das Leben und die Sitten der Nationen von Europa. Vie et moeurs des nations de l'Europe, so lautet die Ueberschrift. Ich Deutscher, der ich nicht gewohnt bin, die Sitten der Nationen anders, als aus dicken Quartbänden kennen zu lernen, werde natürlich von der Neubegier ergriffen, und lese mit Vergnügen die Quintessenz der Urtheile und Vorurtheile der Franzosen über sich selbst und ihre Nachbaren. Hier einige Beispiele:

„In der Religion ist der Deutsche ungläubig, der Engländer devot, der Fran-

zose eifrig, der Italiener voll Ceremonien, der Spanier bigot. — Im Worthalten ist der Deutsche treu, der Engländer sicher, der Franzose leichtsinnig, der Italiener listig, der Spanier betrügerisch. — Im Rathgeben ist der Deutsche langsam, der Engländer entschlossen, der Franzose übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt sich durch Cautelen. — In der Liebe: der Deutsche versteht nicht zu lieben, der Engländer liebt hier und da ein wenig, der Franzose überall, der Italiener weiß wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich. — Von Gestalt ist der Deutsche groß, der Engländer wohl gewachsen, der Franzose wohl aussehend, (de belle mine) der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erschrecken. — In der Kleidung ist der Deutsche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzose veränderlich, der Italiener lumpigt, (pietre) der Spanier bescheiden. — In Sitten: der Deutsche bäuerisch, der Engländer grausam, der Franzose gewandt, der Italiener höflich, der Spanier stolz. — Im Bewahren eines Geheimnisses: der Deutsche vergißt, was man ihm gesagt hat, der Engländer verschweigt was er sagen, und sagt

was er verschweigen sollte, der Franzose plaudert alles aus, der Italiener spricht kein Wort, der Spanier ist sehr geheimnißvoll. — In der Eitelkeit: der Deutsche prahlet wenig, der Engländer verachtet alles, der Franzose rühmt alles, der Italiener schätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur sich selbst. — In Beleidigungen und Wohlthaten: der Deutsche thut weder Gutes noch Böses, der Engländer thut beides ohne Ursach; der Franzose vergißt beides, der Italiener ist schnell zum Wohlthun, aber rachsüchtig, der Spanier gegen beides gleichgültig. — Im Essen und Trinken: der Deutsche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzose delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauserigt (chiche). Im Gespräch: der Deutsche redet wenig und schlecht, aber schreibt gut, der Engländer redet schlecht und schreibt auch gut, der Franzose schreibt und spricht gut, der Italiener redet gut, schreibt viel und gut (?), der Spanier redet wenig, schreibt wenig, aber gut. — In der Art sich zu präsentiren: der Deutsche sieht aus, wie ein Dummkopf, (butor) der Engländer gleicht weder einem Narren noch einem Weisen, der Franzose ist

étourdi, der Italiener ist klug, sieht aber aus, wie ein Narr, bei dem Spanier ist es umgekehrt. — In Gesetzen: die Deutschen Gesetze sind so so, (!) der Engländer hat schlechte Gesetze, beobachtet sie aber gut, der Franzose hat gute Gesetze und befolgt sie schlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Gesetze; jener befolgt sie nachläßig, dieser streng. — Die Bedienten sind in Deutschland Gefährten, in England Sclaven, in Frankreich Herren, in Italien ehrfurchtsvoll, in Spanien Untergebene. — Von Krankheiten haben die Deutschen vorzugsweise die Flöhe, (?) die Engländer die Wölfe, die Franzosen die Pocken, die Italiener die Pest und die Spanier die Kröpfe. — Die Weiber sind in Deutschland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sclavinnen. — Muthig ist der Deutsche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzose wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, und der Spanier wie ein Elephant. — In den Wissenschaften ist der Deutsche ein Pedant, der Engländer ein Philosoph, der Franzose weiß von allem ein wenig, der Italiener ist ein Professor, und

der Spanier ein tiefer Denker. — Prächtig sind in Deutschland die Fürsten, in England die Schiffe, in Frankreich der Hof, in Italien die Kirchen, und in Spanien die Gewehrkammern. (?) Endlich noch die Ehemänner (welche den Beschluß machen) sind in Deutschland Herren, (???) in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler, und in Spanien Tyrannen. —

Ich gebe Ihnen gern zu, liebe Freundin, daß ein Drittel dieser sonderbaren Charakteristik unwahr, zuweilen albern ist, aber die zwei übrigen Drittel mögt' ich wohl in Schutz nehmen. Uebrigens haben wir Deutsche uns am wenigsten über den Maler zu beklagen, und wenn er nur die abscheuliche Verläumdung weggelassen hätte, daß wir nicht zu lieben verständen, und wenn er nicht so in den Tag hinein behauptete, daß wir als Ehemänner, Herren wären, so könnte man schon mit ihm zufrieden seyn. —

Jetzt wollen wir, wenns beliebt, diese Bibliothek an Bindfaden aufgehängt, weiter hinauf spazieren; sie grenzt dort an eine ähnliche Tapete von Musikalien, die wiederum mit einer dergleichen von Bildern zusammen

hängt. Unter jenen finden Sie alle neue Arien, Duette u. s. w. aus den beliebtesten Französischen und Welschen Opern, unter diesen die Abbildungen alles dessen, was etwa eben die Pariser vorzüglich interessirt, z. B. Fanchon das Leiermädchen, den schönen Regimentstambour der Konsulargarde mit seinem hinreißenden Backenbart, den prächtig gekleideten Mamelucken des ersten Konsuls; natürlicherweise auch den ersten Konsul selbst auf tausenderlei Manieren, besonders wie er mit dem Schwerdt in der Faust das Kreuz wieder aufpflanzt und der Glaube ihm eine Palme reicht; neben ihm die andern beiden Konsuls, oder auch die schöne Madame Recamier mit dem halb verschleierten reizenden Gesichte. Auch Karikaturen hängen da in Menge, und natürlich ist jetzt immer der König von England die Zielscheibe des französischen Spottes, der ihnen aber von ihren Feinden jenseit des Kanals, nicht allein reichlicher, sondern wohl meistens auch witziger zurückgegeben wird, denn man muß gestehen, daß man unter zwanzig französischen Karikaturen kaum Eine findet, die auf Witz Anspruch machen darf. Hier erblicken Sie den König zwischen seinem guten

und bösen Genius, wie er sich dem letztern in die Arme wirft; dort reitet ein Engländer auf einem kalekutischen Hahn, am Sattelknopfe hangen Körbe mit Weinflaschen, und darunter steht: der Angriff; der Pendant dazu ist die Niederlage, (la défaite) wo der nehmliche Engländer auf einem flüchtigen Hirsche, Hut und Tabackspfeife verlierend, davon eilt. Hier der Herzog von C., der die rückkehrende hannöverische Postkutsche selbst kutschirt und ein Faß hinten aufgeladen hat, worauf steht: Hannöverisches Blut. Dort eine Armee von Fröschen, deren Froschgeneral, in englischer Uniform, auf einem Krebse reitet, während ein Franzose einen Frosch nach dem andern aufnimmt, und mit seinem breiten Säbel entzwei haut. Bald setzen die Karikaturen-Schmieder den König mitten in Höllenflammen, die Teufel rings umher schüren das Feuer: und darunter steht: Endlich haben wir ihn! Bald faßt ein Elephant des Königs Gefäß mit dem Rüssel, und wirft ihn in einen Brunnen, wobei die Worte zu lesen: Du mußt doch endlich springen. Ein anderes Mal reitet Pitt auf dem König am Ufer spazieren, und guckt nach den ankommenden französischen Schiffen. Hier

springt der König über den Kanal, und verliert im Springen seine Krone; dort faßt er eine Menge Papierrollen, auf welchen die Namen seiner Länder geschrieben stehen, weil er sie aber mit der Hand nicht alle umspannen kann, so verliert er einige; Hannover liegt schon am Boden, Irland ist eben im Fallen, und Maltha auch bereits sehr locker. Hier laufen die Engländer vor einer Staubwolke davon, die durch eine Heerde Schaafe erregt wird, und dort exerzirt Pitt seine Truppen, die mit lauter wilden Schweinsköpfen versehen sind. Eine der witzigsten Karikaturen, mögte noch etwa folgende seyn: Ein Bruchbandmacher präsentirt dem Könige ein neues Bruchband, auf welchem steht: observation de traités, zu des Königs Füßen liegen zwei zerrissene oder zersprengte Bruchbänder, auf dem einen die Inschrift: forces navales, auf dem andern lévée en masse. — Sie sehen, daß sich alles jetzt um die politischen Begebenheiten dreht. Nur einige wenige dieser Zerrbilder griffen auch die Sitten der Engländer an, dahin gehört z. B. jene englische Familie in Paris, (so lautet die Unterschrift) wo ein gewaltig dicker, mit Rostbeef ausgestopfter Engländer, zwei steife Miss's

am Arme führt, die sehr ungeschickte Knickse machen u. s. w.

Aus allem dem erhellt denn so viel, daß man an dem Gelingen der Landung in England gar keinen Zweifel hegt; und wenn Sie es dem Bilderhändler nicht glauben wollen, so glauben Sie es jenem Kerl, der, von hundert andächtigen Zuhörern umgeben, so eben eine Ballade absingt, welche haarklein beschreibt, wie es bei der künftigen Landung zugegangen ist. — Wollen Sie seine hochtrabenden Prophezeihungen mit anhören, so trete ich indessen an diesen vergitterten Hof eines Bildhauers, der von Büsten und Statüen, in Marmor und Stein, gut und schlecht durcheinander, so angefüllt ist, daß kaum ein enger Fußpfad zu der Hausthür des Künstlers sich hindurchwindet. Oder ich schäme mich auch nicht, vor dieser Bude mit Kinder-Spielzeug stehen zu bleiben, wo abermals Fanchon das Leiermädchen, eine Hauptrolle spielt, und wo ich einen mir räthselhaften Umstand bemerke, daß nehmlich die Franzosen, die doch so gern spielen, in Fabricirung und Erfindung von Kinderspielwerken weit hinter den Nürnbergern

stehen, die vielleicht wiederum von den Berlinern übertroffen werden.

Sind Sie nun des Plärrens der Ballade überdrüßig, so schlendern wir einmal im Vorbeigehen durch den Garten der Kapuziner, wo es Tieger und Affen giebt, wo Franconi seine halsbrechenden Reiterkünste zeigt, wo am Abend die Geister erscheinen, und wo mit einem Wort früh und spät Tausenderlei zu begaffen ist. Da steht für einige Augenblicke eine wandelnde Bude mit alten Tapeten behängt, in welcher mein lieber Pulcinello sich mit dem Teufel balgt. Zwei Taschenspieler locken zu beiden Seiten, der hier durch den gewöhnlichen Becher, der andere durch noch gewöhnlichere Karten-Kunststückchen. — Weit größern Zulauf hat ein Mensch, dessen ganzer Apparat in einem Kohlbecken voll glühender Kohlen, und etwa einem Dutzend an Drath befestigten kleinen Stücken Asbest besteht. Er fängt damit an, daß er mit großer Suade die Expedition nach Egypten erzählt, (die zugleich sein Nachbar in einem Guckkasten den Schaulustigen präsentirt,) welche Heldenthaten mit seiner Hülfe dort gegen Mamelucken und Krokodille ausgeführt worden, und wie er einst einem

Erschlagenen das Hemd ausgezogen, und wie er gefunden, daß dasselbe nicht aus gewöhnlicher Leinwand, sondern aus gesponnenem Stein bestehe, dessen sich die Egyptier aus Bequemlichkeit bedienen, weil sie auf diese Weise ihre Hemden nicht zu waschen und zu trocknen brauchen, sondern sie nur Abends in den Kamin werfen und des Morgens weiß wie Schnee wieder hervorziehen. Um nun von der Wahrheit seiner Erzählung die Zuschauer sinnlich zu überzeugen, ergreift er eine von den Nadeln, an welche er ein Pröbchen Asbest gespießt hat, wendet es im Gassenkoth so lange hin und her, bis man nichts Weißes mehr daran sieht, wirft es dann in das Kohlenbecken, fährt fort, während es durchglüht, den Zuschauern vorzuschwadroniren, und zieht es nach wenigen Minuten, zum großen Erstaunen aller Umstehenden, ganz gereinigt aus dem Feuer. — Einer meiner Nachbarn, der ein lustiger Kautz zu seyn schien, verglich einmal diese ganze Procedur mit der französischen Revolution. Eben so, sagte er, wie dieses Stückchen Asbest, ist Frankreich im Kothe herumgewälzt worden, eben so ist es aus der Gluth des Feuers rein, neu und herrlich hervorgegangen. Was seinen

ersten Satz betrifft, so hat er leider nur allzu sehr recht, und ich wünsche von Herzen, daß auch sein zweiter Satz unbestreitbar seyn möge.

Vierter Brief.

Noch widerlicher, als das Mädchen mit dem langen schwarzen Barte, ist die starke Frau, die hier in dieser Bretterhütte sich sehen und bewundern läßt. Bei jener behält das Mitleid die Oberhand, denn was kann am Ende das arme Mädchen dafür, daß es einen so verzweifelten Bart trägt und tragen muß; bei dieser hingegen mischen sich Ekel und Unwillen in die Empfindung des Mitleids. Jene gehorcht blos der Natur, diese fordert die Natur gleichsam heraus; fünf Männer läßt sie auf ihren hohlliegenden Leib treten; Eisen läßt sie darauf schmieden, und was dergleichen tours de force mehr sind, von denen Sie, liebe Freundin, mit Recht Ihre Blicke abwenden. — Ich kann Ihnen aber nicht helfen, Sie müssen doch noch in eine ähnliche Hütte mit mir kriechen, um den unverbrennbaren Spa-

nier zu sehen, der in der That eben so viel Bewunderung als Schauder erregt. Bemerken Sie jenen Topf mit Oel, der auf der Kohlenglut steht; das Oel wellt auf, es prickelt, es siedet, und nun nimmt der junge Mensch den Topf vom Feuer, thut einen kräftigen Zug daraus, ohne eine Mine zu verziehen, behält das Oel im Munde, spühlt sich den Mund recht lange damit aus, wie wir mit frischem Wasser, spuckt es noch immer kochend wieder aus, und wäscht sich nun mit dem Ueberrest des Oels im Topfe die Hände, Arme, das Gesicht und sogar die Augen (die er jedoch zuhält). Nachdem er so, wie Asbest, durch das Feuer gereinigt worden, macht er zur Veränderung einen Spaziergang mit bloßen Füßen auf glühendem Eisen, und endlich, zur Erquickung, leckt er sogar dieses glühende Eisen mit der Zunge. Wenn dieser arme Jüngling eben so gefühllos gegen die Flammen der Liebe bleibt, so ist er doppelt zu bedauren. Betrug ist übrigens nicht dabei; Alles, was ich eben erzählt habe, geschieht würklich. Ob er sich aber, wie man behauptet, eine Art von Salamandersalbe in die Haut reibt, welche nicht zu bemerken ist, das lass' ich unentschieden. — Um jene widri-

gen Eindrücke zu verlöschen, lassen Sie uns einige Minuten vor diese kleine Festung treten, von welcher Sie mehrere Exemplare auf dem Boulevard zerstreut finden. Es ist eine neue Gattung von Kegelspiel, dem, wie Sie sehen, nicht blos Knaben, sondern mitunter auch wohl ehrsame Bürger Geschmack abgewonnen haben, und in der That hat es darin einen großen Vorzug vor dem gewöhnlichen Kegelspiel, daß es weit weniger Platz einnimmt und sich von einem Orte zum andern transportiren läßt. Die kleine Festung erreicht ungefähr Mannshöhe, und ist amphitheatralisch erbaut. Unten hat sie eine Zugbrücke, darüber sind Wälle stufenweis aufgeführt, und auf diesen Wällen stehen hie und da eine Menge Soldaten. Acht bis zehn Schritte vor der Festung ist ein hölzerner Mörser (oder auch eine Kanone) aufgepflanzt, aus welchem auf die bei Kinderflinten gewöhnliche Weise eine Kugel im Bogen (oder bei der Kanone gerade) geschnellt wird. Die Kraft des Mörsers ist grade für die Entfernung von acht bis zehn Schritten berechnet, die Kugel erreicht, wenn losgedrückt wird, jedesmal die Festung; die Kunst ist aber, so gut zu zielen, daß man Einen oder mehrere

Soldaten umwirft, oder gar den Mittelpunct sehr genau trifft, in welchem Falle sogleich die Zugbrücke niederfällt, und vermittelst der getroffenen Feder ein Staatswagen mit 6 Pferden bespannt hervorrollt (bei einigen Andern erhebt sich oben auf der Festung eine weiße Fahne.) Die Kugel verliert sich inwendig und kommt unten am Boden wieder hervor. Man begreift, wie mancherlei Vortheile noch außer den oben genannten, dies artige Spiel vor den Kegelbahnen voraus hat. Es kann in dem kleinsten Garten, ja in jedem nur etwas geräumigen Zimmer aufgestellt werden; es gehört nur eine geringe körperliche Anstrengung dazu, auch Damen können es mitspielen; es interessirt, weil das Zielen und Treffen doch eine gewisse Geschicklichkeit und Uebung voraussetzt; kurz, ich glaube durch die Beschreibung dieses Spiels einen angenehmen Beitrag zu Guthsmuths gymnastischen Spielen geliefert zu haben, und erinnere nur noch, daß der Bogenschuß des Mörsers weit mehr Vergnügen gewährt als der leichtere grade Schuß der Kanone. — Da der Wohlstand, liebe Freundin, uns hier auf dem Boulevard nicht erlaubt, an dem Spiele Theil zu neh-

men, so wollen wir lieber den armen kleinen Kanarienvögeln noch ein wenig zusehen, die in jener Bude zu allerlei ganz wider ihre Natur laufenden Künsten gemißbraucht werden. Da dreht Einer den Bratspieß, der Andere fährt seinen Kameraden auf einem Schubkarren davon, der Dritte steht Schildwach mit Flinte, Säbel und Grenadiermütze, der Vierte rührt sich nicht von der Schulter seines Meisters, ohngeachtet dieser die Trommel schlägt, daß man hinaus laufen mögte; der Fünfte lös't eine Kanone, deren brennender Pfropf den Sechsten vom Tische herab als todt auf die Erde wirft; ein Siebenter sitzt sogar mitten in einem brennenden Feuerrade, so ruhig und lustig, als ob er in einem Rosenstrauch auf seiner heimischen Insel säße u. s. w. Sie werden freilich dergleichen schon öfter auch in Deutschland gesehen haben, obwohl nicht in dieser Vollkommenheit; aber eine Bemerkung haben Sie vielleicht noch nicht gehört, die dem Lehrherrn entschlüpft und Stoff zum Nachdenken giebt. Die Weibchen, sagt er, fassen zwar alles weit schneller als die Männchen, und ich kann sie gewöhnlich nach einigen Wochen schon kunstreich produciren, aber — sie

vergeß-

vergessen bald und sterben bald. — Ich glaube fast, der Satz läßt sich von der gefiederten Welt auch auf die Quälgeister derselben, die Menschen, ausdehnen; denn wenn die Schönen moralische oder ästhetische Künste lernen, so erleiden sie zwar nicht davon den leiblichen Tod, aber ihre Liebenswürdigkeit geht gewöhnlich zu Grabe.

Da wir eben noch ein halbes Stündchen übrig haben, so lassen Sie uns diese Zeit benutzen, um ein paar berühmte Brunnen zu besehn. Die Fontaine rue de Grenelle ist in der That sehr schön, aber die Straße ist eng und entlegen, die Fontaine steht nicht von allen Seiten frei, und das große Gebäude wird noch obendrein durch allerlei Aushängeschilder verunstaltet; rechts hängt eine große gemahlte Kuh, weil da Milch verkauft wird, links ein Tischlerschild u. s. w. Mir, (verzeihen Sie mir die Ketzerei, wenn es anders eine ist) mir wird es immer lächerlich vorkommen, ein solches Gebäude mit zwei Flügeln in der Höhe von drei Stockwerken zu errichten, es mit Colonnaden und Statüen zu verzieren, und Alles das wegen der beiden kleinen Löwenköpfe ganz unten, einige Fuß über dem Fundament, die

man gar nicht einmal gewahr wird, weil kein Wasser herausläuft, sondern weil man das wenige vorhandene Wasser erst heraufpumpen muß. Von der größtentheils ausgekratzten Inschrift ist nichts mehr übrig als die Worte: „Zum Nutzen der Bürger und zur Zierde der „Stadt," hiervon ist nur das letztere, doch auch nur zum Theil wahr, und dieser Zweck hätte auf andere Weise wohl glänzender erreicht werden können. — Wir haben noch einen weiten Weg bis zu der andern Fontaine auf dem Markte der Unschuldigen (marché des innocens); ich führe Sie daher schnell an der berüchtigten Abtei vorüber, die Sie an ihren vier kleinen Eckthürmchen erkennen. Im Innern des Hofes sind die Fenster auf eine sonderbare, grausam erfinderische Weise vermacht, so daß der Gefangene durchaus nichts sehen kann, obgleich ein wenig Licht von oben hinein fällt. Die Fenster gleichen auf diese Weise fast einer Schachtel, in der man Raupen oder Maikäfer einsperrt, und den Deckel ein wenig schief darauf setzt, um den Thieren etwas Luft zu lassen. Hier ist die Thür, aus welcher in der Schreckenszeit die Schlachtopfer gestoßen wurden; hier stehen wir auf der Stelle, auf

welcher die harrenden Cannibalen sie empfingen und zerfleischten; dies ist die Straßenrinne, in welcher damals Menschenblut, wie jetzt das Regenwasser, floß. O lassen Sie uns vorüber eilen! der Ort ist schauerlich und ich mögte keinen Pallast der Abtei gegenüber zum Geschenk nehmen, obgleich die neuere Inschrift besagt, daß sie jetzt nur noch zu einem Militair-Gefängnisse dient. —

Jetzt sind wir auf dem Markte der Unschuldigen. Die Fontaine mag schön seyn, wenn Wasser herausfließt, aber sie ist noch übler daran, als die in der rue Grenelle, denn man kann nicht einmal einige Tropfen herauspumpen, sie ist völlig trocken. Das große Wasserbecken, welches in einer beträchtlichen Höhe in der durchbrochenen Mitte steht, sieht nun natürlich aus wie ein runder Theetisch, den man eben so da hingesetzt hat, und das macht mit der Umgebung einen drolligen Contrast. Ueberhaupt ist das ganze Monument äußerst schmutzig und übel unterhalten. — Um für die getäuschte Erwartung Sie schadlos zu halten, werfen Sie einen Blick auf den schönen Markt selbst, der durch seine Größe und sein lebendiges Gewühl bei weitem interessan-

ter ist, als jenes nutzlose Werk der Baukunst. Da sitzen in endlosen Reihen unendlich dicke Weiber, Poissardes genannt, unter großen Regenschirmen, die 8 bis 10 Fuß im Durchmesser haben, und, von oben herabgesehen, ein Dach bilden, welches dem der alten römischen Soldaten gleicht, wenn sie bei dem Manöver Schildkröte genannt, mit übergeworfenen Schildern anrückten. Diese Schirme sind aber nicht das Eigenthum der Weiber, sondern sie werden auf dem Markte (ich weiß nicht, für wessen Rechnung) um einige Sous vermiethet. — Hier nun, vor Regen und Sonnenstrahlen bedeckt, bewundern Sie die Butterberge, das Fischgewimmel, die Eyermagazine, die Birn- und Aepfelthürme, die Blumengärten, die unendlichen Weintrauben und andere Obstsorten, das bunte Gemisch von Zugemüse, worunter besonders der große, blendendweiße und sehr niedlich aufgeschichtete Blumenkohl sich vorzüglich gut ausnimmt; horchen sie dazwischen ein wenig auf das kräftige patois der stämmigen Verkäuferinnen, (von deren Energie Sie übrigens jetzt nichts zu befürchten haben) und wenn Ihnen der Anblick von so vielen Leckereien Appetit gegeben hat, so werfen wir uns schnell in einen Fiacre und fahren zum Restaurateur.

Ueber Madame Recamier.

Auf einer zarten bescheidenen Blume eine Raupenbrut zu finden, ist verdrüßlich; — etwa durch Rauch das Ungeziefer tödten, ist ein kräftiges Mittel, doch schadet's auch bisweilen der Blume selbst. So ist es mit dem Rufe eines Frauenzimmers, dieser zartesten aller Blumen. Leicht möchte die Schöne glücklicher seyn, von der man gar nicht redet, als die, von der man zu viel spricht; und oft mögte selbst die redlichste Bemühung, ihren Ruf zu vertheidigen, die Verläumdung nur weiter verbreiten. Aus diesen Gründen habe ich bei mir angestanden, ob ich die Klatschereien, die mehrere deutsche Journalisten sich gegen die gute und liebenswürdige Madame Recamier erlaubt haben, rügen und widerlegen solle? Und wenn ich — bei der Ueberzeugung, daß der Neid immer lieber ein häßliches Mährchen, als eine schöne Wahrheit glaubt, — es dennoch unternehme, so ist es mehr mein empörtes Gefühl, welches mich dazu antreibt, als die Hoffnung,

Verläumder zu belehren, die nicht belehrt seyn wollen.

Ich nannte Madame Recamier eben gut und liebenswürdig; die meisten Leser werden wohl zuerst erwartet haben, daß ich sie schön nennen würde? Nun ja, sie ist schön, sehr schön, und wer sie nur wenig sah, wird wohl zuerst davon reden; aber so wie die Häßlichkeit vor der Liebenswürdigkeit bald verschwindet, so auch die Schönheit; von der herrlichen Rose wie von der braunen Nachtviole, vergessen wir die Gestalt, wenn ihr süßer Duft uns entzückt.

Auch ich hegte Vorurtheile gegen Madame Recamier, als ich nach Paris kam; ich meinte, ich würde ein eitles kokettes Wesen sehen, das, von Weihrauch benebelt, durch Reichthum verhärtet, in der ganzen umgebenden Welt nur sich selbst sieht und liebt; Huldigungen wie Pflichten, mit kaltem Stolze empfängt; um sich auszuzeichnen über alle Convenienzen sich hinweg setzt; und — was weiß ich, zu welchen Ketzereien die nachgeplauderten Verläumdungen der deutschen Journalisten mich verleitet hatten. Ich war daher zwar neugierig sie zu sehen, aber nicht sie kennen zu ler-

nen. — In der Oper war es, wo ich meine Neugier zum erstenmal befriedigte. „Dort sitzt Madame Recamier,“ sagte Einer meiner Nachbaren, und natürlich drehte ich meinen Hals schnell nach der Loge, welche er mir bezeichnete. In der vordersten Reihe suchten sie meine Blicke, durch Diamanten vielleicht noch mehr glänzend, als durch Schönheit. Aber da fand ich sie nicht. Ganz zurückgedrückt, wie ein Veilchen ins Gras, saß die schöne Frau mit ungeschmücktem Haar, im einfachsten weißen Gewande, und die Grazie der Sittsamkeit schmiegte sich schwesterlich an sie, und sie schien sich zu schämen, daß sie so schön sey.

Diese ihre erste Erscheinung machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich, und gern ließ ich mich nunmehr in ihr Haus einführen. Auch da fand ich sie, obwohl in glänzender Gesellschaft, die einfachste von allen. — „Sie „verstehen sich auf Ihren Vortheil, sagt Franciska in Lessings Minna von Barnhelm: wenn „wir schön sind, sind wir auch ungeputzt am „schönsten.“ Allerdings mag auch Madame Recamier sich wohl auf diesen Vortheil verstehen, aber wer mögte ihr das als Koketterie auslegen? Ich wenigstens, der ich die Weiber

so ziemlich kenne, wünsche von ganzem Herzen, daß diese Art der Kokketterie allgemein seyn möge. Weißer und feiner, obgleich höchst anständig, hab' ich freilig nie etwas gesehen, als das Gewand, welches Madame Recamier gewöhnlich wie ein zarter Duft umfließt; anspruchloser und doch reizender, giebt es keinen Haarschmuck, als das Gewirre der kastanienbraunen Flechten und Locken, die sie, oft ohne hinzusehen, künstlos unter dem Kamme vereinigt. Viele Wochen lang habe ich sie fast täglich gesehen, aber nie mit Brillanten geschmücket. An ihr vermißt man sie nicht, und eben so wenig würde man an ihr sie gewahr werden. - Lieblichkeit, Anmuth, Sittsamkeit, das sind die drei Grazien, welche ihre Toilette umgeben. Darum sey auch zum letztenmal von ihrer Schönheit die Rede; die Anmuth ist ja unendlich mehr als Schönheit. Ich kenne außer ihr nur noch eine Frau, über deren Gestalt diese himmlische Anmuth so reichlich ist ausgegossen worden, — die Ehrfurcht verbietet mir sie zu nennen.

Eine freundliche, aufmerksame Wirthin, die es allen ihren Gästen recht zu machen weiß, ist Madame Recamier in ihrem Hause;

ein freier ungezwungener Ton herrscht darin; von den vornehmsten Staatsbeamten, von den ausgezeichnetesten Fremden, von Dichtern, Philosophen, Gelehrten und Künstlern wird es gern und häufig besucht. Die anmuthige Wirthin, die schon seit mehreren Jahren eine so glänzende Rolle in der großen Welt spielt, ist gegen Personen, welchen sie Verdienste zutraut, anfangs fast ein wenig verlegen. Menschenkenner werden auch in dem kleinen Zuge ihres Charakters wohl bemerken, daß keine Art der Eitelkeit auf äußere Vorzüge, das wahre Schätzenswerthe bei ihr in den Hintergrund stellt; sie scheint im Gegentheil jene fast ängstlich verbergen zu wollen, sobald sie dieses in ihrer Nähe spürt.

Wenn ich weiter nichts von Madame Recamier zu sagen wüßte, so wäre das immer auch schon ziemlich viel; doch wie gering sind alle jene Eigenschaften gegen die Güte ihres vortrefflichen Herzens! Streng beobachtet sie, mitten im Strudel der pariser Welt, die Pflichten der Gattin gegen einen wackern Mann, der ihr Vater seyn könnte. Selbst die giftigste Verläumdung hat von dieser Seite sie nicht anzutasten gewagt. Sie war nie Mutter,

aber sie pflegt mit mütterlicher Liebe die Kinder einer Verwandtin, die kindlich an ihr hangen. Sie ist warm, und vielleicht gar ein wenig schwärmerisch in der Freundschaft, aber darum nicht minder beständig, wie ihre älteren Freunde mich versichert haben. Indessen, damit das Gemälde doch nicht ganz ohne Schatten bleibe, will ich sie hier auch eines kleinen Fehlers zeihen. So rasch und willig sie ist, ihren Freunden große Opfer zu bringen, so ungern bringt sie kleine. So lange nicht vom Glück des Freundes, sondern blos von seinen Wünschen, seinen Freuden die Rede ist, so lange erlaubt sie sich wohl zuweilen ohne Bedenken ihn zu vernachläßigen, um der Gesellschaft zu Liebe etwas zu thun, was sie doch fast immer ohne Neigung thut. Dieser Fehler liegt theils in der Weiblichkeit überhaupt, deren zarte Natur es mit sich bringt, gern allen, und oft nur aus Furcht, gefallen zu wollen, theils ist er von einer gewissen Existenz, in einer Stadt wie Paris fast unzertrennlich.

Madame Recamier ist fromm, ohne es scheinen zu wollen. Führe sie nicht so oft in die Messe, so würde man blos aus ihren guten Handlungen auf ihre Frömmigkeit schließen

dürfen. Jeden Tag bezeichnet sie durch Wohlthaten. Ich weiß wohl, daß man reichen Leuten eine Gabe, und selbst ansehnliche Gaben, eben nicht zum Verdienst anrechnen darf; nicht die Wohlthat selbst, sondern die Art, wie sie von ihnen erzeigt wird, macht ihr Verdienst aus, und gerade hier ist es, wo ich Madame Recamier unaussprechlich edel und liebenswürdig gefunden habe. Daß sie mit ihrer Wohlthätigkeit in meiner Gegenwart nur habe prunken wollen, (wie zuweilen der Neid mir eingewendet) ist schon deshalb unmöglich, weil ich zu jeder Stunde des Tages Zutritt bei ihr hatte, und oft ein sehr unerwarteter Zeuge ihrer Handlungen war.

Nie werde ich den schönen Morgen vergessen, an dem ich sie ganz allein in Gesellschaft eines kleinen taubstummen Mädchens fand, das sie, Gott weiß in welchem Dorfe, bei einer Spazierfahrt aufgelesen hatte. Eine Zeitlang war das Kind auf ihre Kosten erzogen worden, dann hatte sie durch ihr Vorwort ihm eine Stelle in dem trefflichen Institut des edlen Sicard verschafft; eben jetzt war das Mädchen neu gekleidet zu ihr geführt worden, um von ihr selbst zu Sicard gebracht zu wer-

den. Sie hatte dem Kinde ein Frühstück auftragen lassen, welches zufällig in dem schönen Gesellschaftssaal, auf einem Marmortische, unweit eines Spiegels geschehen war, in dem die Kleine sich ganz sehen konnte, und vermuthlich sich so zum erstenmal sah. Das rührende Ergetzen ihrer reizenden Wohlthäterin an dem freudigen Erstaunen des Kindes, das bethränte Lächeln, mit dem sie dem Kinde die Haare aus dem Gesichte strich, und es von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte; die mütterliche Gutmüthigkeit, mit der sie es zum Essen nöthigte, und das übrige Zuckerwerk ihm in die Taschen pfropfte; der unarticulirte Dank, den das Kind auf eine höchst seltsame, aber rührende Weise, durch eine Art von Geschrei ausdrückte: — von alle dem war doch warlich nichts erkünstelt, und von solchen Scenen bin ich ja nicht etwa nur Einmal Zeuge gewesen. —

Wenn die Neider der lieblichen Frau verzweifeln müssen, daß der Angriff auf ihre Sittlichkeit und Tugend gelingen werde, so suchen sie durch ein Achselzucken ihren Geist herabzuwürdigen. Freilich, wenn nur das Frauenzimmer geistvoll genannt werden kann,

was die Philosophie eben so fertig handhabet, als eine Sticknadel, über die Kunst in Floskeln schwatzt, über alle neuern Producte der schönen Literatur ohne Bedenken abspricht, verdienstvollen Männern über den Mund fährt und für Secten Parthei nimmt, freilich, dann ist Madame Recamier kein geistvolles Frauenzimmer. Sie gehört nicht zu den Damen, die sich hervordrängen, Fahnen unter die verschiedenen Volontair-Corps austheilen, unter welchen sie doch selbst nicht mitfechten können. Wenn aber ein gesunder Verstand, eine vorurtheilsfreie Vernunft, ein reines Gefühl für alles Edle und Schöne, es komme woher und von wem es wolle, ein williges Hingeben an die schönen Wahrheiten der Natur und an die lieblichen Täuschungen der Kunst, wenn alles dies einem Frauenzimmer Anspruch auf Geist giebt, so ist Madame Recamier eine sehr geistreiche Frau, und wollte der Himmel, es gäbe zum häuslichen Glück aller Ehemänner, und zum Vortheil der weiblichen Liebenswürdigkeit überhaupt, nie geistreichere Frauen.

Wenn man mir anders zugesteht, daß ich überhaupt den Geist eines Frauenzimmers zu beurtheilen vermag, so darf man hier um so

mehr meinem Urtheil vertrauen, da sich, außer dem täglichen freundschaftlichen Umgang, auch noch eine andere Gelegenheit zur Prüfung mir dargeboten, bei der weder Mannsperson noch Frauenzimmer die Geistesarmuth verbergen können. Ich habe nehmlich bei einer Spazierfahrt mit Madame Recamier vier bis fünf Stunden in einem Wagen gesessen, ohne andere Begleitung, als die ihrer kleinen Pfleglinge, wodurch also die Unterhaltung nicht erleichtert wurde. Es giebt kein Mittel auf der Welt, das sicherer zur Bekanntschaft eines Menschen und seiner Geisteskräfte führte, (vorausgesetzt, daß er nicht schläft) als eine solche unausweichbare Unterhaltung im Reisewagen. Da muß der Geist sich entfalten, und wenn vollends die Personen freundschaftliche Gesinnungen für einander hegen, so schließt das trauliche Verhältniß im engen Wagen auch das Herz vertraulich auf, und — mit einem Wort, — das geistlose Frauenzimmer mögte ich sehen, das mir vier Stunden lang gegenüber, mir weiß machen könne, es habe Verstand.

Der letzte unbedeutende Vorwurf, den der Neid meiner Freundin macht, ist von ihrer

Prachtliebe hergenommen. Daß sie in ihrer Person dergleichen nicht äußert, hab' ich schon oben erwähnt. Daß ihre Treppe einem lebendigen Blumengarten gleicht, ist wohl nur ein zarter Geschmack. Daß ihre Zimmer mit Seide drapirt, die Zierrathen von Bronze, die Kamine von weißem Marmor, die Spiegel sehr groß sind u. s. w., mein Gott, das ziemt doch wohl einem reichen Manne. Eigentliche Pracht (in so fern diese Benennung sehr relativ ist), hab' ich nirgend bei ihr gefunden; prächtige Eleganz mögt' ich es vielmehr nennen, und auch diese ist nur in ein Paar Zimmern. Ein Vorzimmer, zwei Gesellschaftszimmer, ein Schlafgemach, ein Kabinet und der Eßsaal, siehe da, das ist es alles, und schwerlich würde eine Deutsche petite maitresse bei solchem Reichthum sich damit begnügen. — Noch ein kleiner Zug möge hier stehen, der beweißt, wie wenig Madame Recamier durch Pracht zu blenden sucht. Eben bei der oben erwähnten Spazierfahrt stiegen wir vor ihrem Hause in einen zwar sehr bequemen aber auch sehr einfachen Wagen, mit zwei Pferden bespannt; erst an der Barriere von Paris fanden wir einen hübschen Phaeton mit einem

sehr schönen Postzug unserer wartend. Als ich mein Befremden darüber äußerte, sagte sie: sie liebe nicht auf diese Art durch die Stadt zu fahren, das Volk gaffe so viel. — Wenn das Eitelkeit ist, so ist sie wenigstens von sehr verborgener Art.

Man fasse jetzt alle jene hingeworfenen, getreu nach der Natur kopirten Züge, in Ein Bild zusammen, und wer wird nicht laut bekennen: dies Bild ist reizend!

Was sagen denn nun aber die deutschen Journalisten? Sie sagen: während Madame Recamier in England gewesen sey, habe ihr Gemahl zu Paris eines Tages geäußert, er habe keine Nachricht von seiner Frau, und irgend ein Witzling habe ihn spöttisch gefragt: „ob er denn nicht die Zeitungen lese?“ — Gesetzt diese Anekdote sei wahr, was kann denn Madame Recamier dafür, daß die englischen Zeitungsschreiber nach jeder Kleinigkeit haschen, um ihre Blätter zu füllen? Ist es etwa ihr allein so gegangen? Man lese doch den Morning Chronicle etc. Man wird oft genug darin angezeigt finden, wie die Robe ausgesehen, welche diese oder jene Lady bei irgend einer Hoffeierlichkeit getragen.

Die deutschen Journalisten wissen ferner noch: Madame Recamier habe eines Tages einen Ball gegeben, sich aber um Mitternacht zu Bette gelegt und sämmtliche Ballgäste vor ihrem Bett empfangen. An dieser Anekdote ist etwas Wahres. Die reizende Wirthin wurde auf diesem Ball plötzlich und ernstlich krank, sie war aber zu gutmüthig, um die allgemeine Freude stören zu wollen, sie schlich sich also in ihr Schlafzimmer und legte sich zu Bette; einige vertrautere Freundinnen besuchten sie, und aus dieser so einfachen, so natürlichen Geschichte hat man jene Klätscherei zusammengesetzt.

Die deutschen Journalisten schwatzen endlich auch noch: der Lustspieldichter Picard habe ein Stück geschrieben, in welchem die schöne, edle Frau persifflirt wäre, und ihr Gemahl habe es dem Dichter um eine nahmhafte Summe abgekauft. Ich bin von dem wackern Picard selbst autorisirt worden, diesem Mährchen gradezu zu widersprechen. Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, etwas gegen Madame Recamier zu schreiben: das einzige Wahre von der Geschichte ist, daß man einige Einfälle in einem seiner Stücke auf sie gedeutet hat, und

blos um solchen Deutungen auszuweichen, hat der brave Picard, ohne irgend eine andere Veranlassung oder niedrigen Kaufhandel, das Stück zurückgenommen.

Eine Karicatur wurde einst in Paris auf sie gemacht; (und das hat sie mir selbst erzählt), sie trat, ohne es zu wissen, in einen Bilderladen, man bot, ohne sie zu kennen, ihr das Zerrbild zum Verkauf an; sie stutzte, aber sie betrachtete es sehr gefaßt. „Vermuthlich" fragte sie den Bilderhändler, „ist es eine Per„son von üblem Rufe?" — „O bewahre der Himmel!" antwortete dieser hastig, „es ist eine Frau gegen deren Ruf nichts einzuwenden ist." — Und nun fuhr er fort sich in Lobeserhebungen über sie zu ergießen, die, weil sie ganz unverdächtig waren, sie leicht über das Zerrbild in seiner Hand trösteten.

Ich könnte noch viel von ihr erzählen, viele kleine Züge, die nur ein geübter Beobachter bemerkt, und die doch oft schnelle, tiefe Blicke in das Herz zu thun erlauben; aber manches würde zu sagen unschicklich seyn, da der Freund kein Recht hat, die innere Häuslichkeit auch der edelsten Frau grade vor dem Publikum zur Schau zu stellen. Ich hoffe genug gesagt

zu haben um die deutschen Journalisten zu beschämen, und jedes Vorurtheil gegen Madame Recamier zu zerstören.

Möge Sie noch lange des Glücks genießen, das sie weit mehr ihrem Herzen, ihrer Tugend und Sittsamkeit, als dem Reichthum und der Schönheit verdankt.

Das

Museum der französischen Denkmäler

ist jetzt unstreitig eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris. Herz, Geist, Kunstsinn, Phantasie, alles wird in Bewegung gesetzt, so bald man dies Heiligthum betritt. Alexander Lenoir, der von glühendem Eifer beseelte Stifter und Vorsteher des Museums, hat, einem von der Regierung erhaltenen Auftrage zu Folge, aus allen zerstörten Schlössern, Kirchen und Klöstern gegen sechshundert französische Denkmäler gesammelt, deren manche bis zum sechsten Jahrhundert hinaufsteigen, und deren Jedes ohne Ausnahme entweder durch Kunstwerth, oder durch Beobachtung der Fortschritte der Kunst, oder durch die Geschichte, oder auch nur durch die entflammte Phantasie des Beschauers, ein hohes Interesse empfängt. Ein aufgehobenes Kloster (des petits Augustins) ist zu Aufstellung dieser Schätze eingeräumt, und dies antike Local sammt seinen Höfen und

Gärten trefflich benutzt worden. Was der heillose Vandalismus der Revolution zerstört oder zerstückelt hatte, das ist von dem fleißigen Lenoir so viel möglich wieder hergestellt worden. Er selbst war überall gegenwärtig, überall geschäftig, und hat z. B. bei der Ausgrabung der Leichname in der Abtei St. Denis sehr interessante Bemerkungen gemacht. Viele, dort in steinernen Särgen begrabene (ein Gebrauch, der sich aus den ersten Zeiten der Monarchie herschreibt) wurden noch mit unversehrten Kleidern gefunden, und allerlei Geräthschaften neben ihnen, die zu ihrem Gebrauch gedient hatten oder dienen sollten: leider rissen die damaligen Wilden die Kleider in Stücke, und was Metall war, wurde in die Münze getragen.

Man tritt zuerst in die vormalige Kirche, welche mit Denkmälern aus allen Jahrhunderten, chronologisch geordnet und malerisch gruppirt, angefüllt ist. Von da gelangt man in ein schauerliches Gewölbe, dessen bemahlte Fensterscheiben nur ein zweifelhaftes Licht durchschimmern lassen. Hier thront auf unförmlichen Ueberresten das dreizehnte Jahrhundert. Grob aus Stein gehauene Könige und

Königinnen, mit flach zusammengefügten Händen, liegen da auf ihren Särgen in starrer Ehrbarkeit. Alles Umgebende, selbst die Fensterscheiben sind aus jener grauen Vorzeit, und es ist unmöglich in der Dämmerung dieser Gräber zu wandeln, ohne von einem geheimen Schauer durchdrungen zu werden. — Durch den einer Höhle gleichenden Ausgang tritt man in die gothische Halle, dem vierzehnten Jahrhunderte geweiht, wo abermals jede Säule, jeder nur als Verzierung gebrauchte Stein, wirklich ein Ueberrest derjenigen Zeit ist, welche den aufgestellten Denkmälern das Daseyn gab. Und so schreitet der Beschauer, der Zeit spottend, mit einem unnennbaren Gefühl aus Jahrhundert in Jahrhundert bis in das achtzehnte hinüber, wandelt endlich durch die Schattengänge des Elysiums (des ehemaligen Klostergartens), steht dort vor einem großen Mann aus der Geschichte, oder verweilt hier an dem Grabe des liebenswürdigen Lafontaine.

Ich hoffe nicht langweilig zu werden, wenn ich kurz nenne und mit einigen Pinselstrichen bezeichne, was mir besonders aufgefallen. Da steht, wenn man kaum in die Kirche tritt,

rechter Hand, ein Altar von Stein; parisische zu Wasser handelnde Kaufleute unter Tibers Regierung, errichteten ihn dem Jupiter. Man erkennt unter seinen Verzierungen Merkur, Bacchus und Venus, und freut sich der Beständigkeit der Pariser, die seit 1800 Jahren nie aufgehört haben, jene Gottheiten zu verehren.

Hier, dieser Stein mit griechischer Inschrift deckte zwei liebende Gatten, Philochares und Timagoren. Keine hochtönende Worte verkünden ihre eheliche Liebe, aber einfach rührend spricht das Basrelief, auf welchem sie sich traulich die Hand reichen zum Gange in die Unterwelt.

Gruß dem Moschus, Sohn des Moschus! sind die wenigen Worte, die dort ein Grabstein von Parischem Marmor dir zuruft. Sie sind an einen berühmten Dichter gerichtet, der in Sicilien 285 Jahr vor unserer Zeitrechnung starb. Keine Schmeichelei entweiht sein Andenken, aber nach zweitausend Jahren grüßt jeder Vorübergehende ihn heute noch freundlich: Gruß dem Moschus!

Welche lange Reihe griechischer Namen ist auf jenen großen Marmortafeln verzeichnet?

Es waren tapfere Männer aus dem Stamm der Erechthiden, die auf dem Schlachtfelde fielen. Die Dankbarkeit ihrer Mitbürger grub ihre Namen in diesen Marmor, der bald nach Cimons Tode, zur Zeit des peloponesischen Krieges, also vor zweitausend dreihundert Jahren, aufgestellt wurde. Wer kann diese Buchstaben betrachten, ohne daß die ganze, uns beinahe zur Fabel gewordene griechische Welt vor seinen Augen steht? — *) Um so gleichgültiger geht man an dem plumpen Gefäß von orientalischem Alabaster vorüber, von welchem eine fromme Tradition behauptet: es habe bei der Hochzeit zu Canaan gedient. Hilf Himmel! Was für Menschen mögen die Hochzeitgäste gewesen seyn, wenn sie diesen Pocal aus Hand in Hand konnten gehen lassen, denn er wiegt wenigstens fünfhundert Pfund.

Lächelnd steh' ich vor einem sonderbaren Grabmahl, welches die Jahrhunderte bis zu einem halben Dutzend hinauf zählt. Es wurde Dagobert dem Ersten geweiht, der seine Siege durch Grausamkeit und Wollust besudelte, und

*) Diese beide Marmortafeln sind in das Museum Napoleon gebracht worden, vermuthlich, weil es keine National-Denkmäler sind.

seine Kebsweiber ungerechnet, drei Königinnen zu gleicher Zeit angetraut war; dann aber alle Sünden durch die Erbauung der Abtei St. Denis abbüßte, und unter die Heiligen versetzt wurde. Sein Grabmahl erzählt in höchst drolligen Basreliefs, wie es ihm nach seinem Tode ergangen. Man muß von unten anfangen, wo Dagoberts Leichnam ausgestreckt liegt. Dann folgt ein wenig höher hinauf ein Boot mit Teufeln, die Dagoberts Seele zwischen sich haben und martern. Wenn es des Künstlers Absicht gewesen, diese Teufel gräßlich und fürchterlich darzüstellen, so hat er seinen Zweck ganz verfehlt, denn sie sind alle höchst komisch und tragen auf menschlichen Leibern Froschköpfe, Hundeköpfe und dergleichen. Um anzudeuten, daß der Mensch, den sie da zwischen sich herum zerren, kein eigentlicher Mensch, sondern eine bloße Seele ist, hat der Künstler die Geschlechtstheile weggelassen. So ganz Unrecht mag er nicht haben. Hätte er auf eben diese Weise den Mangel eines Magens andeuten können, so hätte er wenigstens Alles aus dem Wege geräumt, was den Menschen Seele zu seyn hindert. — Weiter oben erscheinen, nebst ein Paar En-

geln, der heil. Denis und der heil. Martin, welche Dagobert in seiner Noth angerufen, und entreißen den Teufeln ihre Beute, wobei mehrere Höllengeister mit Froschköpfen sehr drollig ins Wasser purzeln. Noch höher, steht die Seele zwischen ihren Rettern in ein Tuch gewickelt und Engel beräuchern sie. Endlich ganz oben knieen die Heiligen vor Abraham und bitten ihn, die Seele in seinen berühmten großen Schooß aufzunehmen. — Auch ein Paar Bildsäulen sind noch vorhanden, die zu beiden Seiten des Grabmals standen, die eine ist Dagoberts Gemahlin Nantilde, die Andere Clovis, Beider Sohn.

Mit ernstern Gefühlen, Fluch und Segen murmelnd, steh' ich jetzt zwischen den Grabmälern Fredegundens und Bertruden's, jene die Mörderin ihres Gemahls, Feindin Gottes und der Menschen; *) diese unermüdet beschäftigt, durch weibliche Sanftmuth ihres Gatten rauhen Sinn zu mildern, und seinem Blutdurst jedes Opfer zu entrücken. Fredegundens Sohn Clotar II. war ihr Gemahl und beide Grabmähler hat er errichtet.

Welche wehmüthige Beklommenheit ergreift

*) So nennt sie Gregor von Tours.

mich, indem ich jenes Gemach betrete, dessen Bauart das zwölfte Jahrhundert verkündet? O, diese Säulen, diese Trümmer, gehörten einst dem Paraclet, und in der Mitte dieses Grabmahl — es ist Abelards! Es ist dasselbe, welches Peter der Ehrwürdige seinem Freunde widmete. Hier liegt Abelard mit gesenktem Haupte und gefaltenen Händen, und neben ihm seine treue Geliebte, und die Köpfe dieser interessanten Gestalten, sind Abdrücke die der Bildhauer von ihren wirklichen Köpfen nahm, und — was mehr als Alles, — dieses Grab umschließt wirklich die vereinte Asche der Liebenden! — Abelard! Heloise! ruft der Stein mir zu. Ich lege meine Hand darauf: — Kalter Stein! will ich sagen — und ziehe sie plötzlich zurück, denn dieser Stein ist nicht kalt! — Eine Inschrift von welcher man behauptet, daß sie Marmontel zum Verfasser habe, ist so einfach schön, daß ich sie gern abschreibe;

Hic
Sub eodem Marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et abbatissa prima Heloisa,
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, Felicitate
conjuncti.

Hier
ruhn unter demselben Marmor
dieses Klosters
Erster Erbauer Peter Abelard
Und erste Aebtissin Heloise,
Vormals durch forschenden Geist, Liebe, unglückliche Ehe
Und Reue,
Jetzt, so hoffen wir, durch ewige Glückseligkeit
vereinigt

Jedes liebende Paar, das so glücklich ist, Hand in Hand die tausend Merkwürdigkeiten von Paris zu besuchen, sollte an diesem Grabe den Schwur der Treue erneuen. Dann mag es im Vorübergehen einen verächtlichen Blick auf jenen Grabstein werfen, der die Gebeine des Abbé Adam, Abelards Verfolgers, deckte. Dieser blinde Eiferer war es, der als Abt von St. Denis den Philosophen einsperren ließ, weil er gewagt hatte, die unerhörte Ketzerei zu äußern: die Knochen, welche man zu St. Denis als Reliquien aufbewahre, seyen nicht die wahren Knochen des heiligen Denis, des Areopagisten, der nie nach Frankreich gekommen.

Einen neugierigen Blick verdient allerdings jenes Kästchen mit Elfenbein und Schildpatt verziert. Ludwig IX. brachte es, mit Reliquien angefüllt, von seinem Kreuzzuge aus Palästina zurück, und seitdem wurde es in der Sainte

Chapelle zu Paris selbst als Reliquie verehrt, obgleich die Basreliefs desselben offenbar den Zug der Argonauten nach dem goldnen Vlies darstellen. — So haben vormals öfter selbst Obsconitäten aus dem Heidenthum, den Ueberresten der Heiligen zur Einfassung gedient.

Das große Basrelief, welches hier den Blick auf sich zieht, ist aus der Abtei St. Denis genommen, und blos merkwürdig durch seine bizarre Zusammensetzung. Es stellt nemlich das Leiden Christi vor, wobei auf einer Seite der heilige Eustachius und auf der andern die Jünglinge im Feuerofen befindlich sind. — Ein anderes, Mariä Verkündigung, ist nicht weniger drollig. Die betende Jungfrau erblickt mit Erstaunen den jungen Gabriel, als ein Stutzer jener Zeit gekleidet, der aber nicht zu sprechen wagt, sondern ganz bescheiden ein Manuscript aufrollt, welches den Zweck seiner Sendung enthüllt. Oben ist Gott der Vater mit einem ganz vergüldeten Gesicht, und aus seinem Munde fliegt der heilige Geist gradewegs zu Maria.

Gern ruht das Auge dort auf der Bildsäule von weißem Marmor, denn sie verewigen die Züge einer guten Frau, Valentine de Milan,

Gemahlin eines Herzogs von Orleans, der 1407 zu Paris ermordet wurde, und dessen Verlust Valentine nicht ertragen konnte. Sie starb vor Kummer 1408. Ihre rührende Devise war eine sich neigende Gießkanne, aus welcher Tropfen gleich Thränen fielen, mit der Umschrift:

Rien ne m'est plus;
Plus ne m'est rien.

Jene Statüe Peters von Navarra erinnert an den sonderbaren Tod seines Vaters Carl II. Königs von Navarra, der Böse zubenamt. Die rächende Nemesis stellte an ihm ein fürchterliches Beispiel auf. Eine Art von Starrsucht überfiel ihn, er konnte keines seiner Glieder bewegen. Da riethen ihm die Aerzte sich vom Kopf bis zu den Füßen in ein Lailach fest einnähen zu lassen, welches Tuch vorher in Brandwein geweicht sein müsse. Es war Abends beim Schlafengehen, als man ihm diese Art von Sack anzog. Eine der Kammerfrauen des Schlosses nähte ihm denselben unter dem Kinn fest und als sie fertig war, wollte sie das übrig bleibende Ende des Fadens abschneiden; da sie aber gerade keine Scheere bei der Hand hatte, ergriff sie das Licht, den

Faden abzubrennen. Augenblicklich stand der ganze König in Flammen, die erschrockene Kammerfrau lief schreiend davon und Carl der Böse verbrannte lebendig in seinem Bette.

Diese Marmor-Bildsäule vergegenwärtigt die Züge Carls von Orleans, der schon als Urgroßvater Franz des Ersten, und mehr noch als liebenswürdiger Dichter, Interesse einflößt. Ein Manuscript, welches in der National-Bibliothek aufbewahrt wird, enthält die Früchte seines Genies, von welchen ich hier eine kurze Probe mittheile.

Ballade.

Jeune, gente, plaisante et débonnaire!
Par un prier qui vaut commandement,
Chargé m'avez d'une Ballade faire,
Si l'ai faite de coeur joyeusement:
Or la veuillez recevoir doucement;
Vous y verrez, s'il vous plait à la lire,
Le mal que j'ai, combien que hardiment
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

Votre douceur m'a sçu si bien attraire
Que tout Vostre je suis entierement,
Très désirant de Vous servir et plaire,
Mais je souffre maint douloureux tourment
Quant à mon gré je ne vous voi souvent,
Et me dèplaist quand me faut vous l'escrire,
Car si faire je pouvois autrement,
J'aimasse mieux de Bouche vous le dire.

C'est par dangier, mon cruel adversaire
Qui m'a tenu en ses mains longuement.
En tous mes faits, je le trouve contraire
Et plus se rit quand plus me voit dolent.
Si je voulois raconter pleinement
En cet escrit mon ennuyeux martyre.
Trop long serois, pour ce certainement
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

So zart sang man die Liebe in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Vorüber an der Bildsäule Isabellen's von Baiern, die, von der Nation verabscheut, auf einer einfachen Bahre, von einem einzigen Priester begleitet, nach St. Denis gebracht wurde. Verweilen wir lieber bei der Büste des Mädchens von Orleans, in deren sanften weiblichen Zügen man vergebens den Muth sucht, durch welchen der Mann der neben ihr steht, auf dem Throne erhalten wurde. Wohl aber sieht man es diesem Manne an, daß er feig genug war, seine Retterin der Wuth des Fanatismus preis zu geben, ohne auch nur einen Versuch zu ihrer Befreiung zu wagen. — Herrlich als Kunstwerk und interessant durch seinen Gegenstand, ist diese knieende Bildsäule Philipps von Villiers l'Isle Adam, desselben Großmeisters des Johanniter-Ordens, der bei der berühmten

Bela-

Belagerung von Rhodus, durch Tapferkeit und Klugheit 200000 Türken widerstand, bis die Verrätherei seines Kanzlers Amaral ihn zur Uebergabe nöthigte. Ihm schenkte Carl der Fünfte Malta; als er starb, beweinten alle seine Ritter in ihm den Helden und Vater. Auf seinen Leichenstein grub man das schöne Lob: Hier ruht die Glückbesiegende Tugend.

Mit Ehrfurcht betrete ich eine Kapelle, dem Wiederhersteller der Künste, Franz dem Ersten geweiht. Der Leichnam dieses Biedermannes, so wie der seiner Gemahlin Claude de France, sind mit täuschender Wahrheit in Marmor nachgeahmt, und die hier und dort angebrachten Reliefs interessiren durch treue Darstellung der Kleidertrachten und Kriegsgeräthe damaliger Zeit. Ueber dem von sechszehn jonischen Säulen getragenen Gebälke erblicket man abermals die Bildsäulen des Königlichen Paares, knieend, betend, von lieben Kindern umgeben, und die steifen Hof- und Staatskleider machen einen grellen Abstich mit der Uniform des Todes da unten. — Noch einmal finde ich den Leichnam von da Vinci's Königlichem Freunde, kunstreich abgebildet in weißem Marmor, und

mache leider die Erfahrung, daß schon im sechszehnten Jahrhunderte der Knabenmuthwille des Ehrgeizes eben so rege war als heutzutage, durch Bekritzeln mit obscuren Namen die heiligsten Denkmäler zu entweihen. Da haben z. B. ein Hugues Bétauld im Jahr 1580. ein Lormel 1584., u. a. m. sich auf diese schimpfliche Weise an Franz des Ersten Denkmal versündigt und verewigt.

Diese schöne Säule, mit Lorbeeren und Weinblättern umwunden, trägt auf ihrer Spitze das Bild der Gerechtigkeit, und verschloß einst das Herz des edlen Connetable von Montmorency, zugleich mit dem eines Königs, der mit dem Freunde im Tod und im Leben, vereinigt bleiben wollte. Der Inschrift fehlt es wohl an Geschmack, aber gewiß nicht an Herzlichkeit:

Cy-dessous gist un Coeur plein de vaillance,
Un Coeur d'honneur, un Coeur qui tout savait,
Coeur de vertus qui mille coeurs avait,
Coeur de trois rois et de toute la France.
Ci gist ce Coeur qui fut notre assurance,
Coeur qui de Coeur de justice vivait,
Coeur qui de force et de Conseil servait,
Coeur que le Ciel honora dès l'enfance,
Coeur, non jamais, ni trop haut, ni remis,
Le Coeur des siens, l'effroi des ennemis,

Coeur qui fut coeur du roi Henri son maitre,
Roi qui voulut qu'un Sépulcre commun
Les enfermoit après leur mort, pour être
Comme en vivant, deux mêmes coeurs en un.

Obgleich vom König nur in den letzten vier Zeilen die Rede ist, so weiß ich doch kaum, wem die Inschrift mehr Ehre macht, dem treuen Diener, desgleichen es viele giebt? oder dem liebenden Könige, dessen Gleichen es wenige giebt?

Bei der knieenden Bildsäule des Kanzlers René-Birague, (der mit der abscheulichen Catharina von Medicis in den Blutströmen der Bartholomäusnacht sich badete,) würde ich keinen Augenblick verweilen, wenn nicht unter seinen Füßen der Anblick seiner Gattin mich fesselte. Gekleidet im Costum ihrer Zeit, ruht sie auf weiche Kissen hingegossen, die runden Wangen in die fleischichte Hand stützend; ein Buch liegt vor ihr, in dem sie nur flüchtig zu lesen scheint, weil ein niedlicher Schooshund sie neckend daran hindert. Welch ein ruhiges Bild des stillgenießenden Lebens, das nicht ahnt, wie nahe der tückisch beschleichende Tod ihm sey, und doch dürfen wir nur herunterblicken auf das Basrelief ihres Ruhebettes, da

liegt diese nemliche Frau als Leiche, starr ausgestreckt, die weichen runden Formen verschwunden, das helle Auge versunken, das kunstreiche Gewand mit dem einfachen Leichentuche vertauscht. Diese Zusammensetzung von Leben und Tod macht einen tiefen Eindruck auf den Anschauer, und das Ganze scheint weniger ein Denkmal, als eine Satire auf das menschliche Leben zu seyn.

Wessen ist die Bildsäule, um die ich so oft einen Haufen älterer Franzosen mit gerührtem Ernst versammelt sehe? — Es ist der gute Heinrich IV., den die Republikaner nie vergessen werden. Aehnlicher als diese Statue findet man keine Darstellung von ihm; dies bezeugt Lenoir, der zu St. Denis gegenwärtig war, als man Heinrichs Sarg öffnete, und ihn unversehrt da liegend fand. —

Der Kunst zu Ehren, aber, troß der pomphaften Inschrift, sich selbst zum Schimpf, knieet hier der Marschall von Frankreich, Albert Gondi, der Carl IV. fluchen und morden lehrte. — Geschwind vorüber! zu jener weiblichen Gestalt: Claude Catharina von Clermont Tonnerre, Beschützerin und selbst Vertraute der schönen Wissenschaften. Sie war es, die, als

die polnischen Gesandten dem Sohne Catharinens von Medicis das Wahldekret zum polnischen Thron überbrachten, statt ihrer Gebieterin lateinisch antwortete, und eine so zierliche Rede hielt, daß sie den alten Kanzler Biragues dadurch beschämte, der für Carl IX. geantwortet hatte. Die Inschrift nennt sie heroina cum quavis prisci aevi comparanda.

Den Namen Dominic Sarrede hatte ich nie nennen hören, aber wie gern verweilt mein Auge auf seiner Büste, seitdem ich weiß, wie treu er Heinrich den Vierten geliebt. In der Schlacht von Ivry verlohr er ein Bein; das hinderte ihn aber nicht, seinem guten Könige ferner zu dienen. Sein Schmerz, als Meuchelmord ihm den besten Herrn stahl, war so groß, daß, als er zwei Tage nach der gräßlichen That durch die Straße de la Ferronerie über den Platz ging, wo sie geschehen war, er ohnmächtig niedersank, und am andern Morgen seinen Geist aufgab. Man errichtete ihm zu Ermenonville eine Trophäe von seinen Waffen, und schrieb darunter:

En ce bocage où ton laurier repose
Sur le joli myrte d'amour,
Ton fidèle sujet depose
Ses armes à toi pour toujours.

O mon cher, mon bien-aimé maitre!
J'ai déjà, sous ton étendard
Perdu de mes membres le quart;
Te voue ici mon restant être.
Que si d'un pied marche trop lent pour toi,
Point ne faudroit meilleure aide;
Car pour combattre pour son roi,
L'amour fera voler Sarrede.

Das Denkmal des rechtschaffenen Präsidenten Pibrac aus dem XVI. Jahrhundert ist von einem Stein bedeckt, der seinen Lebenslauf in lateinischer Sprache und vier französische Verse enthält, in welche wahrhaftig alle Lebensweisheit eines klugen und ehrlichen Mannes zusammengedrängt ist:

Dieu tout prémier, puis père et mère honore,
Sois juste et devot, et en toute saison,
De l'innocent prens en main la raison;
Car dieu te doit là haut juger encore.

Heureux qui met en dieu son espérance,
Et qui l'invoque en sa prospérité,
Autant ou plus qu'en son adversité,
Et ne se fie en humaine assurance.

Il est permis souhaiter un bon prince;
Mais tel qu'il est il le convient porter;
Car il vaut mieux un tyran supporter,
Que de troubler la paix de la province.

Songe long tems avant que de promettre;
Mais si tu as quelque chose promis,
Quoi que ce soit, et fust-ce aux ennemis,
De l'accomplir en devoir te faut mettre.

Sey mir gegrüßt, Philippe Desportes, liebenswürdiger erotischer Dichter, der du, von drei Königen geliebt, geehrt, belohnt, im Ueberfluß und Ruhe starbst. — In Ruhe? — Schwerlich. Konntest du jemals vergessen, daß Diana von Cossé-Brissac, deine reizende Geliebte, von ihrem Gemahl in deinen Armen überrascht, ein blutiges Opfer wüthender Eifersucht ward? — Giebt es ein schrecklicheres Schicksal für einen Liebenden? — Ach! und doch hat Desportes Dianen vergessen! Eine Hippolyte, eine Laure haben ihm die Unglückliche bald ersetzt. — Ich verweile nicht bei seinem Denkmale.

Aber mit Ehrfurcht gehe ich an dem Manne vorüber, dessen Leben auf diesem Basrelief die Muse der Geschichte emsig niederschreibt. Es ist der berühmte Geschichtschreiber de Thou.

Den Physiognomen wird jene Statüe interessiren, Charlotte Catharina de la Tremouille, angeklagt, ihren Gemahl vergiftet zu haben, und losgesprochen vom Parlament. Da dieses Bild außerordentlich ähnlich seyn soll, so kann der Physiognom entscheiden, ob sie mit Recht angeklagt oder losgesprochen worden? Ich glaube das erstere.

Girardons berühmtes Meisterstück, Richelieus Grabmal, hatte ich schon vormals in der Sorbonne bewundert. Merkwürdig aber ist, und ehrenvoll für den Direktor des Museums, daß er sein Leben wagte, um dies Kunstwerk den Klauen der Vandalen zu entreißen, und daß er dabei durch einen Bajonettstoß verwundet wurde.

Jener irländische Jüngling, aus der Familie Douglas, starb im vier und zwanzigsten Jahre auf dem Bette der Ehren; ein Frauenzimmer errichtete ihm dieses Monument, und ließ die vielsagende altfranzösische Inschrift darauf setzen:

Prou de pis, peu de pair, point de plus.

Diese Prinzeß von Conty, deren Schönheit und Tugend im fünf und dreißigsten Jahre der Welt entrissen wurde, zählte kaum neunzehn Jahre, als sie ihren Schmuck verkaufte, um bei einer Hungersnoth die Armen zu speisen. Zart gewissenhaft gab sie alle die Güter zurück, deren Besitz ihr nur im Geringsten verdächtig schien, und die Summe soll sich auf 800,000 Livres belaufen haben. Herzlich wohlwollend ist der Blick, mit dem man von ihrem Basrelief scheidet.

Aber eine andere rührend erhabene Empfin-

dung durchströmt mich, wenn ich das herrliche Denkmal anschaue, welches Charles le Brun seiner Mutter errichtete. Ein Engel mit der Tuba schwebt über ihrem Sarge, der Ruf zur Auferstehung erschallt, die Matrone hört ihn, und hebt den Deckel des Sarges und steigt, nach langem Schlummer fröhlich erwachend aus dem Grabe. Die Kunst hat der kindlichen Liebe die Hand geboten; der Ausdruck der Gestalt ist bewundernswürdig; ein heißes Verlangen nach himmlischem Lichte scheint das Gesicht der Auferstehenden zu verklären. —

Dank dir, wackerer Girardon, für die große Lehre, die du hier, auf Louvois Denkmal, allen Staatsministern gegeben. Die Geschichte, ein offenes Buch haltend, wendet bethränte Augen gegen Louvois, und scheint ihm in ihren Annalen die Stelle zu zeigen, welche seine Grausamkeit gegen die Pfalz verewigt.

Die beiden französischen Zeilen, welche der lateinischen Inschrift auf des Dichters Santeuil Grabe folgen, sind mehr auffallend als verständlich:

Cy gît le célèbre Santeuil!
Muses et fous, prenez le deuil.

Eine in ihrer Art einzige Zusammensetzung.

Diese Melpomene, die sich weinend über Crebillons Büste herabbeugt, erinnert an eine drollige Anekdote. Das Denkmal war für die Kirche St. Gervais bestimmt, wo Crebillon begraben liegt, allein der Priester erklärte, er werde nicht dulden, daß sein Heiligthum durch ein so profanes Denkmal entweiht werde, wenn nicht die Muse und Crebillons Büste weggelassen würden. — So wollte man einst auf dem heiligen Theater zu D** die Vorstellung von Schillers Dom Carlos nur dann erlauben, wenn die Liebe des Dom Carlos zu seiner Stiefmutter wegbliebe.

Die schöne Inschrift unter jenem Medaillon schreibe ich auch deswegen ab, weil sie d'Alembert zum Verfasser hat:

François de Chevert, Lieutenant Général etc.
Sans ayeux, sans fortune, sans appui,
Orphelin dès l'enfance,
Il entra au Service à l'age de XI. ans.
Il s'éleva, malgré l'envie, à force de mérite,
Et chaque grade fut le prix d'une action d'éclat.
Le titre seul de Maréchal de France
A manqué, non pas à sa gloire,
Mais à l'exemple de ceux qui le prendront pour modèle.

Schöne, fromme, oft erhabene Empfin-

dungen gießen alle diese Denkmäler großer Männer und trefflicher Frauen in den Busen jedes gebildeten Menschen, der zwischen ihnen herum wandelt; aber wehmüthig-schauerlich werden diese Gefühle, und unwillkührlich breiten die Arme sich aus zu umfahen, wenn man im Elysium hier und dort die Asche seiner Lieblinge wirklich wieder findet, die Asche der Männer deren Schriften oder Thaten man von Jugend auf im Herzen trug. Da seh ich ein Grabmal mit komischen Masken verziert, es umschließt Molieres Ueberreste. Die einfache Inschrift sagt: Molière et Thalie reposent dans ce tombeau. Das Ganze ist mit Myrthen, Rosen und Cypressen umgeben. Hier ruht jetzt der Unvergeßliche, dem der Erzbischof von Paris ein ehrliches Begräbniß versagte. — Dieser Sarkophag birgt Rene Descartes Asche, die von seinem Freunde Dalibert aus Schweden, wo er starb, zurück in sein Vaterland gebracht wurde. — Unter diesem Steine ruht Lafontaine. Zwei Basreliefs stellen zwei seiner lieblichen Fabeln dar. Hier liest man: Jean Lafontaine est dans ce tombeau und dort: Jean s'en alla comme il étoit venu; die erste Zeile der Grabschrift, die er sich selbst setzte.

Jean s'en alla comme il étoit venu,
Mangeant le Fonds avec le revenu,
Tint les trésors chose peu necessaire.
Quant à son temps, bien sur le dispenser:
Deux parts en fit, dont il soulait passer,
L'une à dormir, et l'autre è ne rien faire.

Jener Stein deckt Boileau's Reste. Drei Zeilen aus einer seiner Episteln sind darauf gegraben.

Ainsi que mes chagrins, mes beaux jours sont passés
Je ne sens plus l'aigreur da ma bile prémière
Et laisse aux froids rimeurs une libre carrière.

Hier ruht Mabillon, der gelehrte Kritiker und Diplomatiker, dort Montfaucon der große Antiquar.

Wie könnt' ich ausdrücken was ich empfunden habe, unter den Schatten wandelnd, welche diese ehrwürdigen Gebeine umschweben? — Genug es gab keinen merkwürdigen Mann in Frankreich, an den man nicht in diesem Museum erinnert würde, und wäre es auch nur durch eine Büste, deren unzählige sind. Hier Michel Montaigne, Sülly, Rotrou, Corneille, dort Racine, Quinault, Fénélon, Lenostre; hier Bossuet, beide Rousseaus, Destouches, dort Heloise und Abelard, Ludwig XVI. und Marie Antoinette; hier Moritz von Sachsen, Mon-

tesquieu, der hundertjährige Fontenelle und der deutsche Winkelmann, dort Helvetius, Piron, (mit der bekannten Inschrift: Ci gît qui ne fut rien: pas même Academicien) du Belloy und Voltaire mit der Unterschrift von Lebrun (dem Konsul?)

O Parnasse! Frémis de douleur et d'effroi:
Pleurez, Muses, brisez vos lyres immortelles;
Toi dont il fatigua les cent voix et les ailes,
Dis que Voltaire est mort, pleure et repose-toi.

Hier Büffon, der edle Malesherbes, d'Alembert und Diderot, dort Raynal, Bailly, Vaucanson und unser Gluck, mit der bedeutenden Unterschrift: Il préféra les muses aux Syrenes.

Welch' ein Genuß für ein denkendes, empfindendes Wesen, allüberall vor den ähnlichen Bildern der Männer zu stehen, die Großes thaten, oder Schönes sagten, oder Nützliches erfanden; gleichsam eines Jeden persönliche Bekanntschaft zu machen, und in seinen Zügen zu spähen, ob sie mit seinem Geiste verwandt sind? — Unendlich kostbarer sind freilich die Kunstschätze im Museum Napoleon, und der einzige Apoll von Belvedrre mag in Rücksicht auf Kunst das ganze Museum der französischen

Denkmäler aufwiegen; aber — Bewunderung erwärmt selten das Herz, und hat meiner Phantasie wenigstens nie ein so schwelgerisches Mahl bereitet, als ich unter den Gräbern und Denkmälern großer Männer gefunden.

Sehr löblich ist des Stifters Bemühen, das ganze Local von innen und außen in Einklang zu bringen. Da ist z. B. der ganze Vorhof, durch welchen man in den ersten Saal tritt, mit Portiken des alten Schlosses Anet verziert, welches Heinrich der II. für seine Geliebte Diane von Poitiers bauen ließ. — Die gemalten Fensterscheiben sind, wie schon erwähnt, immer mit den Denkmälern aus einerlei Zeit. Man findet schöne Kunstwerke, z. B. ein Ecce homo von Albert Dürer darunter.

Das sey genug von dem neuen Vorzug, den Paris durch Lenoirs Enthusiasmus sich erworben. Jeder Reisende wird gewiß in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu den petits Augustins eilen. Es ist da noch sehr viel zu sehen, wovon ich nicht ein Wort erwähnt habe, und ein Kunstkenner der beurtheilt, wird noch zwanzigmal mehr davon sagen können, als ich, der ich blos empfand.

Das Museum Napoleon.

1. Gemälde-Gallerie.

Ehe ich ein Wort über diesen reichsten Kunstschatz auf dem ganzen Erdboden schreibe, muß ich mit den Lesern mich über das verständigen, was sie von meiner Beschreibung zu erwarten haben. Ich muß nehmlich das traurige Bekenntniß ablegen, daß ich so unglücklich bin, zu allen Kunstwerken mein Gefühl mitzubringen, und sogar immer zuerst mein Gefühl. Ich weiß recht gut, und habe von unserer gewaltigen neuen Schule oft gehört, daß ein Kunstwerk gar nicht auf das Gefühl wirken darf, und muß: daß es ein elendes Machwerk ist, sobald es dergleichen thut; daß es die Natur nicht nachahmen oder gar erreichen darf, weil es sonst unausstehlich gemein ist; daß es völlig gleich viel gilt, an welchem Gegenstande die Kunst sich übt, u. s. w. Alle diese schönen und einleuchtenden Wahrheiten bin ich so unglücklich mit einem Ohr zu hören

und zu dem andern wieder herausgehen zu lassen. Ich frage nicht vorher: von wem ist das Bild? Ist es auch alt genug, um es enthusiastisch loben zu dürfen? Ist in der Zeichnung gar kein Fehler? Und ich frage auch nie: welchen Eindruck soll das Bild nicht machen? Sondern ich frage: welchen macht es? weil ich so verstockt bin, mir einzubilden, der Maler habe es gemalt, um diesen oder jenen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Aus allen diesen meiner gemeinen Natur anklebenden Gebrechen folgt nun, daß der Leser durchaus keine Kunsturtheile von mir zu erwarten hat. Ich will und werde nichts anders thun, als erzählen, was ich gesehen, und welche Empfindungen das Gesehene in mir erregte. Daher werde ich oft bei Gegenständen verweilen, die manchem untergeordnet scheinen, und bei andern vorüberschlüpfen, über die manche ein großes Geschrei erheben. Mit gutem Vorbedacht habe ich keinen von den vermaledeiten Kunstkennern mit mir genommen, die, mit der Doppellorgnette vor den Augen, nichts weiter zu thun wissen, als dem unbefangenen Beschauer jeden Genuß zu verkümmern; oder hinwiederum ihn zwingen wollen,

zu

zu genießen, wofür nur ihre höhere Offenbarung sie empfänglich macht. Das einzige, was bei meiner sündigen Einfalt mich noch ein wenig tröstet, ist Lessings Ausdruck in Emilia Galotti: „hinweg mit dem, der erst vom Maler „lernen will, was schön ist.“ — Ja, der gute Lessing würde heutzutage auch kein großes Glück mit seinen Kunstwerken machen, denn vom Lacrymas müßte er lernen, wie er den Nathan hätte schreiben sollen.

Genug zur Einleitung. Die Kunstjünger und Nasenrümpfer mögen das ganze Kapitel überschlagen. Wir treten in den ersten Saal; er enthält Früchte der Eroberung aus Venedig, Florenz, Neapel, Turin und Bologna. Die Phantasie ergreifend ist die Sühnung eines unwilkührlichen Verbrechens des heiligen Julian. Der arme Mann hatte das Unglück gehabt, Vater und Mutter zu morden, weil er sie in seinem Bette fand, und durch die Nacht getäuscht, glaubte, es wäre seine Frau mit ihrem Liebhaber. Um die Sünde abzubüßen, floh er mit seinem Weibe an das Ufer eines reißenden Stromes, über welchen zu setzen sehr gefährlich war; hier gründete er ein Hospital für die Armen und Nothleiden-

den. Einst mitten im Winter, um Mitternacht, hört er am jenseitigen Ufer eine klagende Stimme, er eilt hinüber, und findet einen armen Aussätzigen, trägt ihn durch den Fluß, versucht ihn zu erwärmen, und, da ihm das am Feuer nicht gelingt, legt er ihn in sein eignes Bett. Plötzlich umgiebt Himmelsglanz den Kranken; er versichert den frommen Wirth, daß durch dessen gastfreie Barmherzigkeit nunmehr sein Verbrechen getilgt sey, und verschwindet. Der Maler (Allori aus Florenz im XVI. Jahrhundert,) hat den Augenblick gewählt und trefflich dargestellt, wo der heilige Julian dem Armen aus dem Boote hilft.

Eine heilige Familie von Andreas del Sarto ist unaussprechlich lieblich; aber in Wehmuth versinket man mit einer knieenden Figur, (von dem Römer Feti). Sehr deutlich sagt ihr Blick, der auf einem Todten-Kopfe ruht: ich habe Alles verloren! — Helenens Entführung von Guido Reni ist ein schönes, aber lächerliches Bild. Läßt sichs wohl denken, daß bei einer hastigen Entführung die Geliebte an alle ihre Kostbarkeiten, und sogar an ihr Schooshündchen denken werde? Auch mag es im gemeinen Leben

wohl oft vorfallen, daß die Kammerjungfer weit hübscher ist, als ihre Gebieterin, aber auf dem Bilde hätte Guido Reni sich davor hüten sollen. — Wer es für gleichgültig hält, an welchem Gegenstande sich die Kunst übt, der mag den Bettler von Murillo bewundern, der sich das Ungeziefer absucht; ich kehre ihm den Rücken und lächle im Vorübergehen über eine heilige Familie desselben Malers, auf welcher der kleine Jesus mit dem Rosenkranze spielt. In tiefen Ernst verliert sich aber mein Lächeln, wenn ich mein Auge auf das schöne Bild Carls des Ersten, enthaupteten Königs von England, richte. Ein Holländer, Mytens, hat ihn im 27sten Jahre gemalt. Allerdings macht dieses Bild in Paris noch einen stärkern Eindruck, als in Turin geschehn seyn mag, wo man es — erobert hat. — Die Hochzeit zu Canaan von Paul Veronese, ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Erstens: weil es wohl eines der größten Gemälde ist, die auf der Welt existiren; zweitens: weil der Maler viele Portraits berühmter und unberühmter Personen seiner Zeit darauf angebracht hat: der Bräutigam z. E. ist ein gewisser Marquis Guasto, die Braut Franz des

Ersten Gemalin, neben dieser sitzt Franz der Erste selbst, und neben ihm die Königin Maria von England. Hierauf folgt sogar der türkische Kaiser, Solimann der Zweite, und dann eine Frau mit dem Zahnstocher, die Gemalin des Marquis von Pescaire. Kaiser Carl V. hat einen etwas unbequemen Platz, wo die Tafel einen Winkel macht, darum ist er nur im Profil zu schauen. Mehrere Cardinäle und Mönche, Freunde des Malers, sitzen und stehen. Sehr interessant ist endlich der Chor der Musikanten, unter welchen Veronese die berühmtesten venetianischen Maler seiner Zeit dargestellt hat; er selbst spielt das Violoncell. Sehr drollig sind die Verstöße gegen die Chronologie. Die Musikanten geigen nach Noten, Carl der V. prangt mit dem Orden des goldenen Vließes u. s. w. Dies Gemälde schmückte vormals den Speisesaal von St. Georg zu Venedig, und der Maler hat weniger dafür empfangen, als heutzutage ein einzelnes gutes Portrait oft kostet, nehmlich nicht mehr als neunzig Dukaten. — Großes Vergnügen gewährt ein Bild von Rubens, auf welchem er sich selbst und seine liebsten und berühmtesten Freunde dargestellt

hat. Hier ist Hugo Grotius, der biedere Weltweise, mit dem Hunde, welchen er liebte. Neben ihm Justus Lipsius, der berühmte Professor zu Löwen; die Büste Seneca's hinter ihm deutet vielleicht auf seine Schriften über den Stoicismus, so wie die Tulpen anzeigen sollen, daß er in seinen Erholungsstunden diese damals neue Blumen eifrig kultivirte. Der große Maler selbst und sein Bruder vollenden die interessante Gruppe. — Aber nicht weit davon hängt ein zurückstoßendes Gemälde, von Sebastiano del Plombo. Die heilige Agathe nehmlich, die ganz hübsch gewesen seyn mag, hat die Liebe eines Gouverneurs von Sicilien verschmäht, und zur Strafe werden ihr die Wärzchen vom schönen Busen mit Zangen heruntergekniffen. Wie kann die höchste Kunst an solchen Gegenständen Vergnügen gewähren?

Ich trete in die eigentliche Gallerie. Sie ist nicht weniger als vierhundert Schritt lang, und sollte nächstens noch um ein Paar hundert verlängert werden; denn der Bretterverschlag am Ende der Gallerie birgt noch eine weite Strecke, und ist über und über mit Gemälden angefüllt, die an den Wänden über-

einander lehnen und noch nicht haben geordnet oder restaurirt werden können. — Die französische Schule macht rechter Hand den Anfang. Man bewundert sogleich mehr als zwanzig große Bilder von Charles le Brun, unter welchen mir besonders das Zelt des Darius gefallen hat. Nach der Schlacht, in welcher Alexander den Darius überwand, tritt der Sieger, blos von seinem Liebling Hephästion begleitet, in das Zelt der persischen Prinzessinnen. Sysigambis, des Darius Mutter, wirft sich dem Günstling zu Füßen, weil sie, durch die Pracht seiner Rüstung getäuscht, ihn für den König nimmt. Ihren Irrthum gewahrend will sie ihn entschuldigen. „Kein Irrthum," sagt Alexander, „er ist mein zweites Ich." — Neben Sysigambis knieet des Darius Gemahlin, dem Ueberwinder ihren Sohn entgegen haltend. Die weinende Statyra und ihre jüngere Schwester (des Darius Töchter), ein großes Gefolge von Frauen, Priestern und Verschnittenen, füllen den übrigen Raum dieses herrlichen Bildes. — Sehr lieblich ist Lebruns Geburt Christi, wo die dreifache Beleuchtung einer Lampe, eines Feuerheerdes und der himmlischen Glorie, ei-

nen höchst malerischen Effekt hervorbringt. — Fast noch lieblicher ist die heilige Jungfrau mit der Weintraube, (von Mignard) also genannt, weil die Mutter dem Kinde eine Traube hinreicht. — Der heiligen Jungfrauen mit dem Jesuskinde findet man in allem ein Paar hundert in dieser Gallerie, und, so schön der Gegenstand auch sein mag, so kehrt er doch viel zu häufig wieder. — Grauen erregend ist die Sündfluth von Poussin. Man mögte in diese Wellen springen, um die arme Familie zu retten, die da vergebens dem Tode zu entrinnen strebt. — Theolon ist ein unberühmter Name, aber er verdiente wohl berühmter zu seyn, wenn er mehrere Bilder hinterlassen hat, von gleichem Werthe als den Kopf einer alten Frau, den ich für vortrefflich halte. — Von Vandyk's lebendigen Bildern ist hier eine große Sammlung, und keines darunter, das nicht seinen Ruhm bewährte. Vor allen gefiel mir ein ex Voto, wo die Darbringer des Gelübdes, Mann und Frau, vor der heiligen Jungfrau knieen, und das Jesuskind sie himmlisch, freundlich aufnimmt. Himmlisch, sagte ich? Nein ein wenig irdisch, denn der kleine Christus läßt

sich herab, dem Manne den Bart zu streicheln. —

Da hängt ein Portrait, von einem Deutschen Namens Faes gemalt, ein ähnliches Portrait, wie man sagt; wer sollte aber wohl in dieser Physiognomie den Protector Cromwell suchen? — Viel leserlicher haben Holbein oder die Natur, das Gesicht des Kanzlers Thomas Morus geliefert. Diesem Manne traue ich es zu, daß er seinen Nacken kaltblütig unter das Beil gebogen. — Noch ein Paar andere Bilder von Holbein, ein junges Weib mit dem Schleier, die Hände über den Knieen verschränkend, und Erasmus, Verfasser des Lobes der Narrheit, werden jedem wie mir Vergnügen gewähren. Soll aber das Vergnügen in herzliches Lachen übergehen, so trete man vor das Bohnenfest (fête des rois) von Jordans. Man kann, ohne mit zu lachen, es durchaus keine Minute mit ansehen, wie die sämmtlichen Gäste lachend auf den trinkenden Bohnen-König schauen. — Sehr unbefriedigend ist mir Lairesse's Herkules zwischen Wollust und Tugend vorgekommen, und sehr komisch eine dicke Venus Rembrandt's, in flamändischer Tracht,

mit schönen großen Ohrringen. Warlich wären dem Jungen, der vor ihr steht, nicht ein Paar Flügel angeleimt, keine Seele würde errathen, daß er einen Amor vorstellen soll. Da lob' ich mir das herrliche Familiengemälde des weniger berühmten Ostade. Drei solche Rembrandtische Venus gäb' ich dafür hin.

Ein kleines, von der Zeit gemißhandeltes Bild soll ein Turnier vorstellen und Rubens zum Verfasser haben. Es gehört eine starke Einbildungskraft dazu, sowohl den Gegenstand als den Verfasser zu erkennen. — Du, mit dem sanften Gesicht, Elisabeth von Bourbon, Geliebte des Dom Carlos; mehr noch als Rubens Pinsel macht Schillers Meisterwerk dich mir interessant, und nur jene lebhaft dargestellten stillen Freuden der Häuslichkeit von Steen, können meinen Blick von dir abziehen. Man hänge dieses Bild neben das der heil. Agathe, der die Brustwarzen abgekniffen werden, und frage sich dann, ob man lieber Steen oder Sebastiano's Freund seyn möchte? —

Sehr dramatisch hat Terburg eine etwas lockere Scene behandelt, wo ein dicker Soldat, ein jovialischer Zechbruder, einem

Mädchen Geld bietet, das zwar verschämt die Augen nieder: aber das Geld nicht ausschlägt. — Das Portrait eines alten Hausmeisters der Maler-Academie zu Antwerpen (von Cornelius Vos) ist von einer hinreißenden Wahrheit; und die Micheline (von Barocci) von einer unaussprechlichen Lieblichkeit. Hat diese schöne Pilgerin wirklich so ausgesehen, so wird ihre Heiligkeit sie schwerlich vor profaner Liebe geschützt haben. — Um so empörender ist abermals das Märtyrerthum der heil. Placida und der heil. Flavia von Correggio. Gott! welch' ein gemeines Mensch ist hier diese heil. Flavia. Sehr natürlich, daß die Saracenen, die sonst eben nicht grausam gegen das schöne Geschlecht waren, dieses Exemplar desselben so unhöflich behandelten. — Der Fluch Gottes über die ersten Eltern, von Domenichino, erregt Lachen statt Schauder. Ein großer Haufen Engelein tragen den lieben Gott in den Wolken, der ganz gewiß herunter fallen würde, wenn ihm die Engelein nicht überall die Hände untergeschoben hätten, besonders unter die Posteriora. — Die Ermordung der unschuldigen Kinder ist abermals einer von den Gegenständen, bei wel-

chen selbst Guido Reni's Name mich nicht festhalten kann. Noch obendrein hat der sonst so große Maler eine sehr geringe Kenntniß des Mutterherzens verrathen, und aus seinem Gegenstande gar nicht den Vortheil gezogen, den er darans hätte ziehen können. Die Mütter thun nichts als flehen und schreien; keine bittet, keine wehrt sich. Das letztere besonders dürfte durchaus nicht vermißt werden, da ja das schwächste Huhn seine Jungen gegen einen Adler vertheidigt. Ich erinnere mich in Wien, ich glaube in der fürstlichen Lichtensteinischen Gallerie, ein Gemälde derselben Greuel, ich weiß nicht mehr von welchem Meister gesehen zu haben; es war weit richtiger gedacht als dieses. Die Hand einer verzweifelten Mutter, der eben ihr Kind durchbohrt wurde, zerfleischte da in demselben Augenblicke die Backe des Mörders. Es war gräßlich schön und wahr. — Wer Davids berühmtes Gemälde, die Sabinerinnen gesehen hat, der werfe hier auch einen Blick auf dieselbe Geschichte von Guercini behandelt. Man sieht auf den ersten Blick, daß der letztere gar kein Dichter war; wer kann aber jemals ein großer Maler werden ohne Dichter zu seyn? wenn

man die beiden Bilder in Gedanken mit einander vergleicht, so kommt es einem vor, als habe unser Opernschmidt V—s auch einen Wallenstein schreiben wollen. — Die Rückkehr des verlohrnen Sohnes von Spada hat großen Reiz für mich; besonders die Gestalt des Sohnes, dieses lebendigen Bildes von Mangel und Reue. — Zwei weibliche Portraits von Leonardo da Vinci fesseln unwiderstehlich. Das Eine stellt die unglückliche Anna Boleyn dar, und interessirt durch das Schicksal des Originals noch mehr als durch die Kunst. Das andere ist Madame Lise, Gattin eines florentinischen Edelmanns. Sollte der Himmel einmal wieder eine heilige Jungfrau brauchen, so kann er durchaus keine andere Gestalt dazu wählen, als diese. — Zwei Jünglinge von Raphael beide denkend, sind vortrefflich, und gaben mir eine weit höhere Idee von dem großen Meister als sein heil. Michael wie er den Teufel besiegt. — Ich schließe mit Guercini's Mars, Venus und Amor, wo letzterer seinen Pfeil, muthwillig drohend, eben im Begriff steht abzuschießen, wo der Beschauer getäuscht alle Augenblicke den Pfeil in seinem eignen Herzen er-

wartet, und sich doch nicht entschließen kann dem Schusse auszuweichen.

Das ist ungefähr alles was mir ganz besonders Vergnügen gemacht hat. — Wie? hör' ich fragen, nicht ein Wort mehr von Rubens von dem doch mehr als funfzig Bilder hier anzutreffen? nicht ein Wort von Vernets der Natur gestohlnen Landschaften? nichts von fünf und zwanzig Albano's? und eben so vielen Annibal Carraccio's? nicht einmal eine Sylbe von Domenichino's berühmter Communion des heil. Hyeronimus? u.s.w. — Nichts von alle dem. Ich habe ja meine Schwachheit bereits gestanden. Was ich blos mit Kunstsinn beschaue, und, wenn man will, auch bewundere, das gräbt sich nicht in mein Gedächtniß, ich kann nichts davon wieder erzählen. Die hochgepriesene Abnahme vom Kreuz z. B. — ja ich finde sie auch außerordentlich schön — aber ich kann nie dabei vergessen, daß das Kreuz bei den Juden eben so viel war als bei uns der Galgen, und daß eine Abnahme vom Galgen durchaus kein Gegenstand für die schönen Künste ist. Eben so geht es mir mit den fatalen Märtyrern, von welchen diese Gallerie gleichfalls

wimmelt. So ein gerösteter, gespickter oder geschundener Heiliger, und hätte ihn der liebe Gott selbst gemahlt, ist mir ein unausstehliches Kunstwerk, an dem ich schnell vorüber eile. — Was die Landschaften betrifft, so hege ich da wieder meine eigene Ketzerei. Zwar sind mir die gemahlten Landschaften weit lieber als die beschriebenen, und Vernet und Hakkert (von dem hier aber nichts ist) reißen auch mich oft zu staunender Bewunderung hin, aber — es bleibt mir kein Bild in der Seele; es wäre denn daß die Landschaft durch eine Geschichte belebt würde, denn für mich ist nun einmal Geschichtsmalerei das Höchste und Einzige in dieser Kunst!

Schade daß der Catalog der Gallerie so sehr mangelhaft ist. Viele Bilder haben ganz falsche Nummern und viele gar keine. — Mit der Fremden-Karte in der Tasche kann man diesen herrlichen Kunsttempel fast täglich besuchen, und da er den Einheimischen nur an gewissen Tagen offen steht, so hat man den großen Vortheil ganz ungestört darin herumwandeln zu dürfen. Allein ist man zwar nie, sondern stets umgeben von jungen lernbegierigen Künstlern, auch Künstlerinnen, die

hier und dort, hoch und niedrig, auf ebener Erde und Gerüsten sitzen, um zu lehrreicher Uebung die Meisterstücke zu copiren.

---

2. Zeichnungen.

Wenn man aus der großen Gallerie wieder in den Sallon tritt, so öffnet sich gegenüber eine andere Thür, und ladet in den Saal des Apollo, der gleichfalls ungeheuer groß ist, und eine unendliche Menge von Originalzeichnungen, untermahlten Skizzen, Cartons, Gouachen, Pastells, Email-Mahlereien, Miniatüren, etruscischen Vasen u. dergl. enthält. Hier werde ich mich noch kürzer fassen, denn das meiste ist in der That nur für den eigentlichen Kunstkenner, und ich gestehe aufrichtig, daß, so herrlich mir auch z. E. Raphaels Schule von Athen in der Ausführung vorgekommen, doch die bloße Skizze (die seltene Krone dieses Kabinets) nur einen geringen Eindruck auf mich gemacht hat, ungefähr so wie die skizzirten Schauspiele in Lessings nachgelassenen Schriften. — Da ist eine Zeichnung mit der Feder von Passarotti, ein Schiffer, von

Homers Genie entzückt, bittet den Dichter, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, und Homer — spielt ihm ein Stückchen auf der Geige vor. — Da sind ein paar schöne Basreliefs in Wachs gearbeitet, aus der italienischen Schule. Jupiter, wie er die Titanen zerschmettert, und Diana, wie sie die Kinder der Niobe tödtet. Schwerlich läßt sich wohl diese Kunst höher treiben. — Da ist eine liebliche Zeichnung von Raphael: Alexander bietet Roxanen seine Krone dar. Liebesgötter wimmeln um ihren Putztisch und andere spielen mit der Rüstung des entwaffneten Helden. Besonders artig und drollig ist die Idee, da ein Liebesgott in Alexanders Harnisch geschlüpft, Kopf und Arme herausstreckt, und so auf dem Boden herumkriecht. — Ich bin eben sonst kein Liebhaber von Allegorien, aber hier hat Raphael eine hinterlassen, die er, wie man sagt, dem griechischen Mahler Apelles nachgebildet, und die, abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth, auch dem Dichter Ehre macht. Der Gegenstand ist die Verläumdung. Apelles, (so erzählt Lucian) wurde von einem Verläumder angeklagt, daß er sich in einer Ver-

schwörung gegen den König Ptolomäus eingelassen, und rächte sich folgendergestalt: Er mahlte die Leichtgläubigkeit mit Midasohren sitzend zwischen Unwissenheit und Argwohn; sie empfing sehr freundlich die Verläumdung, welche als ein schönes reichgeschmücktes Weib dargestellt ist, einen Feuerbrand in der Hand trägt, und die Unschuld bei den Haaren nach sich schleppt. Diese hebt Augen und Hände gen Himmel, seinen Beistand erflehend. Ihr folgt der Neid, schielend, bleich, entfleischt; er hat zwei Gefährten bei sich, Betrug und Arglist, die unaufhörlich bemüht sind, ihn zu putzen. Ganz zuletzt kommt die Reue im Trauergewande, der sich plötzlich die himmlisch schöne nackte Wahrheit zeigt, bei deren Anblick die Reue sich die Haare ausreißt und die Finger zernagt. — Die Ausführung dieser Zeichnung ist ganz vortrefflich. Vielleicht wäre aber die Allegorie noch wahrer, wenn statt der Leichtgläubigkeit die Schadenfreude auf dem Thron säße, denn diese ist es eigentlich, die der Verleumdung immer willig entgegen kommt. Die Leichtgläubigkeit müßte jedoch mit unter den Hofdamen seyn. — Das Leiden Christi

von Albert Dürer zeichnet sich durch Reichthum und erstaunlichen Fleiß aus; so wie ein armer Betrübter von Lucas von Leyden, durch große Wahrheit. — Kunstreich ist ein Relief von Elfenbein, von van Opstal, den Raub der Sabinerinnen darstellend, und sinnreich Lebrüns Zeichnungen von Menschen- und Thierköpfen, durch welche er die Aehnlichkeiten der Menschen- und Thier-Physiognomien zu beweisen suchte. — Eine kuriose Idee hat Poussin gehabt, als er einen Philosophen zeichnete, der seine Wissenschaftslehre auf dem Rücken eines Jünglings niederschreibt. — Aeußerst interessant sind die in große Rahmen gefaßten Miniatüren, weil sie fast Alle berühmte Personen darstellen. Hier findet man (von lauter guten Meistern) Peter den Großen, Madame de Maintenon, Ludwig den XIV., den Dichter Voitüre, die Kaiserin Maria Theresia, neben der hübschen Gärtnerstochter von Meudon, Ludwigs Geliebte, Ninon Lenclos neben dem Cardinal Richelieu, die Frau von Sevigné, die Königin Christine von Schweden, die Dichterin Deshoulieres, und noch hundert andere. — Man,

nichfaltig sind auch die Kunstwerke in feinen Steinen aus der bekannten Manufaktur von Florenz; sieben prächtige Tafeln von Porphyr, Marmor und Lapis lazuli, in welche Figuren von Corallen, Muscheln, Vasen u. dgl. vortrefflich eingelegt sind. Auf gleiche Weise sind der Hafen von Livorno, Tempel, Grabmäler u. s. w. dargestellt. — Die etruscischen Vasen sind von großem Werth, aus der Bibliothek des Vatican erobert, und fast Alle von Winkelmann, Passeri und Montfaucon beschrieben.

---

3. Gallerie der Antiken, Statüen, Büsten, Basreliefs.

Ich endige wie ich angefangen habe, das heißt, ich theile mein Gefühl so gut ich kann dem Leser mit, und verwehre Niemanden ein anderes Gefühl oder auch gar keines dabei zu haben. Beim Eintritt in diese Gallerie der Antiken ähnelte meine Empfindung (obwohl nur schwach) derjenigen, welche ich zu haben pflege, wenn ich unter dem klaren gestirnten Himmel stehe. Mit einer Rührung-erpressenden Ehrfurcht steht man plötzlich

unter drittehalb hundert der herrlichsten Denkmäler des griechischen und römischen Alterthums. Da ist ein Saal den Kaisern geweiht, ein andrer den berühmten Männern; dieser dem Laocoon, jener dem Apoll und der Dritte den Musen, weil die herrlichen Darstellungen der genannten Wesen die vornehmste Zierde derselben ausmachen.

Ich will herumspazieren und erzählen. Da steht eine herrliche Diane, aus Parischem Marmor, die schon seit Heinrichs des IV. Zeiten in Frankreich, und vormals das einzige große Kunstwerk war, welches Frankreich besaß. Sie scheint zornig, und greift nach einem Pfeile, um ein Reh zu beschützen, das unter ihren Bogen flieht. Man will Familien-Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Bruder, dem Apoll von Belvedere bemerkt haben. — Ich gehe weiter zu der Bildsäule Julian des Abtrünnigen, und verweile länger vor ihr, wie vor Dianen, auf die Gefahr von Kennern verlacht zu werden. Jene beschäftigt nur meine Phantasie, diese meinen Geist. Sey mir gegrüßt, großer, oft verkannter und von fanatischen Christen mit einem gehässigen Beinamen gebrandmarkter Held! Deine

Tugenden, deine Philosophie, dein Unglück, haben dich auf ewige Zeiten zum Gegenstand der Verehrung jedes unbefangenen Menschen erhoben. — Die Aehnlichkeit des Kopfes mit Medaillen verglichen, soll sehr groß seyn. Desto besser! Es freuet mich, daß Julian so ausgesehen hat. Man glaubt, Paris habe, noch zu den Lebzeiten des Kaisers, die Statüe in Griechenland verfertigen lassen, um sie zu Ehren eines Helden aufzustellen, der Paris liebte, in dessen Mauern den Purpur genommen, es verschönert, zu einer Hauptstadt erhoben, und den Grund zu seiner künftigen Größe gelegt hatte. Die Statüe lag übrigens vergessen in der Werkstatt eines Bildhauers, dem das Gouvernement sie für das Museum abkaufte. — Vorbei vor diesem eben so eitlen als grausamen Nero, der hier als Sieger in den griechischen Spielen sich darstellen ließ, eine Ehre, die er bekanntlich höher schätzte, als das Diadem. Auch sein Kopf ist ähnlich, aber geschmeichelt hat ihm der Bildhauer, veredelt hat er die gemeinen Züge. — Ha, jene colossalische Melpomene, nicht weniger als zwölf Fuß hoch, zieht doch wohl die Blicke hauptsächlich nur durch ihre Größe an sich, und ist

allerdings, was den Umfang betrifft, das merkwürdigste Ueberbleibsel des Alterthums. Sie zierte ursprünglich nebst acht ihr gleichen Schwestern, das Theater des Pompejus. — Ein trefflich erhaltener Sarkophag vergnügt durch seine kunstreichen Basreliefs, vorne die neun Musen, an beiden Seiten Calliope, die Muse des epischen Gedichts, mit Homer; und Erato, die Muse der Philosophie, mit Socrates sich unterhaltend. — Ein ruhender Faun war mir deshalb merkwürdig, weil er in einem Landhause des guten Marc Aurel ausgegraben worden, der sich vielleicht oft daran ergötzt hat. Dann hat er auch einen sehr hohen Kunstwerth, weil man aus guten Gründen vermuthet, es sey eine Copie in Marmor des Faun von Bronze des Praxiteles, der in ganz Griechenland so berühmt war, daß man ihn nur periboëtos, den Berühmten nannte.

Ariadne auf dem Felsen von Naxos schlummernd, wird wohl nicht auf jedermann einen so starken Eindruck hervorbringen, als sie auf mich gemacht hat, denn es ist die nemliche Bildsäule, die unter dem Namen Cleopatra bekannt ist, (ein Irrthum, zu welchem ein Armband in Form einer Schlange Gelegen-

heit gegeben,) die nemliche, von welcher eine treffliche Copie auf der Treppenruh im Michailowschen Pallast stand; die nemliche, vor der ich Paul den Ersten zwölf Stunden vor seinem Tode zum letztenmale sah und sprach. Die Erinnerung an ihn wurde um so lebhafter, da der Herrscher, in dessen Lande ich mich eben befand, ihm in so manchen Stücken gleicht. —

Ich gestehe gern, daß der Inhalt des Saals der berühmten Männer mich weit mehr interessirt hat, als die Bildsäulen aller Götter und Göttinnen. Hier findet man Zeno, das Haupt der Stoiker, und Demosthenes, den Fürsten der Redner. Der letztere sitzt, entwickelt ein Buch auf seinen Knieen und scheint einem tiefen Nachdenken hingegeben. Man erkennt die sehr einwärts gebogene Oberlippe, welche wahrscheinlich der Naturfehler war, der ihn hinderte, deutlich zu sprechen. Hier steht Trajan, nicht als Kaiser, sondern als Philosoph; dort Sextus, dessen Andenken als Plutarchs Oheim, und mehr noch als Lehrer des guten Marc-Aurel uns werth bleibt. Hier Phacion, der bescheidenste unter den Helden, auch hier ohne allen Schmuck;

dort Menander, der Fürst der neuen Comödie, (wie ihn die Griechen nannten,) er sitzt und scheint zu ruhen. O, warum hat die Zeit nicht auch seine Schriften, wie diesen Marmor verschont! Grade jetzt wären sie uns am willkommensten, denn aus allem, was man davon weiß, erhellt, daß unsere neueren Gräkuli vermuthlich dadurch in die Verlegenheit kommen würden, den armen Griechen allen Geschmack abzusprechen. — In ähnlicher Stellung wie Menander, findet man hier auch den Schauspieldichter Posidippos, ein Bild von großer, einfacher Wahrheit. Diese Herme stellt einen jungen Wüstling vor, der seine Gesundheit verschwendete, und jene einen Mann, der die Kunst lehrte, sie wieder herzustellen, Alcibiades und Hippocrates. — Ungern reiße ich mich hier los und eile weiter.

Was ist lieblicher als diese schöne jungfräuliche Gestalt, die man Ceres nennt, weil es einem Erneuerer beliebt hat, ihr Kornähren in die Hand zu geben. Wahrscheinlicher hielt sie vormals ein Buch, und ward als Muse Clio verehrt. — Ihrer Nachbarschaft werth ist eine herrliche Urania, an der man unendliche Feinheit des Meißels bewundert. — Ehr-

furcht flößt eine römische Matrone ein, deren Kopf ein Porträt ist. Sie wurde bei Tripoli gefunden, und ist nicht allein eines der geschmackvollsten, sondern auch wohlerhaltensten alten Kunstwerke. — Der sogenannte sterbende Fechter, (eigentlicher wohl auf dem Schlachtfelde seinen Geist aushauchender nichtrömischer Krieger oder Barbar, vielleicht ein Deutscher oder Gallier,) ist durch tausend Copieen und Nachahmungen zur Genüge bekannt. Er gehört unter diejenigen Kunstwerke, die auf mich keinen Eindruck machen. Daßselbe will ich nur auch gleich ganz geschwind von dem berühmten Torso bekennen, und hiermit mein Gewissen von einer schweren Schuld entladen haben.

Allerliebst ist der Faun mit den Metallflecken, sein heiteres Lachen ist ansteckend und seine jugendliche Unbefangenheit so sprechend. Die eine Backe und Schulter geben einen Metallschein von sich, der ihm den Namen lieh. — An Lieblichkeit ihm gleich ist eine junge Römerin mit einem Kopfputz, wie er in den schönsten Zeiten des römischen Reichs getragen wurde. Der Kopf ist ein Portrait. Wohl dem Vater oder Gatten, dem

diese reine Unschuld angehörte. Vielleicht war diese Statüe ein exvoto einem Tempel geweiht, oder vielleicht zierte sie das väterliche Haus.

Es ist doch seltsam, daß, wenn man gleich zum Anstaunen und Nachbeten sich nicht geschaffen fühlt, man doch immer eine gewisse Scheu behält, seine Meinung gegen die der Menge laut werden zu lassen. Eben geht es mir schon wieder so mit der Venus von Medicis und dem Laocoon. Was kann ich denn dafür, daß diese Venus mir wie ein ganz artiges Kammermädchen vorkommt, die von dem jungen Herrn von Hause im höchsten Negligé überrascht wird, und sich seinem lüsternen Blicke nicht ganz ernstlich zu entziehen sucht? — Sie hat Ohrlöcher, in welchen wohl vormals prächtige Ohrgehänge prangen mochten, so wie die Spur auf ihrem linken Arm deutlich zeigt, daß sie einst das Armband, Spinther genannt, trug. Man sagt, man wolle ihr diese Zierrathen wieder geben, um ganz den Geschmack der Alten nachzuahmen, welche Gold und Marmor gern mischten. Nach meinem Geschmack wäre das nicht. — Der Künstler, der diese Venus schuf, soll

Cleomenes geheißen haben, und in Darstellung schöner Weiber sehr glücklich gewesen seyn; so sehr, daß Plinius sogar erzählt, ein römischer Ritter habe sich einst in eine seiner Statüen zum Sterben verliebt. Was kann ich denn ferner dafür, daß dieser Laocoon mir eine Empfindung giebt, wie der Menschenfresser zu Berka bei Weimar, als ich ihn in meiner Jugend rädern sah? — „Kunst, hohe Kunst!" allen Respekt vor der Kunst; da ich aber nicht hieher gekommen bin um die Anatomie zu studieren, so gehe ich vorüber, will jedoch niemanden in seinem Glauben irre machen. Man lasse nur auch mir den meinigen, der unabweichlich darin besteht, daß die schönen Künste auch schöne Gegenstände behandeln müssen, und daß, eben so wenig als eine Darstellung von Gerstenbergs vortrefflichem Ugolino auf der Bühne Vergnügen gewähren würde, eben so wenig der Laocoon mit seinen scheuslichen Schlangen. — Um meine Phantasie von ihm loszuwinden, bleibe ich vor der Bildsäule dieses schönen Jünglings stehen, den man Paris nennt, weil ihm der Erneuerer einen Apfel in die Hand gegeben, der aber eigentlich ein

Priester des Gottes Mithra ist, dessen Mysterien in Grotten gefeiert wurden. Auch grub man ihn aus einer Höhle am Tiberstrom. Die Draperie seines Gewandes ist sehr geschmackvoll. Doch freilich steht er an Vollendung jenem herrlichen Jüngling weit nach, den man lange für einen Antinous gehalten, hernach, den Irrthum einsehend, ihn bald Theseus, bald unbärtigen Hercules, bald Meleager genannt, jetzt endlich ihn ziemlich einstimmig für einen Mercur giebt. Er sey und heiße wer und wie er wolle, er ist und bleibt eines der anziehendsten Kunstwerke in dieser reichen Sammlung. Die Harmonie zwischen allen seinen Theilen ist so schön, daß Poussin einst vorzüglich von ihm die Proportionen der menschlichen Gestalt abstrahirte. — Die schöne Leucothea, des Bacchus Amme, mit ihrem Säugling auf dem Arm, hat es wohl verdient, daß Winkelmann sie verewigte. Diese Gruppe ist eines der ältesten noch vorhandenen griechischen Kunstwerke. O wie hold freundlich sie auf das Kind herabblickt! Keine Mutter wird an ihr vorübergehn. — Doch halt! ich stehe vor dem Apoll von Belvedere! und diesesmal

kniee ich willig nieder und vereinige mein Staunen, meine Bewunderung mit denen der Kenner und Nichtkenner. Ja, dieser flüchtige Fuß hat die Schlange Python erreicht, schon flog der tödtende Pfeil vom Bogen, jedes Glied zeugt noch von Anstrengung; der Unwille thront auf seiner Lippe, aber Zuversicht des Sieges in seinem Auge, und die Zufriedenheit, Delphos von jenem Ungeheuer befreit zu haben. Die leichten Locken ringeln sich um den Hals, oder streben unter der Götterbinde hervor. Um die rechte Schulter hängt der Köcher an einem Bande, reiche Sandalen zieren seine Füße. Die zurückgeworfene Chlamys enthüllt jeden Theil seiner göttlichen Gestalt. Ewige Jugend, Adel, Geschmeidigkeit, Kraft und Zierlichkeit, das sind die Theile aus welchen sie zusammengesetzt ist. Ja, ich beuge willig meine Knie, und bedaure nur mit vielen Andern, daß die Art, wie man dies vortreffliche Kunstwerk aufgestellt hat, nicht verstattet, es von allen Seiten zu betrachten. Zum Ersatz dafür lieset man aber eine schöne neue Inschrift, welche besagt: „daß dieser Apoll am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Antium gefunden, von Julius dem eilf-

ten zu Anfang des sechszehnten im Vatican aufgestellt, im Jahr fünf der Republik von Bonaparte erobert, und im Jahr acht, im ersten seines Consulats, hieher gebracht worden." Die Namen der drei Consuln, und der des Ministers des Innern, Lucian Bonaparte, sind auf der Rückseite eingehauen. —

Fast möchte ich nun gar nichts mehr sagen, denn wenn die Sonne einmal da steht, so sieht man die Sterne nicht mehr. Es wäre aber doch undankbar, der herrlichen Musen gar nicht zu erwähnen, die einen eignen Saal schmücken, besonders der holden Thalia mit der Epheukrone und dem Tambourin, die beide auf ihren bacchischen Ursprung deuten, mit der komischen Larve, und endlich mit der Hirtenflöte, weil sie auch die Muse der Hirtengedichte war. — Gleich neben ihr ist eine schöne Herme des Socrates, der ihre Scherze nicht verschmähte, und eine Büste Virgils, dem sie so hold war. — Unfern erblickt man Euripides sitzend, und was diese Statüe äußerst kostbar macht, ist eine griechische Inschrift am Plinth derselben, die nicht nur den Namen des (troß Schlegel und Consorten) ewig großen Trauerspieldichters,

sondern auch einen Catalog seiner Werke enthält. —

Unter den vielen Büsten dieser Gallerie nenne ich, als besonders trefflich oder sonst durch den dargestellten Gegenstand vorzüglich interessant: die colassale Büste des Kaisers Hadrian; die durch einen Heiligenschein lächerlich geschmückte Büste Nero's, der bekanntlich schon bei seinen Lebzeiten diesen Heiligenschein auch auf den Münzen zu seinem Bilde fügen ließ; (hier bemerket man noch überdies ringsumher runde und viereckige mit einander abwechselnde Vertiefungen, in welchen vermuthlich kostbare Steine befestigt waren.) Die Büste des Commodus, welche in Marmor sehr selten gefunden wird, weil der gerechte Abscheu des Volks alle seine Denkmäler zerstörte; die schöne Büste Galba's; die sehr ähnliche Büste der Julia Mammea, die ehrgeizige Mutter des Alexander Severus, u. s. w. — Die schönen alten Badesitze von Rosso-Antico, mag man nicht unbeachtet lassen, besonders wenn man sich lächelnd erinnert, daß sie im Mittelalter als päbstlicher Thron in der christlichen Kirche dienten, und erst von Pius dem sechsten dem profanen Al-

terthum zurückgegeben wurden. — Auch die colossale Statüe eines egyptischen Götzen verdient einen Blick, theils wegen der Materie (sie ist von Alabaster) theils wegen ihres hohen Alterthums, denn sie stand wahrscheinlich in einem Tempel des Horus. — Hat man nun noch unter den Basreliefs den Antinous, den jagenden Faun, und das allerliebste Kind mit der Gans bewundert, so hat man alles gesehen was meine Blicke besonders gefesselt hat. Die Pallas von Velletri war leider bei meiner Anwesenheit noch nicht aufgestellt.

Das

Pariser Gewohnheiten und Sitten.

1. Essen und Trinken.

Seit man in Paris sich zwischen 6 und 7 Uhr Abends zur Mittagstafel setzt, weiß man natürlich nichts mehr von Vesperbrod, (gouté); nur Schulknaben, Landleute und Bewohner einiger entfernter Provinzen kennen noch das liebliche Schauspiel einer fröhlichen Gesellschaft, die sich um die geschäftige Hausmutter an einem Tische sammelt, der mit Milch, Früchten u. dgl. besetzt ist. Welch ein Leben! besonders im Freien, im Grünen. Dergleichen Scenen liebt man auch wohl in Paris noch, aber nur in der Oper. Der Thee hat den Platz des Vesperbrodts eingenommen. Thee nennt man aber jetzt eine Mahlzeit, die zwischen 2 und 3 Uhr Morgens aufgetischt wird, und wobei man so ziemlich alles findet, nur keinen Thee. Fleisch, Wild, hitzige, schäumende Weine, Punsch, Bischof, das sind die Hauptbestandtheile eines Thees — In eini-

gen Städten Frankreichs sollen noch große goutés bei Kindtaufen gewöhnlich seyn; dann heißen sie Collationen. Alle ersinnliche Lekkereien werden dabei verschwendet, doch alles wird kalt servirt. — Die Beschreibung eines Vesperbrodts nach alter guter Sitte findet man nur noch in der neuen Heloise, wo Frau von Wolmar ein solches in ihrem Elysium veranstaltet hat. — In Paris sind die goutés sogar bei den Preisaustheilungen an die fleißige Jugend verschwunden. Daher würde ein ehrgeiziger Wirth in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn man ihm heutzutage plötzlich zumuthete, ein elegantes Vesperbrod zu geben. Doch habe ich mir sagen lassen, wie ein solches im Nothfall einzurichten sey.

Eine gewaltige Torte, bei Cauchois oder Leblanc gebacken, muß die Mitte der Tafel einnehmen, an beiden Enden Käse und Rahm mit Vanille oder Rosen, halb gepeitscht, halb gefroren, und mit Pistazien gewürzt. Diesen Artikel muß Madame Labour oder Madame Lambert geliefert haben, denn diese beiden gelten für die besten Crémieren von Paris. Sechs Assietten umringen die Torte mit den köstlichsten Früchten von der Wittwe Fon-

taine. An die vier Ecken stelle man Prophetenkuchen (brioches) von Le Sage, méringues à la Crême (ein Backwerk von der Art, die wir Küsse zu nennen pflegen), von Bénard; Aebtissinnenkuchen und kleine Törtchen von Georges, und Waffeln von Van Roosmalen. Vier Pyramiden endlich in den Winkeln müssen erbaut seyn von trocken und naß eingemachten Früchten von Oudard und Berthellemot zubereitet, Pfefferkuchen und Marzipan von Hémart, Confect von Rouget, Gélés von Janvel. Doch würden alle diese Herrlichkeiten im Halse stecken bleiben, wenn nicht Frontignac von Tailleurs sie hinunterspült und verschiedene Liqueurs von Lemoine sie würzen. Besonders ist zu empfehlen die sogenannte Crême d'Arabie, von welcher der Preiszettel des Künstlers versichert: sie sey auf Bouteillen gepfropfter — (man rathe was?) Sammt! wahrhaftig, du Velours en Bouteille. Indessen ist dieser flüssige Sammt wirklich eine große Delikatesse für Gaumen und Nase. Ich habe etwas davon mitgebracht, und Leckermäuler unter meinen Freunden haben gestanden, nie etwas ähnliches getrunken zu haben.

Das Frühstück, sagt man sprichwörtlich, sey für Freunde, die Mittagstafel gehört der Etikette, das Vesperbrod der Kindheit, und das Abendessen — der Liebe! denn seine Stunde grenzt an die Schäferstunde. Der Lärm des Tages ist verhallt, die Geschäfte sind abgethan, die Ruhe ladet ein, die Wachskerzen verbreiten ein sanftes Licht, die Weiber sind dann am liebenswürdigsten, denn die Stunde ihrer unumschränkten Herrschaft naht heran, daher auch Manche sich ganz von der Sonne geschieden haben. Wohl dem, der zu allen Tageszeiten einem guten Weibe angehören darf! doch wen auch der lästige Broderwerb am Tage in das gemeine Lebensgewühl schleudert, der suche wenigstens Abends am runden Tische Erholung zwischen einer muntern und einer zärtlichen Nachbarin. Auch die Musen sind dem Abendessen hold. Mit dem springenden Kork aus der Champagnerbouteille wird auch der Witz entfesselt, Bonmots steigen wie Raketen von allen Seiten auf; Jedermann hat Geist und theilt ihn mit, hätt' er ihn auch erst am Morgen desselben Tages gesammelt.

So war es wenigstens vormals in Pa-

ris. So ging es zu bei jenen berühmten Soupers, wo Höflinge, Städter und Gelehrte sich vereinigten, wo Gleichheit herrschte und ein hoher Rang sich nur durch feinern Geschmack, durch ungezwungenere Grazie auszeichnen durfte; wo der ächte Weltton die Eigenliebe jedes Gastes zart zu schonen lehrte; wo die Schönheit des Tages und der Dichter in der Mode mit dem allmächtigen Minister und dem höfischen Günstling gemischt waren.

Ach! der Revolutions-Strom hat alles verschlungen. Jene Soupers wurden ersetzt durch sogenannte brüderliche Mahlzeiten mitten auf den Straßen, bei welchen die Brüderschaft von Cain und Abel herrschte; denn nie war weniger Gleichheit und Freiheit in Frankreich, als da sie an allen Häusern angeschrieben stand. Sitten, Reichthümer, Würden, Verstand und Witz, alles hat eine andere Richtung genommen, und könnte man auch die noch existirenden Ueberreste jener Gesellschaften wieder zusammen bringen, so würden sie doch schwerlich den echten Ton wiederfinden.

An Soupers wird eigentlich in Paris jetzt wenig mehr gedacht. Wie könnte man das auch in einer Stadt, wo man Abends zu Mit-

tag speist, wo die Schauspiele um Mitternacht endigen, wo die Spielwuth sich aller Gesellschaften bemeistert, wo (mit Ausnahme) die Reichen keine Kenntnisse besitzen, die Weiber keine Erziehung, und wo (so drückt ein Pariser Blatt sich aus) von égards und politesse bald nur noch die Nahmen bekannt seyn werden. (Dies Urtheil, welches sich von einem feinen Beobachter herschreibt, ist hart, und ich für meine Person kann es nicht durchgehends unterschreiben, aber ich habe auch nur wenige, und nur die besten Häuser besucht.)

Vergebens hat man den Thee an die Stelle der Soupers setzen wollen, beide gleichen sich gar nicht; ja, diese kostspieligen Thees, die man nur in reichen Häusern trifft, gleichen an nichts, weil sie Allem gleichen. Weder Witz noch Leckerei finden ihre Rechnung bei diesen Bastard-Mahlzeiten; da ist weder Unterhaltung noch Suppe, weder Bonmot noch Gebratenes. Derbe kalte Schüsseln, eben so schwer zu verdauen, als mancher derber Midas, der dabei sitzt. Calembours statt Witz, Sticheleien statt Epigramme, Ausgelassenheit statt Fröhlichkeit, und, um das Ganze zu würzen ein Ton, an den sich zu gewöhnen, den Re-

sten der ehemaligen guten Gesellschaft unmöglich wird. Dabei herrscht oft noch obendrein eine Arroganz, die mit dem republikanischen Sinn gar seltsam contrastirt. Die ducs und pairs der Monarchie waren sehr viel höflicher als die fournisseurs der Republik.

Die Soupers können unmöglich wieder in Aufnahme kommen, so lange Sitten und Gewohnheiten nicht eine ganz andere Richtung nehmen. Ein vernünftiger Mensch hat um zwei Uhr des Morgens kein anderes Bedürfniß, als sich schlafen zu legen; das ist aber grade die Stunde, wo man sich zum Abendessen setzt. Die heutigen Thees sind auch der Gesundheit weit nachtheiliger als die vormaligen Soupers. Vor Zeiten setzte man sich um 10 Uhr zu Tisch und stand spätestens um Mitternacht auf, aber nicht etwa, um gleich fort zu gehen, (wie die neuere artige Sitte erheischt) sondern man begab sich zurück in das Gesellschaftszimmer, man schickte die Bedienten hinaus, und nun wurde die Unterhaltung erst noch recht lebendig. Dann ließ man Hof und Minister en revue passiren, erzählte sich leise die scandaleusen Anekdoten, wiederhohlte ein Epigramm oder Couplet des Tages. Das

waren die Augenblicke der Vertraulichkeit, die schönsten für den Mann von Geist, den Beobachter; selten wurde gespielt. — Was thut man jetzt? Der Geist, wie wir sehen, hat bei der Umwandlung nichts gewonnen; ist sie etwa den Leckermäulern zu gute gekommen? — keinesweges.

Das Souper unterscheidet sich jetzt in der Regel von dem Diner blos durch die Abwesenheit der Suppe und des Rindfleisches (welches letztere überhaupt zwar noch immer mit aufgesetzt, aber von Niemanden mehr gegessen wird.) Statt dessen steht ein anderes gewaltiges Stück Fleisch in der Mitte, gewöhnlich eine farcirte Kalbskeule von 20 bis 25 Pfund. Zwei derbe Schüsseln stehen an den Ecken, 8 kleinere und 6 hors d'oeuvres vollenden den ersten Gang. Dann kommen die Braten und Zwischenspeisen, grade wie beim Diner, auch das Dessert eben so. Das Eis ist unerläßlich, und wo möglich muß es von Mazurier geliefert seyn, der am Eingang der elysäischen Felder thront. Liqueurs und Caffee werden gleichfalls nach dem Abendessen herumgegeben, der Caffee muß aber stärker seyn als Mittags, um die Gäste besser wach zu erhalten, wozu er

heutiges Tages oft geschickter ist, als die Unterhaltung. — Im Ganzen sind die Soupers so aus der Mode gekommen, daß nur wenige Restaurateurs sich damit abgeben. Vielleicht könnte der berühmte Tailleurs sie durch hohe Preise wieder in die Mode bringen, denn er hat neulich eine Mahlzeit gegeben, welche in den Annalen der Leckereien einen Platz verdient; die Person zahlte ungefähr zwanzig Thaler ohne den Wein.

Ich komme auf das Frühstück. Eine Tasse Thee, oder Lindenblütwasser, oder auch Milchkaffee, wie er in Paris fabricirt wird, sind nicht mehr hinreichend, um ein Mittagsessen zu erwarten, welches jetzt später aufgetragen wird, als zu den Zeiten Carl des VIII. das Abendbrod. Daher die Gabelfrühstücke, (dejeuners à la fourchette), die vormals verachtet, und, als ein grober Gebrauch, blos gemeinen Leuten und Reisenden überlassen wurden. Jetzt sind sie in reichen Häusern des neuen Frankreichs sehr gewöhnlich. Die Geschäfte fangen selten vor 10 Uhr an. Gegen 1 Uhr wird eine Mahagony-Tafel gedeckt, mit vielerlei Gattungen kalten Fleisches und mancherlei Weinen besetzt. Von warmen

Speisen werden höchstens geduldet: Tauben à la Crapaudine, Hühner à la tartare, kleine Pastetchen au jus, rognons (Abschnitzel, eine sehr beliebte Schüssel) und Bratwürstchen. Hingegen giebt es kalte Fleischsallade, Wild- und Schinken-Pasteten, und zur Vorrede Austern von dem berühmten Felsen von Cancale. — Ein solches Frühstück kann freilich weder der arme Rentenierer noch der bescheidene Musensohn sich auftischen lassen; die Einkünfte des Erstern würden nicht acht Tage hinreichen, und die Phantasie des Letztern würde unter dem Gewicht der Pasteten erliegen; denn als Boileau sang:

Horace a bu son soul quand il voit les ménades

da meinte er nicht die jetzigen Frühstücke. Zu große Mäßigkeit mag freilich die Lebensgeister nicht anfrischen, aber zu viele saftreiche Speisen ersticken sie ganz. Indessen muß der Musensohn doch auch etwas haben, um den Mittag ohne Murren erwarten zu können, etwas das leicht, doch substantiös, den Magen beschwichtigt ohne die Einbildungskraft zu hemmen; das gut schmeckt und doch wohlfeil ist, das viele sättigende Bestandtheile in einem kleinen Raum einschließt, und doch nicht hindert,

als Gast einem Mittagsessen Ehre zu machen. Dieses Problem hat die Schokolade gelöst. Vor 20 Jahren tranken nur alte Leute Schokolade, jetzt Jedermann, der nicht reich genug ist um zu schwelgen, oder der seinen Geist munter erhalten will. Daher kommt es denn aber, daß dieser Göttertrank, der sonst nur in den Apotheken oder höchstens von zwei oder drei anerkannt guten Fabrikanten gemacht wurde, jetzt von so vielen Pfuschern gesudelt wird, daß man alle Augenblicke eine Vergiftung oder wenigstens allerlei Magenbeschwerden fürchten muß; denn es giebt Schokoladen in Paris, wozu Alles genommen wird, nur keine Cacaobohnen. Die beste liefert jetzt ein gewisser Bauve, Rue St. Dominique Nro. 1020. Ich theile diese Addresse besonders auch für Schwindsüchtige und an der Auszehrung leidende mit, für welche er eine vortreffliche Gesundheits-Chocolade verfertigt. Sonst trinkt man sie auch sehr gut im Caffé Corazza im palais royal. In vielen andern Caffeehäusern erregt sie Ekel, Magendrücken, Verstopfungen u. dergl.

Das Mittagsessen ist bekanntlich 365 mal im Jahre die wichtigste Angelegenheit des

Lebens. Besonders jetzt, da es in die Abendstunden verlegt worden, verlängern sich alle Gesichter, wenn es durch Zufall noch um einige Minuten verspätet wird; alle Gesichter klären sich aber auch auf, wenn der Haushofmeister mit der Serviette über dem Arme hereintritt und das Zauberwort ausspricht: Madame est servie. Nach einigen Ceremonien (die manche zwar dadurch abkürzen, daß sie Nahmen auf die Teller legen, aber auch auf diese Weise ihre Gäste an Nachbarn fesseln, die sie vielleicht nicht gewählt haben würden) setzt man sich zur brennenden Suppe, denn brennend muß sie seyn, und alle Gaumen scheinen mit Mosaik ausgelegt, oder das Privilegium des unverbrennbaren Spaniers zu haben, so wenig sieht man beim Hinunterschlukken des flüssigen Feuers eine Mine verziehen. Rindfleisch mit Sauce aux thomates oder à la moutarde apéritive, von dem berühmten Mailhe verfertigt, war noch vor kurzem der solide Grund jeder Mahlzeit, jetzt, wie schon oben erinnert worden, ist das Rindfleisch in Mißkredit gerathen, vermuthlich, weil gewöhnlich in der Suppe schon die besten Kräfte herausgekocht worden. Während man die rélé-

vés zerlegt, die statt der Suppen hingesetzt werden, speiset man die entrées (man muthe mir nicht zu, alle Kunstwörter zu übersetzen; die meisten sind ganz unübersetzbar.) In unserm Norden hat man Vorschneider, die besser und appetitlicher die Speisen zerlegen und dann die Schüsseln herum senden, wodurch man auch vielen unnützen Complimenten entgeht. In Paris aber legt theils der Hausherr, theils derjenige Gast vor, vor welchem eben die Schüssel steht; man kann also nicht selbst zulangen, sondern muß zufrieden seyn mit dem was man bekommt. Der Braten muß f ü m e t seyn, das heißt er muß ein wenig — riechen. Von feinen Weinen wird wohl Bordeaux, Champagner und Bourgogner angeboten. Die Entremets machen bei großen Mahlzeiten eine eigene Tracht aus. Gewaltige Pasteten von Toulouse, Straßburg oder Périgueux in der Mitte, welche vorzulegen eine besondere Kunst erfordert. Dann giebt es Vegetabilien auf alle nur mögliche Weise pikant gemacht, und an beiden Enden der Tafel Crêmen und Backwerke, den Damen und Kindern erfreulich. Die eigentlichen Leckermäuler machen sich daraus nichts, sondern haben mit dem

Braten ihre Mahlzeit beendigt. Ich muß nicht vergessen zu erwähnen, daß in allen guten Häusern eine besonders große Consumtion von Trüffeln gemacht wird. Trüffeln findet man oft an Speisen, wo man sie nie vermuthete, und sie werden auch unvermischt in allerlei Gestalten gegessen.

Jetzt erscheint das Dessert, mit welchem ein geschickter Künstler die meiste Ehre einlegen kann, denn um ein gutes elegantes Dessert zu liefern, muß man zugleich Zuckerbäcker, Decorateur, Mahler, Architect, Bildhauer und Blumist seyn. Man hat in Paris Feste gegeben, wo das Dessert allein auf zehntausend Thaler geschätzt wurde. Die Leckermäuler weiden aber nur ihre Augen daran, und essen höchstens noch ein Stück guten Käse de Rocfort. Eis und Kaffe müssen trefflich seyn, doch wird der letztere, auch in den besten Häusern, selten so gemacht, daß ihm sein ganzes Aroma bleibt; dann trinkt man lieber noch ein Glas Liqueur von Lemoine, der (nach dem des Isles) der beste ist, und lange noch einen Nachgeschmack hinterläßt, der allen Wohlgerüchen Arabiens gleicht.

Hat der Leser sich jetzt einen hohen Begriff

von den Pariser Gastmählern gemacht, so glaube er deswegen ja nicht, daß man bei den bessern Restaurateurs um ein Haar schlechter speise. Ueberhaupt machen diese Restaurateurs eine der angenehmsten Einrichtungen die ich kenne. Von 4 Uhr bis um 7 Uhr, und auch wohl später noch, findet man bei ihnen immer die größte und leckerste Verschiedenheit fertiger Speisen. Man tritt in einen sehr geräumigen Saal, (oft sind es mehrere verbundene Säle,) der mit einer Menge von Spiegeln und Säulen elegant verziert ist. Hier stehen längs den Wänden lauter kleine gedeckte Tische zu einer auch zwei Personen; sie stehen einander so nahe, daß man, wenn man Lust hat, wohl mit den Nachbarn schwatzen kann, aber auch wieder weit genug von einander, um, wenn man nicht mit Fremden reden mag, ungestört bleiben zu können. Zierlich gekleidete Kellner mit schneeweißen Schürzen laufen bei Dutzenden herum. Sobald einer derselben gewahr wird, daß man Mine macht, sich an einem Tischchen niederzulassen, so überreicht er die Carte, das heißt, die Liste aller an diesem Tage vorräthigen Speisen und Weine, mit dabei gesetzten Preisen jeder Portion. Man wählt; wer etwa

gar kein Französisch verstände, könnte auch recht gut stumm bleiben, und nur mit dem Finger auf den Namen der Speise deuten, die er begehrt. Der Kellner fliegt davon, und bringt gewöhnlich in zwei Minuten das Verlangte; trifft sichs aber, daß man eine Speise fordert, deren Zusammensetzung oder Zubereitung etwas mehr Zeit kostet, so benachrichtigt der Kellner den Gast davon, und sagt ihm, wie viele Minuten er werde warten müssen. Dann vertreibt unterdessen der Gast sich die Zeit entweder mit einer andern Schüssel, oder er mustert die Gesellschaft, oder er lieset die öffentlichen Blätter, deren immer einige der vielgelesensten da liegen. Uebrigens mag er viel oder wenig essen, kostbare oder wohlfeile Schüsseln wählen, seltenen oder gewöhnlichen Wein trinken, das gilt alles gleich viel, er wird darum nicht minder schnell und ohne Grimassen bedient. Ist er satt, so fordert er die Rechnung (la Carte payante), und pfeilschnell eilt der Kellner zu der Limonadiere, ihr anzuzeigen, der Herr an dem Tische Nummer so und so viel wolle bezahlen. Diese sogenannte Limonadiere ist eine nothwendige Person bei allen Restaurateurs, auf allen Kaffehäusern.

Sie

Sie sitzt erhaben auf einer Art von Kanzel, hat Dinte und Feder und eine Menge kleiner Zettelchen. Sobald ein Gast hereintritt, widmet sie ihm ein solches Zettelchen, alles was er fordert, meldet ihr der Kellner, und sie notirt es augenblicklich. Man kann denken, wie oft sie, bei der Menge der Gäste, von einem Zettelchen zum andern überhüpfen muß. Wird nun am Ende die Rechnung begehrt, so hat sie weiter nichts zu thun, als die Summe zu ziehen, und so erhält jeder Gast, jeden Mittag, eine geschriebene Rechnung, die er sogleich mit der gedruckten Speiseliste vergleichen kann, ob auch alles um den angegebenen Preis aufgesetzt worden. — Die Limonadiere pflegt auch mit allem was zum Dessert erforderlich ist, umgeben zu seyn, und sitzt oft, wie hinter einem Bollwerke, hinter Schüsseln voller Früchte, Cremen und Compots.

Ich empfehle jedem Reisenden wenigstens einmal bei Grignon, unfern des Palais royal zu speisen, nicht als ob seine Küche eine der ausgesuchtesten wäre, oder sein Name unter die berühmtesten gehörte, aber er hat ein Paar sehr artige Töchter, die in zwei verschiedenen Sälen den Dienst der Limonadiere versehen,

und sich durch eine unbeschreibliche Sittsamkeit so auszeichnen, daß ich fast wetten will, sie wissen nicht wie auch nur ein einziger von ihren hundert täglichen Gästen aussieht, denn sie schlagen die Augen so hartnäckig nieder, daß kein lüsterner Blick sie jemals aus der Fassung bringen kann, und warten dabei ihrer Aemter mit Eifer und liebenswürdiger Unbefangenheit. Außerdem findet man auch bei Grignon gewöhnlich viele Deutsche, das Essen ist gut, der Wein nicht sonderlich; seine Preise halten das Mittel zwischen seinen großen, oft unverschämten, und kleinen, oft schmutzigen Collegen.

Um dem Leser einen vollständigen Begriff zu geben, wie gut und reichlich er bei den besten Restaurateurs speisen könne, will ich den Inhalt einer solchen Speiseliste nur summarisch anführen. Ich entlehne ihn von Very, einem Restaurateur im Palais royal, der, seitdem Naudet sich daselbst etablirt hat, nicht einmal mehr für den ersten gilt. Man hat erstens die Wahl zwischen neunerlei Suppen, welcher sieben Gattungen von Pasteten folgen. Wer kein Liebhaber von Pasteten ist, kann statt derselben Austern fordern, zu

10 Sous das Dutzend, denn immer stehen im Vorsaale Weiber, die nichts anders thun, als Austern aufmachen. Der horsd'oeuvres (kleine kalte Schüsseln) sind fünf und zwanzig, worunter die berühmten Schweinefüße von St. Menehoud, allerlei marinirte Seefische, Krautsallat, Würste, Schinken, u. dgl. Noch gehört zur Grundlage der Mahlzeit, an welche Viele sich gewöhnt haben, das Rindfleisch, auf vierzehnerlei Weise zubereitet, auch Rostbeef und Beefsteeks. Wenn nun durch alles Obige in dem Magen des Gastes ein solider Grund gelegt worden, so bietet ihm die Liste ein und dreißig Entrées von wildem und zahmem Geflügel, und acht und zwanzig dergleichen von Kalb- und Hammelfleisch dar. Die Wahl ist schwer, zumal da man die wunderlichen Kunstwörter sich oft nicht übersetzen kann. Wer weiß denn z. B. gleich was eine mayonnaise de poulet, eine galantine de Volaille, ein cotelette à la minute, oder gar ein Epigramme d'Agneau, für Dinger sind. Oft läßt man sich auch, durch den wohlklingenden Namen getäuscht, so etwas bringen, was nachher den erwartenden Gaumen nicht befrie-

digt. — Nie ist das der Fall bei den Fischen, deren nunmehr acht und zwanzig Gattungen folgen. Da sind Karpfen und Aale, Stockfisch und Lachs, Stör und Hecht, Gründlinge und Cabeljau, Makrelen und Schellfisch, Barsche und Muscheln, Butten und Schollen, Rochen, Alsen und Stinte, alles an einem Tage zu haben. Man muß bekennen, daß die Fischliebhaber sich in Paris gar nicht übel stehen. — Doch der Braten verlangt auch sein Recht. Es sind diesesmal funfzehn Gattungen desselben zu bekommen, worunter die normännischen fetten Kapaunen, die rothen Rebhühner und die Schnepfen die theuersten sind. — Ueber dem Braten sind die Entremets nicht zu vergessen, welche, sehr mannigfaltig, den wählenden Gaum vier und vierzigmal in Versuchung führen. Da sind alle Zugemüse, welche die Jahreszeit hervorbringt und nicht hervorbringt, denn auch Spargel und grüne Erbsen stehen zu Befehl; da sind Eyer und Eyerkuchen auf alle Arten zubereitet, da sind Gelés und Cremen, Macaroni und Trüffeln in Schampagner, Schampignons und Krebse,

Kirschen- und Apricosentorten. Ich meine, ein guter Esser, und brächte er auch den Appetit des berühmten Paul Butterbrod mit, wird nicht hungrig vom Tische gehen. Sollte er aber ja noch ein leeres Plätzchen im Magen finden, so werden die ein und dreißig Gattungen des Desserts ihm Gelegenheit genug darbieten, es zu füllen; und ist er gleich, wie es ächten Essern zukommt, kein Liebhaber von Süßigkeiten, von Compots, Confitüren, Backwerk, frischen und trocknen Früchten, so wird er doch ein Stück Käse de Rocfort, oder de Brie, oder de Neufchatel, oder auch Chester-Käse nicht verschmähen. Die ganze Mahlzeit aber kann er reichlich mit zwei und zwanzig Arten rothen, und siebzehn Arten weißen Weines anfeuchten, wobei es ihm gänzlich frei steht, eine Bouteille guten Tischwein für 6 Groschen, oder eine Bouteille Clos Vougeot für 2 Thaler zu trinken. Am Ende warten noch sieben Gattungen der Liqueurweine auf ihn, die aber nur in kleinen Gläsern verschenkt werden, und nach dem Kaffe kann er, wenn es ihm beliebt, noch aus sechszehn Liqueurs denjenigen wählen, der ihm der

Ehre des gänzlichen Beschließens am würdigsten scheint.

So herrlich und überschwenglich sind freilich nur die ersten Restaurateurs eingerichtet; man glaube aber doch ja nicht, daß man selbst bei diesen außerordentlich theuer zehre. Ich habe oft bei Very gespeist, auch bei Naudet, ich habe mir nichts abgehen lassen, da man aber doch gewöhnlich nur von vier oder fünf Schüsseln ißt, so kann man, guten Wein mitgerechnet, selten mehr als zwei Thaler ausgeben. Speist man etwa mit einem Freunde in Gesellschaft, so hat man den Vortheil, doppelt so viele unbekannte Schüsseln versuchen zu können, indem beide sich immer nur eine Portion geben lassen. Der Wein wird zwar in ganzen Bouteillen aufgesetzt; trinkt man aber nur die Hälfte, so bezahlt man auch nicht mehr.

Wer wohlfeil leben will oder muß, findet auch dafür gesorgt. Es giebt viele Restaurateurs, bei denen man für 40, ja für 36 Sous (etwa 11 bis 12 Groschen) folgendes erhält: Suppe, Rindfleisch, noch zwei andere Fleischspeisen, eine Zwischenschüssel, Brod so viel beliebt, Dessert und eine halbe Bouteille recht

trinkbaren Tischwein. Dabei ist man nicht einmal an einem bestimmten Küchenzettel gebunden, sondern man hat die Wahl zwischen funfzehn bis zwanzig Speisen. Ich habe diese wohlfeile Art sich zu sättigen selbst ein paarmal versucht, z. E. in der Parthenope im Palais royal, und muß bekennen, daß, wenn gleich ein Leckermaul seine Nahrung dabei nicht finden möchte, doch ein genügsamer Geschäftsmann sehr wohl zufrieden seyn kann, und daß ich nicht begreife, wie es möglich ist, für so geringen Preis, so viele und gute, wenn auch nur Hausmannnskost, zu liefern.

Ich will für einige meiner ärmern Landsleute noch ein paar Anzeigen solcher wohlfeilen Speisehäuser beifügen, die ich jedoch nicht selbst besucht habe. Letellier, rue Grenelle St. Honoré, giebt für 36 Sous Suppe, vier zu wählende Schüsseln, Dessert, Brod, und eine halbe Bouteille Wein. — Ein anderer im Palais royal Nr. 643, bietet das nemliche (nur eine Schüssel weniger) an für 25 S. also kaum 8 Groschen. Seine Karte ist überschrieben: Allons diner pour 1 Liv. 5 S. par tête.

Ich kann diesen Artikel unmöglich schlie-

ßen, ohne noch vorher eines Orts zu erwähnen, den das Andenken an Freundschaft, Gastfreiheit, Witz und frohe Laune mir unvergeßlich macht. Ich meyne die Schenke (le Cabaret) der Felsen von Cancale genannt. Man stoße sich nicht an den gemeinen Titel Schenke, der Wirth ist so klug gewesen, keinen andern annehmen zu wollen. Recht feine und vornehme Leute wallfahrten zu ihm, denn er hat die besten Austern und Seefische in ganz Paris, giebt auch sonst recht gut zu essen, und zwar in lauter kleinen von einander abgesonderten Zimmern, in welchen man mit einer gewählten fröhlichen Tischgesellschaft allein seyn kann; (ein Vortheil, den man übrigens auch bei vielen Restaurateurs findet.) Hier war es, wo ich oft mit meinen Freunden, den auch auf unsern Bühnen geliebten Bouilly und Duval, mit Arnault (dem Verfasser des Marius à Minturne), Andrieux, Picard und Longchamps, den Lustspieldichtern, mit dem interessanten Talma, dem biedern lustigen Michot, und mehrern Andern, frohe, durch geistreichen Scherz gewürzte Stunden durchlebt habe. Hier war es, wo ich in die tiefen Geheimnisse des Calembourgs

eingeweiht wurde, wo keine politische Wolke den Himmel zu trüben wagte, den wir mit Schampagnerstöpseln erstürmten, und wo wir gern die Erfahrung machten, daß man werden müsse wie die Kinder, um in das Freudenreich Gottes einzugehn. — Ich kann indessen nicht verschweigen, daß einst einem der Anwesenden die Bemerkung entschlüpfte: „unsere Gesellschaft sey in diesem Augenblicke vielleicht die einzige

ächtfröhliche in ganz Paris.“

---

2. Kleidung.

Ich theile zuvörderst ein drolliges Gespräch mit, welches die Frau von Genlis erfunden oder belauscht hat. Eine vormalige Reifrocksverkäuferin, und ein vormaliger Schnürbrustmacher, treffen zufällig in den Garten der Tuillerien auf einer Bank zusammen. Die erstere redet den letztern an: „wohnt der Herr in diesem Quartier der Stadt?“ — Ja Madam, und Sie vermuthlich auch?

Sie. Ach ich war vormals sehr bekannt hier, ich hatte die Bude zum goldnen Reif.

Er. Die große Bude rechter Hand? wo man Damensreifröcke verkaufte?

Sie. Ganz recht. Da hauseten wir von Vater auf Sohn seit 56 Jahren, aber seit der Revolution —

Er. Ach ja! Adjeu paniers *), vendanges sont faites, wie das Liedchen sagt. Mir geht es eben so. Ich war Frauenschneider, ich machte Schnürbrüste, und meine Frau Hauben à Carcasse.

Sie. (seufzend) Wenn man jene Zeiten mit den jetzigen vergleicht —

Er. Welch ein Unterschied!

Sie. (eine junge Person betrachtend, die eben vorübergeht) Ach du lieber Gott! sehen Sie doch nur einmal die Figur.

Er. Die Dame en robe de linon?

Sie. Ja, im März Linon über das Hemde gezogen.

Er. O das geschieht auch im Januar.

Sie. Sieht sie nicht aus wie ein Holzbündel? und bemerken Sie nur, wie ihr der Rock so eng um die Lenden schlägt.

Er. Aerger als eine Hose.

*) Ein unübersetzbares Wortspiel. Panier heißt ein Korb, und auch ein Reifrock.

Sie. (den Fächer vorhaltend) Fi l'horreur!

Er. Das geschieht um die Formen zu zeichnen, nicht die Form der Taille, sondern —

Sie. Fi donc! fi donc!

Er Selbst die Kinder machen diese Thorheit schon nach. Ich habe eine kleine Tochter von sechs Jahren, als die gestern mit ihrer Schwester spielte, nahm sie plötzlich die Schleppe und dann das Hemde, und schlug alles über den Kopf zusammen. Was Henker machst du da? rief ich ihr zu. — Papa, ich drapire mich.

Sie. Das ist denn doch nur kindliche Unbefangenheit.

Er. So ist es jetzt. Unsere Mädchen und jungen Weiber haben für alles die Entschuldigung: sie stellen Griechinnen vor, oder Statüen, oder sie drapiren sich. Auch wollen sie jetzt nichts anders tragen, als ganz feinen Mousselin ohne alle Appretur.

Sie. Ja die Steife ist leider ganz aus der Mode! und es war doch so hübsch, wenn Flor oder Zeug, wohlgesteift, sich aufrecht hielten wie Papier. Ich habe eine Muhme, welche vormals alle Damen am Hofe steifte,

und jetzt, bei ihrem großen Steifftalente, hat sie keinen Bissen Brod.

Er. Natürlich, denn die heutige Damenkleidung muß vor allen Dingen einer nassen Leinwand gleichen, weil sich das besser anschmiegt. Ich will es noch erleben, daß sie ihre Toilette nicht mehr mit dem Baden anfangen, sondern endigen werden. Ganz geputzt werden sie in die Badewanne springen. Die Köpfe waschen sie ohnehin schon, statt sie zu frisiren, und dabei bleibt es gewiß nicht.

Sie. Ja ja, der Kopf wird das übrige nachholen. Es ist aber auch keine Kunst sich ins Wasser zu werfen, wenn man nichts als ein Hemd auf dem Leibe hat.

Er. Welche Folgen das haben wird! keine Wäscherinnen mehr.

Sie. Es ist schrecklich! fürchterlich! Ich habe selbst zwei Töchter, die Wäscherinnen sind.

Er. Und ich einen Sohn, der Friseur ist. Sie können sich vorstellen, was bei den Tituskopfen herauskömmt. Und mein Schwiegersohn, der Stärkefabrikant —

Sie. Ja, lieber Gott! Puder trägt man auch nicht mehr.

Er. Gestehen Sie, daß die Sachen so nicht bleiben können.

Sie. Wo denkt das Gouvernement hin?

Er. Das weiß Gott! Ich aber sage: wenn man die Schnürbrüste und Reifröcke nicht wieder einführt, so gehen die guten Sitten in Frankreich zu Grunde.

Sie. Das ist sonnenklar.

Er. Das gute alte Costum! es war erfunden, um die allzuzärtlichen Weiber ein wenig im Zaume zu halten. Wenn eine junge Person zwei große Poschen hatte, die fünf bis sechs Pfund wogen, vier Zoll hohe Hacken unter den Schuhen, eine gute tüchtige Schnürbrust, die ihr als Küraß diente, einen Reifrock von sechs Ellen im Umfang, einen Kopfputz zwei Fuß hoch, einen dicken, ledergleichen Stoff zum Kleide, einen steifen Halskragen mit Drath, in den das Gesicht so eingeschachtelt war, daß sie den Kopf weder rechts noch links drehen konnte, einen Blumenstrauß vor der Brust, größer als ihr Kopf, diamantene Ohrgehänge, breiter als eine Hand, wenn sie, sage ich, so herausgeputzt war, so mußte sie es wohl bleiben lassen, so luftig in Gang und Manieren zu seyn, als heut zu Tage.

Sie. Freilich. Ein Frauenzimmer befand sich wie in einer Citadelle. Die Leichtfertigste hielt auf diese Weise die Männer in einer gewissen Entfernung.

Er. Natürlich; denn hätte eine den Wohlstand vergessen wollen, so gerieth sie erstens in Gefahr den Hals zu brechen, zweitens ihre steifen Spitzen zu verkniллen, und drittens ihren Kopfputz zu entpudern; statt daß jetzt —

Sie. O jetzt können sie wahrhaftig alles thun was ihnen beliebt, man wird es hinterdrein gar nicht gewahr. Aber ist es wohl begreiflich, daß Väter, Mütter und Ehemänner ihnen erlaubt haben, sich so zu entkleiden?

Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man statt der Schnürbrüste mit Fischbein die bloßen Corsets einführte, sagte ich gleich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte. Das Schlimmste von allem ist noch, daß das Publicum sich gar nicht einmal darüber betrügt.

So plaudern sie noch ein Weilchen fort, beschließen dem Gouvernement Vorstellungen

zu überreichen, und, wenn es derselben nicht achtete, es für absurd zu erklären.

Obiges Gespräch zeichnet bereits treffend die heutige Mode sich zu kleiden, die allerdings für lüsterne Männeraugen die schönste ist, die der Satan jemals erfinden konnte. Die Kleidung, die man heut zu Tage ehrbar nennt, hätte man vor hundert Jahren nicht einmal einem Lustmädchen öffentlich zu tragen erlaubt. Wenn das nun so fort geht — und warum sollt' es nicht? — so werden in hundert Jahren unsere Enkelinnen ihre Töchter mit wenigen Kosten kleiden. Man lacht wohl jetzt über den Gedanken, daß unsere Urenkelinnen vielleicht nur Schürzen von Feigenblättern tragen werden; aber ich bitte, ist denn der Abstand vom Feigenblatt bis zu den jetzigen durchsichtigen Hemden größer, als von diesen bis zu dem vormaligen Reifrocke? ich dächte nicht, und hoffe daher, daß wir mit Gottes Hülfe es immer weiter bringen werden.

Zwar meinen ängstliche Hypochondristen: man müsse dann zugleich vom Himmel eine Veränderung unserer Erdaxe erflehen, auf daß ein milderes Klima die schöne Nacktheit begünstige. Aber ich glaube in der That, man

mache ein wenig zu viel Geschrei von dem nachtheiligen Einfluß der jetzigen Mode auf die Gesundheit. Der Mensch und die Kartoffel gewöhnen sich ja an alles. Im Kampf des zarten Geschlechts mit der rauhen Witterung hab' ich in Paris Wunder von Tapferkeit gesehen. Die Gesundheit ist jetzt Mode, es fällt keiner Dame ein, sich über Zugwind oder dergleichen zu beklagen; von Vapeurs vernimmt man nichts, die Schönen sind alle frisch und gesund, essen und trinken mit gutem Appetit, verderben keine Gesellschaft durch Migräne, — wahrhaftig, diese Vortheile sind auch was werth, und wenn man sich zu erinnern beliebt, wie man noch vor 20 oder 30 Jahren auf keine einzige Lustpartie mit Sicherheit rechnen konnte, weil unsere Schönen von eben so vielen Krankheiten als Amouretten umflattert waren, der wird ihnen jetzt schon etwas zu gute halten.

Roth schminkt man sich nicht mehr. Blaß ist weit interessanter. Man nennt das eine Figur à la Psyche, nach einem sehr hübschen Gemälde von Gerard. Die Damen bedienen sich daher nur noch der weißen Schminke, und überlassen die rothe — den

Her-

Herren. Ja, ja, den Herren. Jener Titus, der eine so große Simplicität affectirt, der Puder, Wohlgerüche und seidene Kleider verbannt hat, behält von der alten Mode gerade das Weibischste bei; diese frische Farbe, die mit seiner schwarzen Perücke so angenehm contrastirt, ist erborgt.

Zur Morgentoilette einer Dame gehört, gleich nach dem Bade, Savon des Sultanes, Ekmelek, Rosenessenz, huile antique, und vor allen Dingen Waschwasser von der Demoiselle Matthieu, welches unfehlbar die Alten jung und die Häßlichen schön macht. Zu der eigentlichen Kleidung zollen alle Welttheile ihren Tribut: englisches Tuch, egyptischer Schawl, irländische Schuh, römische Sandalen, indischen Mousselin, Spitzen von Malines, Stickereien von Lyon, Seidenzeuge aus Turin. Den Kopf ziert eine Tītusperücke, oder ein Chignon à la Nina, oder ein Häubchen repentir d'Eulalie. Vor einiger Zeit entwandten die Damen den Herren die Tuchkleider und Kamaschen, und die Herren stahlen ihnen dagegen die weißen Hüte, die aber nicht lange hielten. — Die Löckchen des Haarputzes werden nicht mehr

wie vormals undankbarer Weise namenlos gelassen, es giebt jetzt moralische, religiöse, empfindsame Löckchen; die letztern sind jedoch nicht mehr Mode, und da die Haarbüschel oben auf dem Kopfe tempérament genannt werden, so gab das neulich einem Witzling Gelegenheit zu dem Bonmot: nos femmes ont quittés les sentimens, elles n'ont plus que du tempérament. Andere nennen jenen Haarbüschel auch coup de vent, weil vorausgesetzt wird, er sey durch einen Windstoß von unten und hinten zugleich, entstanden. — Nur diejenigen Frauen sind d'un certain genre, welche Casimir-Schawls und Spitzenschleyer haben, die übrigen gehören zu den espèces. — Die große parure ist sehr einfach. Keine Schminke, kein Puder, das Haar ein wenig verworren, ein Diadem von Brillanten, eine Tunica von Spitzen, kein Reifrock, kein Fischbein, nur Blumen. Von der ceremoniellen Hofkleidung habe ich schon oben geredet. Bei dem zweiten Consul sah ich einst, unter vielen sehr geputzten Damen, Madame Talleyrand, in einem schwarzsammtnen Oberrocke, der wie ein Reisekleid gemacht war, und auch auf dem Kopfe trug sie eine

Art von Reisehut; mir kam es wenigstens so vor, und so viel ist gewiß, daß sie sich sehr von den übrigen auszeichnete.

Eine petite maitresse, sagt ein schalkhafter Journalist, braucht jährlich 365 Kopfzeuger, und eben so viele Paar Schuh, 600 Kleider und zwölf Hemden. Ihre Meublen müssen griechisch, römisch, etruscisch, türkisch, arabisch, chinesisch, persisch, egyptisch, englisch und gothisch (nur nicht französisch) seyn, und jährlich 50,000 Franken kosten; das Bett jedoch ausgenommen, welches allein 20,000 Franken wegnimmt. Logen im Schauspiel und Inseratgebühren für Journalartikel, erfordern einen Aufwand von 30,000 Franken, gute Werke nur von hundert.

Eine niedliche oder glänzende Equipage gehört, seitdem die Hemden in Mißcredit gekommen, unter die ersten Bedürfnisse. Carosse sagt man nicht mehr. Man hat des Morgens einen Carric, und Abends eine Diligence, welche letztere jetzt sehr niedrig sind. Man fährt spazieren in einem tape-cul, zum Schauspiel in einer Berline, zu öffentlichen Festen in einem char, zu den Gläubigern in einer **demi-fortune**, zu dem Manne in einer dor-

meuse, und zu dem Liebhaber en diligence. — Diejenigen Frauenzimmer, die das große Unglück haben, keine Equipage zu besitzen, gehen des Morgens im Amazonenkleide spazieren, mit einer Art von Husarenmütze auf dem Kopfe, und geschnürten Halbstiefeln an den Füßen. Vor einiger Zeit war dabei Mode, ein Buch in der Hand zu tragen, als sey man gesonnen, sich irgendwo unter den Bäumen niederzulassen, und zu lesen. — Das Pelzwerk wird wieder hervorgesucht, sogar der Muff, welches denn mit der übrigen, dem Zephyr gewidmeten Kleidung, seltsam contrastirt.

Ridicüles sieht man gar nicht mehr, wodurch natürlich die Verlegenheit wegen des Schnupftuchs aufs neue sehr bemerklich wird. Eine Mutter fragte einst ihre Tochter: warum leidest du, daß der große dicke Mensch, der aussieht, wie ein Modell zu einem Glockenthurme, dich immer verfolgt? — „Mein Gott!“ versetzte die Tochter, „ich muß mich doch ausschnauben.“ (Er trug nemlich ihr Schnupftuch.)

Trotz all dieser Modewuth giebt es dennoch ein Stadtviertel in Paris, wo man wenig oder nichts davon weiß, nemlich au ma-

rais. Da wohnen, wegen der größern Wohlfeilheit, die wenig-Bemittelten; da herrschen noch Einfachheit und Anstand in der Kleidung; da giebt es gute, sittsame Mädchen die niemand heyrathet. Wer in seinem Wohlstande zurückkömmt, zieht au marais; aber — wessen Umstände sich verbessern, verläßt es auch bald wieder; besonders die jungen Leute, denen es viel zu steif und ehrbar da zugeht.

Die Schneiderkunst für Herren besteht jetzt darin, fünf oder sechs Säcke zusammen zu nähen, die man Weste und Hosen nennt. Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da man ein Paar Gehülfen nöthig hatte, um sich in eine Hose hinein zu arbeiten, jetzt kann man sie an die Beine schleudern. Pantalons werden aber wenig mehr getragen, und die Redingotte mit vielen Kragen den Bedienten überlassen. So gehören auch die Hüte mit weißen Federn nur für die Livree, die Feder auf dem Hute des Herrn muß schwarz seyn. Halbes Negligee, wie der Mode-Sklav im Schauspiel erscheint, ist ein runder holländischer Hut mit großen Rändern, Beinkleider von dürrblätterfarbigem Sammt oder panne (eine Art Zeug, das vormals nur Kes-

felsflicker und Bergbauern trugen), Suwa-row-Stiefeln mit gelben Klappen, der Rock schwer zuzuknöpfen, um den Wuchs zu bezeichnen, eine Menge Gilets, je mehr je besser. So sieht denn dieser hier einem Paillasso ähnlich, jener einem fiacre, dieser einem Jockey, jener einem Postillion, und so spiegeln sich (um mit Schlegel zu reden) die Herren in sich selbst.

Ueberhaupt theilen sich die Elegants jetzt in zwei Classen, die eine ist die oben beschriebene, die andere trägt schwarze Kleider, weiße seidene Strümpfe, Schuh mit Schnallen, Haarbeutel, Degen; die Eine herrscht des Morgens beim dejeuner à la fourchette, beim diner sans ceremonie, im bois de Boulogne, auf den Straßen, in den boudoirs. Die Andere bei den großen diners, Bällen, beim Thee, in den Sallons de Compagnie u. s. w.

Auch die Herren stoppeln ihre Moden aus allen Ländern und Welttheilen zusammen. Holländische Leinewand, preußische Hüte, russische Stiefeln, englische Gilets. An den Redingotten tragen sie Täschchen oben über der Brust, die den Nahmen Ridicüles usurpirt haben, weil sie, seit jene Beutel verbannt

worden, die Schnupftücher und Lorgnetten der Damen darin aufbewahren. — Die Zöpfe werden nicht mehr an die Haare gebunden, sondern an den Kragen des Kleides gesteckt; wenn nun der junge Herr sich zufällig einmal bückt, so entsteht eine Kluft zwischen Zopf und Haar. Eine Hauptbeschäftigung der jungen Leute beiderlei Geschlechts ist, ihre Haarbüschel immer wieder in die Höhe zu streichen, ungefähr wie die Katzen und Eichhörnchen sich mit der Pfote über den Kopf fahren. — So wenig Umstände nun auch eine solche Frisur zu machen scheint, so ist und bleibt der Friseur doch eine wichtige Person im Staate. Bekanntlich sind alle Friseurs jetzt Artisten. Vor ihren Werkstätten prangen eine Menge schöne Wachsbüsten, Griechen und Römer, die männlichen gleichen gewöhnlich Bonaparte. Ein solcher Artist, wenn er zum erstenmal erscheint, um einen Kopf zu arrangiren, betrachtet den Gegenstand von allen Seiten, bittet den Inhaber des Kopfes gen Himmel zu sehen, dann zur Erde, dann gradeaus; er läßt ihn gehen, tanzen, sich ausschnauben u. s. w. „Monsieur,“ sagt er dann, „es ist genug; ich „weiß jetzt, was Sie bedürfen, eine Mischung

„von Titus, Caracalla und Alcibiades.
„Betrachten Sie diese Büste, dies Tituslöckchen
„ist äußerst gütig, aber es ist höchst wichtig
„es mit der rauhen Strenge dieses Löck-
„chens von Caracalla zu vereinigen; um jedoch
„das letztere wieder aufzuheitern, fügen wir ein
„kokettes Alcibiades-Löckchen hinzu. Mein
„Gott, Monsieur, was waren Sie, ehe ich
„herein trat; ein Barbar hat ihr Haar
„fürchterlich verstümmelt. Ihre Farbe ist
„pâle foncé, glückliche Häßlichkeit! das ist gra-
„de die antike Couleur. Ihre Augen sind
„schwarz à faire plaisir, ihre Haare schwarz
„à faire horreur."

Genug. Ich schließe mit der allgemeinen Regel — (ob sie aber in diesem Augenblicke noch gültig sey, weiß Gott.) Wer in Paris für einen Elegant gelten will, muß frisirt seyn von Armand, berockt durch Catel, behos't durch Henry und beschuht durch Asthley. — Wem es aber grade nicht darum zu thun ist, unter solchen Leuten auf solche Weise zu glänzen, der kann auch in seiner täglichen oder mitgebrachten Kleidung gehen wohin er Lust hat; Niemand, von dem es die Mühe verlohnte ihn Jemand zu nennen, wird darauf

Acht geben. Mit einer Uniform kommt man am besten durch. Fast jedermann erscheint hier selbst in Civiluniform, die sehr verschieden und meistentheils geschmackvoll mit Gold und Silber gestickt ist. Die Uniform des National-Instituts zeichnet sich durch Geschmack und Einfachheit besonders aus, sie ist dunkelgrau, mit einer Guirlande von grünen Lorbeerzweigen gestickt.

---

3. Versuche zu Ehestiftungen.

Es vergeht in Paris selten eine Woche, in der nicht mehrere Herren, zuweilen auch Damen, durch die öffentlichen Blätter den Versuch machten, einen Gefährten des Lebens zu finden. Ob ein solcher Versuch oft oder selten gelinge, erfährt man freilich nicht; das erstere ist jedoch zu vermuthen, weil man sich sonst der Zeitungsblätter nicht so häufig dazu bedienen würde. — Vom eigentlichen Heyrathen ist wohl auch nicht immer die Rede, es ist meistentheils zweideutig ausgedrückt. Ich führe einige Beispiele an, die für den Sittenbeobachter mehr als ein Interesse haben werden.

„Ein Junggeselle von 40 Jahren, in der

„Literatur bewandert, ein aufgeweckter Gesell-
„schafter, von sanften Sitten, aus einer gu-
„ten Familie und ziemlich wohlhabend, sucht
„ein Mädchen oder Wittwe ohne Kinder von
„26 bis 34 Jahren, wohlerzogen, gefühlvoll
„(sensible) und auch nicht ohne Vermögen,
„à s'unir (um sich zu vereinigen) und
„glückliche Tage mit einander zu verleben." —
Soll nun dieses unir so viel als marier be-
deuten oder nicht? — Das weiß ich nicht. —
Man bemerke doch auch, welcher Werth bereits
wieder darauf gelegt wird, von guter Fa-
milie zu seyn.

„Ein Mann von 38 Jahren, sein eigner
„Herr, wohlhabend u. s. w. wünscht ein Frauen-
„zimmer zu finden, das etwas Vermögen habe,
„und Gesellschaft mit ihm machen
„wolle (veuille faire société avec lui.)" —
Das Wort Heyrathen ist abermals ver-
mieden.

„Ein sechzigjähriger gesunder Wittwer,
„ohne Kinder, mit 1400 Franken jährlicher
„Einkünfte, der seit 10 Jahren ein artiges
„Quartier bei den Tuilerien bewohnt, sucht
„eine Dame von schicklichem Alter (d'un age
„convenable), sanftem Character und eini-

„gem Vermögen, um ihr Propositionen „zu machen, die sie annehmlich finden könnte, „oder um sich auch von ihr Propositionen ma„chen zu lassen. Sein einziger Zweck ist ge„genseitiges Glück." — Auch dieser alte Corydon nimmt sich wohl in Acht, der Ehe zu erwähnen. Auch er macht, wie die übrigen, es zur ausdrücklichen Bedingung, daß das Frauenzimmer nicht arm seyn müsse. Uebrigens ist noch bemerkenswerth, daß er einen Werth darauf setzt, seine Wohnung nahe bei den Tuilerien zu haben. Für eine Französin ist das allerdings einladend.

„Eine junge Wittwe, interessant in jeder „Rücksicht, sowohl was den Character als auch „ihre körperliche Gestalt anlangt (intéressante „sous tous les rapports, tant pour le ca„ractère que pour le physique) gut erzo„gen, wünscht, weil sie ihr Vermögen einge„büßt hat, einer einzelnen Person Ge„sellschaft zu leisten." — Daß unter dieser einzelnen Person ein Mann verstanden wird, ergiebt sich schon aus der Anpreisung der Gestalt, die bei Damen überflüssig, vielleicht gar nachtheilig gewesen wäre.

„Eine Demoisell von 30 Jahren, von gu-

„ter Geburt, mit 16,000 Franken und einem „artigen Mobiliar-Vermögen, wünscht sich „rechtmäßig zu verbinden (s'unir legitime- „ment) mit einem Manne zwischen 30 und „45 Jahren, der gute Sitten, einen Platz in „irgend einem Büreau, oder statt dessen etwas „Vermögen hat." — Hier will sich denn doch endlich einmal Jemand rechtmäßig verbinden. Da aber das Wort legitimement durchaus bei das Wort unir gesetzt werden mußte, um diese Rechtmäßigkeit anzudeuten, so folgt klar, daß alle übrige, die blos von unir ohne Beisatz sprachen, auch die Ehe nicht darunter verstanden haben. Uebrigens sieht man aus diesem Beispiel, wie weit ein Mädchen mit 16,000 Franken und einem artigen Mobiliar-Vermögen gebracht werden kann, wenn es 30 Jahre bekennt und folglich 40 alt ist.

„Ein Mann von 63 Jahren, gesund, Witt-„wer, ohne Kinder u. s. w. sucht die Bekannt-„schaft einer Dame (mit allen den Eigenschaf-„ten begabt, wie sie gewöhnlich verlangt wer-„den) um ihr vielleicht seine Hand „anzubieten, wenn er sie vorher ei-„nige Zeit gekannt, und ihre beiderseitigen „moralischen Eigenschaften sie hoffen lassen,

„glücklich mit einander zu leben — oder, „wenn sie das vorzieht, blos ihr Interesse „mit dem seinigen zu vereinigen, „ohne ein anderes Band als das der Freund„schaft, auf welche sie von seiner Seite rech„nen kann.“

Einmal habe ich sogar gelesen, daß ein vormaliger Parlaments-Advocat für seinen reichen jungen Neffen auf diese Weise eine Frau suchte. Der wollte aber freilich schon höher hinaus. Sie sollte nicht weit über 18 Jahr, von guter Geburt, artig nnd liebenswürdig seyn, auch 25 bis 30,000 Franken baares Vermögen besitzen. Eine solche wurde ersucht, eine Zusammenkunft zu verstatten, um sich wechselseitig zu besehen und zu prüfen.

Fast mögte man aus diesen verschiedenen Beispielen, die ich ansehnlich vermehren könnte, folgern: daß die zweckdienlichsten Eigenschaften zum Heyrathen oder zum Vereinigen, bei den Parisern selten angetroffen werden, weil so viele sie außer dem Cirkel ihrer Bekannten suchen, die sich doch wohl Alle vorher in diesem Cirkel werden umgesehen haben. Mit den Bekannten mögen sie sich nicht einlassen, die noch Unbekannten mahlt ihnen die

Phantasie mit tausend Reizen und Vorzügen, die wohl auch in der Nähe verschwinden werden. Freilich sind es meist Hagestolze, oder gar schon alte Leute, die solche Wege einschlagen.

Gern mögte ich dem Leser nun auch berichten, wie einige dieser Verbindungen ausgefallen, aber das lassen die Herren und Damen nicht in die Zeitungen setzen.

---

4. Lustmädchen und was dahin gehört.

Die schmiegsamen Jungfrauen sind nicht allein noch eben so häufig als vor der Revolution, sondern ihre Anzahl scheint sich noch sehr vermehrt zu haben. Zwar dürfen sie jetzt ihre Werke der Finsterniß nur bei Nacht treiben, und auch die leichtfertigen Bewohnerinnen des Palais royal haben nur, wenn es dunkel wird, die Erlaubniß, unter den Arcaden dieses einzigen Pallastes herumzuschwärmen, aber dann kommen sie auch um so häufiger aus ihren Löchern hervor, und tragen bei jeder Witterung ihre nackten Reize zur Schau. Es ist unbegreiflich, wie diese arme Dirnen nur 8 Tage lang gesund bleiben können. Sie haben durchaus nichts anders auf dem Leibe, als

ein schneeweißes, sehr feines, dicht anliegendes Kleidchen, wahrscheinlich auch keine Hemden darunter, denn diese müßten sich wenigstens durch eine Falte verrathen, da die Mädchen sehr oft Reihenweis unter die hellerleuchteten Arcaden treten, und mit beiden Händen das feine Gewand um die Lenden nach hinten ziehn, damit von der Form gar nichts verlohren gehe. Rechnet man nun noch hinzu, daß ihre Kleider oben bis fast auf den Nabel, unten bis über die Waden aus- und abgeschnitten sind, so begreift man wahrlich nicht, wie sie es im December sechs Stunden lang aushalten mögen. — Zwar, unter den Arcaden haben sie doch noch einigen Schutz vor der üblen Witterung, gehn und stehn auch trokken; aber daraus scheinen sie sich nichts zu machen, sondern gern trotzen sie allen Unbequemlichkeiten auf offener Straße, wenn sie glauben, daß man da mit mehr Vortheil Netze auswerfen könne. Solch ein wildreiches Plätzchen muß wohl die Ecke der Straßen Vivienne und neuve des petits champs seyn, denn nie bin ich Abends aus dem Palais royal gekommen, ohne hier ein ganzes Häuflein versammelt zu finden, ja einmal, als ich mir die

Mühe nahm sie zu zählen, waren ihrer nicht weniger als vierzehn auf dieser einzigen Stelle. Es fiel ein kleiner Staubregen, der Platz war sehr kothig, aber alles das vertrieb keine. Indessen glaube ich bemerkt zu haben, daß sie weniger zudringlich sind, als sie vor 13 Jahren waren. Nur wo es dunkel ist reden sie die Vorübergehenden an; wo eine Laterne brennt, stellen sie sich bloß zur Schau. Von allen jenen vierzehn wagte nur eine einzige, sich einen Augenblick an meinen Arm zu hängen, und mich zu bitten, ich solle sie in meinen Pelz nehmen, weil sie sehr friere, (welches ich ihr ohne Schwur glaubte) sie ließ aber auch gleich wieder los, als ich ihr ein ganz trocknes: non, Mademoiselle! antwortete. Das einzige, was sie sich in solchen Fällen etwa erlauben, ist der halbneckende Vorwurf: vous étes cruel! Vor 13 Jahren hingegen waren sie oft fähig, bei dreien oder vieren einen Vorübergehenden zu umzingeln, und trotz seines ernstlichen Widerstrebens ihn mehrere Minuten aufzuhalten. Daher mogte es damals auch wohl erlaubt seyn, sie mit mehr Grobheit zurückzuweisen. Jetzt ist das anders. Ich wollte keinem rathen, diese Classe von

Bür-

Bürgerinnen unhöflich zu behandeln; sie rufen sogleich die Wache, und diese scheint angewiesen, sie möglichst zu beschützen; denn ich habe einmal in derselben obengenannten Straße einem solchen Vorfall beigewohnt, wo der junge Mensch, den dieses Schicksal traf, sehr heftig seine Unschuld betheuerte, aber von den Mädchen, die treulich zusammenhielten, überstimmt und von der Polizeiwache fortgeführt wurde. Uebrigens habe ich unter vielen hundert Geschöpfen dieser Gattung kaum ein paar hübsche gesehn. Vor der Revolution gab es manche feine, Sittlichkeit lügende Gesichter darunter, jetzt sehn sie alle sogar frech und gemein aus.

Viele Mohrinnen pfuschen jetzt auch den Pariserinnen ins Handwerk, und schauen aus ihren weißen Kleidern wie Fliegen aus Milchtöpfen hervor. Doch wenn ich nicht irre, haben sie noch eine Spur von Sittsamkeit übrig behalten; sie stehn gleichsam verschämt da, indessen ihre weißen Schwestern plappernd und lachend vorüber rauschen. Vielleicht kommt das aber auch daher, daß sie selten Liebhaber ihrer schwarzen Reize finden.

Am meisten hat mich die große Jugend

mancher dieser Unglücklichen empört; die ä l t e s t e unter ihnen ist gewiß nicht älter als 18 Jahr, und die j ü n g s t e — o Gott! — Ich begegnete einst im Garten des Palais royal einem Mädchen von etwa 12 Jahren, es war in der Dämmerung, das artige Kind ging mit niedergeschlagenen Augen, und es fiel mir gar nicht ein, sie zu jener Classe zu rechnen; aber eine ältliche corpulente Frau, die etwa 10 Schritt hinter ihr ging, hielt mich an, zeigte mit dem Finger auf das Mädchen und sagte: voilà Monsieur, ma petite debutante. — Ich hatte Mühe, ihr nicht ins Gesicht zu spucken. Die etwas vornehmere Classe der schmiegsamen Jungfrauen erscheint auch noch jetzt, wie vormals, in den Logen des theatre montansier. Diese Logen werden gut von ihnen bezahlt, und zwar sind nicht etwa m e h r e r e in e i n e r Loge, sondern jede sitzt einzeln, und je nachdem sie die Logenschließerin reichlich oder karg besoldet, führt diese ihr fremde, wollusttrunkene Gimpel zu. Zwischen den Acten wandeln diejenigen, die für diesen Abend noch unversorgt sind, in einem schönen großen Saale umher, der foyer heißt, wo sie beschaut und bedungen werden. Als ich in Paris war, entstand eines

Abends in diesem Saale ein Faustkampf zwischen zwei eifersüchtigen Schönen, der damit endete, daß beider ohnehin karge Bekleidung vollends Stückweise heruntergerissen wurde. Dieser Skandal, von dem ganz Paris einen ganzen Tag lang sprach, veranlaßte die Polizey, die Ausstellung der Waaren im foyer gänzlich zu verbieten, ein Verbot, welches natürlich nur einige Tage lang beobachtet wurde.

Die Lustmädchen wohnen größtentheils im Palais royal in den Entresols des ersten Stockwerks, wo sie am Tage an den offenen Fenstern stehn und laut singen, welches ihnen niemand verwehrt. Das ist denn der wahre Syrenen-Gesang. Bekanntlich hat jeder Pallast eine unendliche Menge von Abtheilungen, deren eine mir besonders merkwürdig gewesen, weil der ganze Roman eines Lüderlichen sich ohne allen Zeitverlust darin spielen läßt. Hoch oben nemlich, im dritten Stocke, ist ein Leihhaus, wo der Lüderliche gegen gutes Pfand den Beutel füllen kann. Von da steigt er eine Treppe tiefer, und findet ein Spielhaus, wo man ihm das Geld wieder abnimmt. Jetzt darf er nur eine halbe Treppe tiefer steigen, um seine Gesundheit bei ei-

nem Freudenmädchen los zu werden; wenn er von ihr geht, so erwartet ihn ein neuer Gefährte, die Verzweiflung, mit diesem begiebt er sich die Treppe vollends hinab in die parterre befindliche Bude, wo man Dolche, Pistolen und dergleichen verkauft; da kann er denn seinen letzten Heller anbringen, und sich ohne weitere Umstände vor den Kopf schießen. Man muß bekennen, daß einem Taugenichts das Leben und Sterben unmöglich bequemer gemacht werden kann.

Dagegen giebt es aber auch wieder eine große Menge Aerzte und Chirurgen in Paris, die den Verwüstungen des Wollustgiftes entgegen arbeiten, und mit wohlfeiler Menschenliebe den Leuten auf der Straße ihre Dienste anbieten. Man kann nie einen Fuß in das Palais royal setzen, ohne sogleich von allen Seiten kleine gedruckte Zettel in die Hand gesteckt zu erhalten. Die Weiber, welche dazu gedungen werden, besitzen eine so ganz eigene Geschicklichkeit darin, daß, wenn man auch die Hände gar nicht ausstreckt, man doch das Zettelchen plötzlich darin fühlt, ohne zu wissen wie es hinein gekommen, und die Geschwindigkeit dieser Frauen ist so bewundernswürdig, daß,

wenn der erste noch die Finger krümmt, um das Papier zu fassen, schon drei andere indessen es wieder empfangen haben. Restaurateurs, Schneider, Schuster, kurz alles, was gern bekannt oder nicht gern vergessen seyn möchte, empfiehlt sich auf diese Weise. Aber man kann darauf wetten, daß unter zehn solchen gedruckten Anpreisungen immer neun den Gegenstand betreffen, von welchem ich hier rede.

Der eine hat ein Berathschlagungscabinet (Cabinet de consultations), rühmt seine Kenntnisse und seinen moralischen Charakter, sagt, er sey unfähig das Volk zu betrügen, und auf die Schlachtbank zu liefern, (d'en faire des victimes) verspricht das Uebel bloß durch Pflanzen, ohne Tisane, und dennoch schneller als gewöhnlich zu heilen. Der Patron heißt Chauberge. — Ein anderer, Neuville, bietet seinen guten Rath gratis an, heilt die Lustseuche in 12 Tagen, und, wenn sie alt und eingewurzelt ist, in 20 bis 25 Tagen; seine Mittel sind wohlfeil, leicht einzunehmen, und von geringem Umfang, (d'un petit volume) man kann sie heimlich gebrauchen, seine Geschäfte dabei versehen, auch

reisen zu Wasser und zu Lande. Auch er bedient sich keiner Tisane, (gegen die, wie es scheint, die Pariser einen Widerwillen haben.) — Ein Dritter, Lambon, giebt sich das Ansehen vor jenen Charlatans zu warnen; er bedient sich, wie er sagt, keiner zurücktreibenden Mittel (repercussifs), welche die Krankheit nur masquiren, und die schlimmsten Folgen hervorbringen; er hingegen befolgt bloß die Methode der berühmtesten Aerzte. — Ein Vierter, Guillemain, verspricht bloß die Kranken nach der Kunst zu behandeln, (traiter selon l'art) ohne sich auf das wie einzulassen. — Ein Fünfter, Martinon, fordert nicht eher Bezahlung, als nach völliger Genesung, und die Armen, die ein Zeugniß ihrer Armuth von der Municipalität mitbringen, behandelt er gratis. Er verspricht auch die Personen beiderlei Geschlechts zu heilen, ohne sie zu sehen, auf die bloße einfache Anzeige ihrer Krankheit. — Ein Sechster, Sigun, rühmt sich schon ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben zu haben; ein Siebenter, Claude, empfiehlt nebenbei seine schmelzende Kügelchen (pastilles fondantes), als sehr heilsam reinigend. — Ein Achter, Ducluzeau,

hat schon 25 Jahr sein Handwerk getrieben, und glückliche Curen ohne Zahl gemacht.

Ich mag dem Leser nicht durch noch mehrere Beispiele beweisen, daß, wenn in Paris ein Jüngling den Armen der Wollust mit halber Gesundheit entrinnt, schon an jeder Straßenecke ein After-Aesculap auf ihn lauert, um ihm auch die andere Hälfte zu rauben.

Um diesen wie jenen Fallstricken zu entweichen, will ich hier allen Eltern, die ihre Söhne nach Paris schicken, allen Hofmeistern, die ihre Zöglinge dahin führen, einen sehr leicht ausführbaren Rath geben; man lasse nemlich die Jünglinge gleich am Tage nach ihrer Ankunft das physikalische und pathologische Kabinet des Professor Bertrand besuchen, welches gleichfalls im Palais royal, Nr. 23. neben dem Caffé de foi zu finden ist. Hier sind auf das lebendigste alle die schrecklichsten Folgen der Liederlichkeit in Wachs nachgebildet; mit einer Schauder erregenden Wahrheit ist alles dargestellt, und derjenige Jüngling, der, wenn er von dieser Schaubühne des höchsten und ekelhaftesten menschlichen Elendes hinweg, unter die Arcaden des Palais royal tritt, dennoch den Lockungen schnöder Wollust nicht zu wi-

derstehen vermag, an dem war schon nichts mehr zu verderben, ehe er noch nach Paris kam. Jeder einzelne, von der Lustseuche ergriffene Theil des Körpers, und jede Gradation dieses höllischen Uebels ist kunstreich nachgebildet, und am Ende dieser Furiengallerie liegt in Lebensgröße ein Jüngling auf dem Todtenbette, aus dessen erloschenen Augen und verzerrten Zügen, Schmerz, Schaam, Reue, und Verzweiflung sprechen. — Mich deucht, das Gouvernement sollte dem wackern Bertrand eine Stelle unter der Ehrenlegion anweisen. Ob der heilsame Eindruck, den seine trefflich ausgeführte Idee hervorbringt, bei Jünglingen lange dauern werde, das ist freilich eine andere Frage; denn das Laster herrscht über die Gegenwart, und die Tugend nur über die Zukunft, darum ist jenes mächtiger als diese; jenes giebt Genuß, diese nur Hoffnung; aber dennoch halte ich für unbezweifelt, daß ein Gang in dieses Kabinet gewiß schon manchen Jüngling vom Rande des Abgrunds zurückgeschreckt hat. Das Local ist dabei so vortrefflich gewählt; zu beiden Seiten desselben wohnen Freudenmädchen. — Außer den erwähnten Gegenständen findet man darin

auch noch sehr instructive Abbildungen vom ganzen Bau des menschlichen Körpers, Kinder vom ersten bis zum letzten Monat der Schwangerschaft, unzeitige Geburten, Hermaphroditen, Gebährerinnen, die Operation des Kaiserschnitts, Gewächse, Polypen, Hasenscharten, Pocken, Kuhpocken, Pest, Krebsschäden, allerlei Frauenzimmerkrankheiten, (wobei die Bemerkung geschrieben ist, daß man gewöhnlich die schwangern Frauen vielen Gefahren unterworfen glaube, daß aber die Mädchen und Wittwen oft mit weit schlimmern Uebeln kämpften, ohne daß man es ahne,)* die ganze innere Beschaffenheit des Menschen, der Kopf horizontal und perpendicular durchschnitten, Amputationen 2c. 2c. Kurz, es ist wohl unmöglich, für 30 Sous eine größere Menge von unterrichtenden Gegenständen zu betrachten. Nur muß ich auch bedauern, daß sehr zartnervige Personen es kaum aushalten werden.

Was ich jetzt noch hinzufügen werde, wird unglaublich scheinen, und ohne einen unverwerflichen Bürgen möchte ich es nicht wiederhohlen. Deutsche Aerzte nemlich, die ihren Aufenthalt in Paris wählen, sind anfangs viel zu bescheiden, sie bringen Schamhaftigkeit mit,

wollen vor Eltern und Geschwistern nicht von häßlichen Krankheiten mit den jungen Leuten reden, hören aber bald mit Erstaunen, daß diese ganz frei davon sprechen, und die Schwestern dabei sitzen, sich wohl gar ins Gespräch mischen, und diesen oder jenen vergessenen Umstand nachhohlen. Die Frauenzimmer sollen ein sehr geübtes Auge darin haben, Jünglingen anzusehen was ihnen fehlt. Einen solchen necken sie auch wohl, und sagen: il s'est brulé. —

O heilige Schaam! Kapellen hast du noch hin und wieder in Paris, aber Tempel nicht.

Das Thal von Montmorency und die Abtei St. Denis.

„Wollen Sie sehen, wo Rousseau gewohnt hat?“ fragte mich eines Tages Madame Recamier. — Ob ich das sehen will? ist das auch eine Frage? — „Nun, so finden Sie sich morgen früh bei mir ein, ich will Sie hinführen.“ — Früh ist es eigentlich bei einer Pariser Dame noch um ein Uhr Nachmittags, wo sie aufzustehen pflegt; doch die Grazien hatten sich diesesmal früher bei der Toilette eingefunden, und wir saßen um 11 Uhr schon im Wagen. An der Barriere vertauschten wir die städtische Equipage mit einer ländlichen, den verschlossenen Wagen mit einem offenen, die beiden stolztrabenden Kutschpferde mit einem raschen Postzuge. Obgleich in den letzten Tagen des November, gab es doch freundliche Sonnenblicke, eine frische erquickende Luft, welche die Wangen meiner schönen Begleiterin schminkte, und sie zwang, den indischen Shawl fester um die, wie gewöhnlich, leichte Beklei-

dung zu schlingen. Rasch flogen wir die Straße entlang, nach einiger Zeit kamen wir in ein Städtchen, es war St. Denis. — „Haben Sie die Ruinen der Abtei schon gesehen? die Gräber unserer vormaligen Könige?“ — Nein. — „So lassen Sie uns einen Augenblick aussteigen. Auch ich bin so oft hier durchgefahren, und habe meine Neubegier noch nie befriedigt.“ —

Wir nahmen den Weg zur Abtei. Ha! welch' ein imposanter Anblick! Diese tausendjährigen Mauern, von keinem Dache mehr geschützt, die dem Himmel zu sagen schienen: wir bedürfen keiner Decke um deinen Wettern zu trotzen — diese prächtigen, gleich Spitzen durchbrochenen Wände, die gestern für ein heutiges Fest erbaut scheinen, — diese gothischen Säulen, die seit zwölf Jahrhunderten die ausgespannten Gewölbe so leicht tragen, wie der Aetna die Wolken — dazwischen an der Außenseite die verstümmelten Zierrathen, die von den Vandalen geköpften Heiligenbilder — und endlich, beim Hineintreten, die öde Größe, die trümmerreiche Wüste, durch welche die nistenden Vögel flattern, und in der die Mehlfässer aufgeschichtet stehen. — Sonderbarer

Wechsel der Dinge! Hier, wo sonst nur der Wurm an Königen schmaus'te, wird jetzt den Menschen Brod verwahrt.

Ein alter Schweizer fand sich ein, der schon seit 40 Jahren seinen Dienst hier verwaltet, und die Abtey in ihren letzten herrlichen Tagen gesehen hatte. Er wandelt hier wie ein gespenstischer Ahnherr in der wüsten Burg, deren Pracht in seines Lebens Jugend ihm unverwüsthar schien. Seine Augen hingen an den kahlen Mauern mit einem bedeutenden Kopfnicken, als sey er da und dort von einem alten Freunde geschieden, dessen Bild jetzt vor ihm schwebe. Es waren die verschiedenen Denkmäler die da gestanden, und einen lebendigen Abdruck in seiner Seele zurückgelassen hatten. Der Mann war ein vollständiges Register alles dessen, was vormals diese weiten Gewölbe enthielten. Bei jedem Schritte hielt er uns auf; „hier stand einer Königinn Monument" — bei jeder Grube, in die er uns zu fallen warnte, mußten wir verweilen: „hier ruhte ein König oder Held." — Wir folgten ihm, manche Stufe hinab, in einen dunkeln unterirrdischen Gang. Zu beiden Seiten desselben ragten noch aus der Mauer die steiner-

nen Postamente hervor, auf welchen einst die Särge standen, und beengten dermaßen den Gang, daß die schöne Lebendige an meinem Arm sich fester an mich drängen mußte, um dem Ruhesitze der Todten auszuweichen.

Hier in dieser Dunkelheit, wo nur ein fernes Licht, gleich einer bessern Zukunft, uns entgegen dämmerte, schien des alten Mannes Stimme aus der Unterwelt herauf zu rufen: „Hier lag Ludwig XIV. und dort Türenne — hier Ludwig XIII., dort Bertrand du Guesclin" — und als wir fast durch den schmalen Gang hindurch waren, in dem Hoheit und Ehrgeiz von dreißig Königen Raum gefunden hatten, da blieb er mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte stehn und sprach halb in sich hinein: „diese Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten!"

Sein und unser düsteres Schweigen ehrte den Platz und füllte einige Minuten, in welchen Jeder mit seiner Wehmuth fertig zu werden suchte. Der Alte unterbrach die Stille, denn ihm lag noch auf dem Herzen uns zu erzählen, daß er dabei gestanden als man Heinrichs Sarg öffnete; daß der Leichnam unversehrt in wohlbekannter Gestalt da gelegen; daß

die entschlossensten umherstehenden Bösewichter, selbst Robespierre, bei diesem Anblicke unwillkührlich von ehrfurchtsvollem Schauer ergriffen worden; daß dieser und jener sich leise genähert, und verstohlen einige Haare aus Heinrichs Barte gezogen, die sie seitdem als kostbare Reliquien in Ringen tragen.

„Aber wo blieben all' diese Leichen?" — Auf Robespierr's Befehl sollten sie, Türenne ausgenommen, sämmtlich verbrannt werden — „und sind wirklich verbrannt worden?" — Hier stockte der Alte. Doch da er in mir wohl den Fremdling erkannte, und meine schöne Begleiterin so herzlich bewegt sah, faßte er Zutrauen, und bekannte, er habe die Gebeine nicht verbrannt, sondern sie etwa hundert Schritt von der Abtey in stiller Nacht begraben. Wir baten ihn, uns dahin zu führen. Er versprachs.

Wir traten jetzt aus der langen finstern Gruft in eine helle unterirdische Kapelle, wo noch viele Bildsäulen von Heiligen in Lebensgröße standen. Der Schweizer machte uns aufmerksam auf eine Jungfrau Maria, die, durch einen seltsamen Zufall, der unglücklichen Königinn Maria Antoinette so ähnlich sieht,

daß jeder, der diese nur einmal sah, bekennen muß, es gebe kein ähnlicheres Bild von ihr.

Aus dem beraubten Tempel des Todes stiegen wir wieder hinauf in die öden Hallen, an welchen die Zeit zum erstenmale wagt ihre Sichel zu wetzen. Der Alte schmeichelt sich es noch zu erleben, daß die Abtey wieder hergestellt werde, seine Hoffnung gründet sich auf einige Worte, die Bonaparte einst soll geäußert haben. Da der Bau aber große Summen kosten würde, so ist wenigstens vor der Hand nicht daran zu denken; doch wohl dem guten Greise, daß er noch hienieden an einer Hoffnung hängt! sie ist das letzte Oel zu seinem Lebenstochte; wer die ihm heute raubt, der findet ihn morgen todt.

Als wir die Abtey verließen, erfüllte er sein Versprechen, und führte uns, etwa hundert Schritt von da, auf einen kleinen Grasplatz, der sich durch nichts, durch gar nichts auszeichnete. Hier, auf einem Raume, den meine ausgebreiteten Arme umspannten, lagen unter meinen Füßen die Gebeine von mehr als vierzig Königen, Königinnen, Prinzen und Helden. Was in einer Reihe von Jahrhunderten die Oberwelt bewegt, oft umgekehrt, ge-

plagt,

plagt, oder beglückt hatte, dem allen hatte die Unterwelt ein Plätzchen zugestanden, eben groß genug für ein Kind, das seine Puppe herum tummelt. Wen Uebermuth und Ruhmsucht quälen, der fliehe auf die heilige Stätte! denn gleichwie die Furien den Orest am Eingang von Dianens Hayn verließen, so werden diese Leidenschaften ihm bis hieher nicht zu folgen wagen; ja vielleicht werden selbst, wenn er schon vom einfachen Grasplatze hinwegging, die Lauernden ihm nicht mehr schaden.

„Sind denn die Gebeine hier all' unter einander gemischt?" fragte ich den Schweizer, „Ach ja," sagte er, „ich hatte nicht Zeit sie „zu sondern, ich machte schnell eine Grube, „und warf sie alle hinein. Den einzigen, den „ich mir herauszufinden getraue, ist Heinrich „der Vierte, denn ihn habe ich zuerst hinab„geworfen, seine Knochen liegen ganz un„ten." — Ich vermuthe wohl, daß diese Thatsache Mehreren in Paris bekannt seyn mag; da aber noch manches Jahr, vielleicht noch manches Jahrzehend, verstreichen kann, ehe die Zeit wiederkehrt, wo jeder Franzose laut wünschen darf, die Gebeine des guten Heinrichs einer empörenden Vergessenheit zu

entreißen, so will ich, was ich erfuhr, in diese Blätter niederlegen. Und sollte der alte Schweizer, sammt Allen, die etwa den Ort kennen, indessen sterben, so kann der Platz doch, so lange ich lebe, nicht verloren gehn, denn ich vergesse ihn nie! —

Der Alte begleitete uns bis an den Wagen, und man sah ihm an, wie wohl es ihm gethan, sich einmal von Herzen ausreden zu können. Wir saßen lange stumm und bewegten in der Brust was wir gesehn, gehört. Es war eine würdige Vorbereitung auf den Anblick von Rousseau's Einsiedeley, die, als wir eine Weile im Thal von Montmorency herumgekreuzt waren, von einem buschigten Hügel uns bescheiden winkte. Als wir uns näherten, sah ich im Geist den botanisirenden Rousseau auf den Anhöhen unter den Bäumen, oder als gutmüthigen Zuschauer neben den Tanzplätzen der Bauern. Das Haus, welches jetzt im Sommer von dem liebenswürdigen alten Gretry bewohnt wird, ist sehr klein, sehr einfach, und wird im Winter nur durch eine alte Frau und ein junges Mädchen, ihre Tochter, bewacht. Wir fanden bloß die letztere zu Haus, die uns mit freundlicher Bereitwillig-

keit in Rousseau's Zimmer führte, dessen Tapeten noch die nemlichen sind, wie zu seiner Zeit. Ich setzte mich an denselben Tisch, an dem er horchend niederschrieb, was die Natur ihm dictirte; ich zog die Schublade heraus, und fand dasselbe Dintenfaß, dessen er sich bedient hatte; auf dem Kamin stand auch noch sein Leuchter. Ich schweige von meinen Empfindungen. Wenn die Vergangenheit den Menschen mit einer starken Erinnerung ergreift, so raubt sie ihm auch gleich die Sprache. Für die Gegenwart gab der Himmel uns Töne, für die Vergangenheit nur Seufzer. — Eine Taube flatterte im Zimmer umher, sie war so zahm, so gut — wir öffneten ihr vergebens das Fenster. Gern hätten wir an die Seelenwanderung geglaubt.

Wir stiegen hinab in das Gärtchen, wo Rousseau oft gepflanzt, gegraben. In einer Nische der Mauer steht seine Büste hinter einer Glasthür, darunter ein artiger Vers, der mir entfallen ist. Um der Fremden willen, die vielleicht nach mir dahin kommen, und, wenn sie meinen Namen unter Rousseau's Büste gekritzelt finden, mich einer lächerlichen Eitelkeit beschuldigen möchten, erwähne ich, daß nicht mir, sondern der schönen Hand meiner muthwilligen Begleiterinn, diese Sünde zugerechnet werden muß.

Ein wenig durchfroren traten wir in die Küche, setzten uns vor den Kamin, und hör-

ten die einfach rührenden Klagen des guten hübschen Mädchens mit an, dem man vor wenig Tagen seinen Bruder von der Seite genommen, und als Soldat zu einer fernern Bestimmung versandt hatte. Nur zwei Söhne besaß die alte Mutter, der ältere war schon längst hinaus, ich glaube an die spanische Gränze, und sie hatte nichts wieder von ihm gehört. Den jüngern, jetzt den einzigen, hoffte sie zu behalten, weil er ihr Stückchen Feld baute und sie ernährte — aber vergebens! er mußte fort. Von der Gränze der nächsten Provinz schrieb er noch einmal ein klägliches Lebewohl, und nun, — meinte die Schwester mit feuchten Augen — nun werden wir wohl auch nichts mehr von ihm zu hören bekommen.

Schon mannichmal hat die Frage sich mir aufgedrängt: wenn Rousseau zu den Zeiten der Revolution und nachher gelebt hätte, was würde er gesagt haben? — die Einsiedeley im Thal von Montmorency hätte ihn nicht vor traurigen Eindrücken geschützt.

Wir flohen bald, wie der Mensch zu thun pflegt, den Anblick eines Kummers, dem wir nicht abhelfen konnten. Auch wurde es spät, wir rollten nach Paris zurück. — Eine heitere Wehmuth bezeichnete den Rest dieses schönen Tages.

Das Kabinet der Antiken.

Die Zeit, deren Arme sich ins Unendliche dehnen, um alles zu umspannen, und, über das Meer der Vergessenheit hoch hinrauschend, alles hinabzuwerfen, läßt selten hie und da am Ufer dieses Meeres ein Stäubchen aus dem Arme schlüpfen, das der Mensch gierig auffängt und heilig bewahrt, als Erinnerung an das, was in den Wellen vor ihm begraben liegt. Das Beste und Schönste, was von entwichenen Jahrtausenden uns übrig blieb, bewahrt das herrliche, mit der Nationalbibliothek verbundene Kabinet der Antiken zu Paris. Noch ist leider kein Verzeichniß davon zu haben, aber der wackere zuvorkommende Inspektor des Kabinets, der berühmte Millin, ersetzt diesen Mangel dem Fremden vollkommen, und bei seiner unermüdeten Höflichkeit und Regsamkeit wird man nie gewahr, daß er selbst seine Zeit zum kostbarsten Opfer bringt. — Vormals standen die gelehrten Antiquare in dem Rufe der Pedanterie, sie mogten, außer ihrem Fache von

nichts wissen und mit nichts zu thun haben, am wenigsten paßten sie in muntere Gesellschaft; die Dichter hingegen schwatzten über alles, lachten gern und waren die Seele froher Geselligkeit. Heut zu Tage hat sich, wie Alles, auch dies geändert. Drei der gelehrtesten Antiquare, die ich persönlich zu kennen so glücklich bin, Millin, Böttiger und Köhler, sind zugleich die humansten Männer, die nicht allein keine Gesellschaft verderben, sondern wohl im Stande sind, eine verdorbene Gesellschaft, wie verschiedene Weinhändler ihren umgeschlagenen Wein, zu verbessern. Hingegen kenne ich große Dichter, die ihre zahl- und maaßlosen Ansprüche in Gesellschaften mit einer so steifen Derbheit zur Schau stellen, daß jede zarte Freude davon flattert. Millin ist ein sehr lebhafter, geistreicher Mann, mit blitzenden Augen. Sein Thé literaire, zu dem an jedem Mittwoch sich so manche ausgezeichnete, einheimische und fremde Gelehrte versammeln, ist schon oft beschrieben worden. Die Wände des Gesellschaftssaals sind durch die seltensten Werke kostbar tapezirt, und in der Mitte desselben steht eine große Tafel, auf welcher man beständig das Neueste und Beste

aus Literatur und Kunst, aus allen Sprachen, zur Schau ausgelegt findet. Man steht, sitzt, lies't, blättert, schwatzt in großen oder kleinen Gruppen, oder unter vier Augen, wenn's beliebt, ißt und trinkt dabei, wenn man hungert oder durstet; kurz, man erfreut sich des vielfachsten Genusses mit größter Ungezwungenheit verbunden.

Dem biedern Millin verdanke ich es, daß ich das Kabinet der Antiken mehr als einmal, theils allein, theils durch seinen Unterricht mir fruchtbar gemacht, gesehen habe. Als Kenner davon zu sprechen, ziemt mir nicht; aber der Leser wird es wohl gern hören, wenn ich ihm historisch aufzähle, was sich etwa in mein Gedächtniß grub, und das fromme Staunen, mit welchem ich diese Ueberreste des hohen Alterthums betrachtet habe, wird vielleicht sich Manchem mittheilen. An egyptischen Seltenheiten ist das Kabinet besonders reichhaltig. Ich schweige von der Menge der Götzenbilder, unter welchen die Isis mit ihrem Sohn Horus auf den Knieen, offenbar unserer heiligen Jungfrau zum Vorbild gedient zu haben scheint. Die berühmte, wohlerhaltene Isistafel, auf welcher die Figuren mit

Silber eingelegt sind, ist schon längst ein Gegenstand gelehrter Nachforschungen gewesen. Ein egyptisches Buch hat Bonaparte geschenkt; Schade, daß noch Niemand es zu lesen versteht. Mehrere Schriften auf Papyrus sind von Mumien abgelös't und sorgfältig aufgeklebt worden. Die auch noch vorhandenen Mumien sehen ziemlich zerlumpt aus, weil Cüvier sie anatomirt hat, um die Spezereien zu erforschen, mit welchen sie einbalsamirt worden. Allerlei Schmuck und kleines Hausgeräth der Egypter versetzt die Phantasie plötzlich in ihre Wohnungen, in ihr häusliches Leben. Da sind Löffel, Gabeln, Rechentafeln, Würfel u. dgl. Ein paar Mumien des Vogels Ibis, der bekanntlich von den Egyptern göttlich verehrt wurde, weil er ihre Gefilde von dem schädlichen Gewürm befreiete. Ein Altar, (eins der seltensten Stücke) mit Hieroglyphen beschrieben.

Der berühmte Sardonix*), Kaiser Augustus Apotheose darstellend, ist bekanntlich der größte geschnittene Stein in der Welt. Germanicus steht vor dem Tiber, und in den Wolken schwebt die Familie, lauter Portraits.

*) ist seitdem gestohlen worden.

Glücklicherweise haben die frommen Christen in dieser Vorstellung den Joseph zu erkennen geglaubt, wie er den Traum auslegt, und so ist dies Kunstwerk dem heiligen Zerstörungseifer entgangen. Dasselbe Glück hat eine allerliebste Büste von gleicher Materie gehabt, Valentinian vorstellend. Der ehrliche Heide ist lange bei christlichen Prozessionen als Heiliger herumgetragen und verehrt worden. Ein kostbarer Kelch, gleichfalls ein Sardonix, mag den frommen Communicanten wohl oft Heil und Trost auf die Lippen geträufelt haben, ist aber doch wohl vormals bei den Mysterien des Bacchus gebraucht worden, wie die eingeschnittenen Figuren zur Genüge offenbaren.

In demselben Schranke liegt die alte Krone der longobardischen Könige, auch die kleinere der Königinnen. Es sind nur Reife. Auf der ersten ist Agilulphus Nahme eingegraben. — Das Ceremonien-Schwerdt des Großmeisters von Maltha, wird durch die Erinnerung merkwürdig, wie es hierher gekommen. — Auf einer großen silbernen Schaale sind Scenen aus der griechischen Geschichte, zwar sehr künstlich, aber mit gewaltigen Zeitverdrehungen dargestellt. Interessanter noch war

daran ein teutsches Turnier, an welchem das Costum sehr treu ausgedrückt worden. — Einen halben Schritt weiter findet man eine Menge kostbarer Dinge aufbewahrt, die aus dem Grabe des Königs Clovis, Childerichs Vater, genommen worden. Der ehemalige Gebrauch mehrerer derselben läßt sich bloß vermuthen, nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein sehr altes Schwerdt und der königliche Siegelring befinden sich darunter. — Gleich daneben liegt eine goldene Kapsel in Form eines Herzens, in welcher vormals das Herz der Anna von Bretagne verschlossen war. Eine Inschrift sagt, daß es das beste Herz von der Welt gewesen. — Ach! die besten Herzen, die hienieden liebevoll geschlagen haben, bekommen selten goldene Kapseln.

An antiken geschnittenen Steinen ist die Sammlung hier so reich, wie wohl sonst nirgend, und was man hier, als zur zweiten oder dritten Classe gehörig, nur flüchtig übersieht, das würde an andern Orten für Schätze erster Ordnung gelten. Millin hat in seinen monumens antiques die vorzüglichsten und seltensten Steine beschrieben; auf dies treffliche Werk verweise ich den lernbegierigen Leser. Michel

Angelo's Siegelring aber hat, außer der Kunst, auch noch ein menschliches Interesse. Dasselbe gilt von mehreren Portraits bekannter Personen, deren Aehnlichkeit gerühmt wird. Die Königin Elisabeth ist mir durch ihre Häßlichkeit, und Maria Stuart durch ihre Schönheit aufgefallen. — Daß übrigens im Steinschneiden die Neuern sich wohl noch dann und wann mit den Alten messen dürfen, hat der Tyroler Pichler bewiesen, von welchem man hier einen Stein bewundert, mit dem er den größten Kenner, Winkelmann selbst, so vollkommen angeführt, daß dieser eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, und den Stein in Kupfer stechen lassen.

Die römischen Alterthümer, groß und klein, sind unzählig. Altäre nnd Grabsteine, Lampen aller Art, Urnen, Thränen-Vasen, Pferdegeschirre, Schlüssel, Schnallen, Glocken, Fingerhüte — ein Rad, vermuthlich von einem Staatswagen, — die ersten Münzen der Römer, auffallend durch Größe und Plumpheit. Daneben die seltensten griechischen Münzen. — Auf der Erde stehen vier große steinerne Tafeln, über und über mit sehr kleiner griechischer Schrift bedeckt. Sie enthalten

das noch vollständige Testament einer Griechin, die ihr Vermögen zu einer Sammlung von Kunstsachen vermacht. Daß sie zugleich eine gute gefällige Gattin gewesen, beweißt die Ursach, welche sie von diesem Vermächtnisse anführt, ihr Mann habe es nemlich gewünscht. — Viele, in Herculanum ausgegrabene Alterthümer werden jeden Beschauer interessiren. Es befinden sich unter andern ein paar plumpe goldene Armbänder darunter, welche man einem Skelett abgenommen, die aber doch bei weitem nicht so schwer sind, als sie aussehen. Ferner Dames-Ohrringe, die mir sehr unbequem geschienen.

Seltsam aufgefallen ist mir eine Tafel, auf welcher die Megarenser, auf Befehl des Orakels von Delphos, einem gewissen Orippos ein Ehrendenkmal errichtet, weil er den Preis des Laufens in den olympischen Spielen zum erstenmal ganz nackend errungen. Vorher pflegte man immer etwas um die Lenden zu behalten, das wenigstens die Stelle eines Feigenblattes ersetzen konnte. Doch je nackender der Preisbewerber war, je leichter mußte ihm wohl das Laufen werden; das Orakel hat also wahrscheinlich nicht die größere Geschicklichkeit

des Orippos, sondern vielleicht seine Verachtung der Vorurtheile belohnen wollen.

Neben einem merkwürdigen Stein mit phönizischer Schrift steht eine sehr alte, sehr ausdrucksvolle Büste eines methodischen Arztes, medicus asiaticus genannt, von dem die Inschrift rühmt, er habe viel Gutes und viel Böses in seinem Leben erfahren, und sey Oberhaupt der methodischen Secte gewesen.

Aeußerst interessant ist ein schöner Stein, größer als ein Kopf, mit Figuren und persepolitanischer Keilschrift, die, wo ich nicht irre, der gelehrte Lichtenstein in Helmstädt bereits zu erklären versucht hat. Es soll ein Klagelied seyn, ich begreife aber nicht, wozu der Stein gedient haben kann? Zum Aufrechtstehn ist er nicht gerichtet, denn er läuft oben und unten schmal zu; man sieht auch nicht, daß er irgend worin oder worauf befestigt gewesen. Zum Liegen ist er auch nicht eingerichtet, denn dann würde die Schrift auf einer Seite verdeckt werden. Ich verweise den Leser auf eine Abhandlung im teutschen Merkur.

Ich will manches und mannichfaltiges noch kurz zusammen fassen, um nicht lange bei Ge-

genständen zu verweilen, die gesehen und deren Werth empfunden werden muß.

Mehrere Kleinigkeiten aus Persepolis — eine kostbare, aber geschmacklose Schüssel eines persischen Fürsten, — Mumiensärge, — eine große Badewanne von Porphyr. — Eine große, zu Rheims gefundene und mit Goldstücken angefüllte goldene Schüssel, die vermuthlich in einem Tempel diente. Man erblickt darauf den Wettstreit im Saufen zwischen Hercules und Bacchus, der erstere ist offenbar schon ein wenig benebelt; auf dem Rande der Schüssel ist des Bacchus Triumphzug dargestellt, und Hercules wird betrunken nach Haus geschleppt. — Ein Aschenkrug von Porphyr, in welchem die goldene Bulle eines jungen römischen Patriciers gefunden wurde. — Allerlei christliche Alterthümer, Bischoffsstäbe u. dgl., die durch den bereits gehabten Genuß etwas unschmackhaft werden. — Die französische Königskrone. — Aufgestellte Rüstungen von Heinrich IV., Sully und Mehreren. — Chineser in ihren Trachten. Ein chinesisches Haus, in dem ein Holländer einen Besuch abstattet. Die ganze kaiserl. chinesische Familie, wovon eine

Prinzessin Tochter mit dem Kopfe wackelt. Ein chinesisches Gebäude von Elfenbein, so fein gearbeitet, daß man darauf schwören sollte, es wären Spitzen. Waffen, Pfeile, Kleider, Federn u. s. w. von Wilden aus allerlei Nationen u. s. w. Auch eine neuere Merkwürdigkeit befindet sich in dieser Art von Rumpelkammer, nemlich die sehr zusammengesetzte Platte zu den vormaligen Assignaten. —

Noch ein großer Schatz, mit dessen flüchtiger Erwähnung ich meine kurze Nachricht beschließe, ist das herrliche Münzkabinet, welches man gleichfalls hier aufgestellt findet. Es ist musterhaft eingerichtet. Die Städte liegen nicht mehr, wie vormals, in alphabetischer Ordnung, sondern die Länder beisammen, dann wiederum in jedem Lande die Städte einzeln, und zuletzt die Könige und Herren. Was man gewöhnlich schon in einzelnen Exemplaren für sehr selten hält, findet sich hier bei halben Dutzenden, z. E. die Münzen von Otho, doch nur Goldmünzen (denn kupferne giebt es nicht von ihm.) — Mit Bewunderung des Fortschreitens der Künste betrachtet man die Kindheit der Stempel-

schneiderkunst in der ersten Münzen der macedonischen Könige.

Mögte doch unser braver Landsmann, Winkler, der gleichfalls bei der Nationalbibliothek angestellt ist, seinem Amte so viel Zeit entwenden können, um ein Verzeichniß dieses einzigen Kabinets anzufertigen, oder vielmehr mögte es ihm zur belohnten Amtspflicht gemacht werden. Gewiß wäre, durch Fleiß und Kenntnisse, Niemand geschickter dazu als er.

Der Pariser Laufbericht.

So hieß eine schlechte deutsche Zeitung, die bis zu Anfang dieses Jahres in Paris herauskam, und, wie man sagt, von einem gewissen Doctor Seyffert, einem Sachsen geschrieben ward, der vormals Leibarzt des Herzogs von Orleans war, und sich während der Revolution durch gemäßigte Gesinnungen empfohlen (Andere behaupten, nicht empfohlen) haben soll. Doch das könnte uns jetzt gleichviel gelten, wenn er nur unsere Muttersprache nicht revolutioniren, und den Parisern weiß machen wollte, er schreibe eine deutsche Zeitung für die Franzosen. Sie ist nun zwar schon zu Grabe gegangen, diese drollige Mißgeburt, aber es verlohnt der Mühe, sie noch einmal aus der Vergessenheit hervor zu ziehen, damit sie den einzig möglichen Nutzen stifte, nemlich unser Lachen errege.

Diese Afterzeitung erschien mehrere Male wöchentlich, nie versäumte ich sie zu lesen, und

immer bemerkte ich mir auf ein Zettelchen die auffallendsten Worte. Daraus entstand endlich ein drolliges Wörterbuch, welches wohl am meisten unterhalten wird, wenn ich versuche, es in einen Zusammenhang zu bringen. Ich habe daher Briefe im Styl des Pariser Laufberichts und mit dessen eigenen Worten entworfen, die ich zum Scherz hier mittheile.

Mein Herr.

Ein Hirnfluß [1]), der daher entstanden ist, daß ich im Träubler [2]) meine Baarhouke [3]) nicht aufgesetzt, und der mir sogar einen Saftkrampf [4]) zuzog, hat mich abgehalten, Ihnen mein Schätzgefühl [5]) zu bezeigen, wie auch Ihnen die Merkgeschichtel [6]) des hiesigen Freithums der Franken [7]) mitzutheilen. Der Oberregsrath [8]) und seine Feldgehülfen [9]) und Nachschalter [10]), sind jederzeit übschäftlich [11]) bemüht, bald Staatsrenner [12]) fortzu-

1) Catharr. 2) Vendemiaire. 3) Perücke.
4) Fieberparoxysmus. 5) Achtung. 6) Anecdoten.
7) Französische Republik. 8) Erste Consul.
9) Adjutant. 10) Substitut. 11) practisirend.
12) Courier.

senden, bald das Hinterhaltsheer [13]) vor Ablauf [14]) zu schützen. In der Kriegskranken-Pflegerey [15]) ist während des Hitzers [16]) und Oebstlers [17]) ein Seuchdunst [18]) und Luftverdurb [19]) entstanden, welche den Traulingen [20]) des Stadtnaturforschers [21]) übel bekommen, und von den Gesundheitsbesorgern [22]) durch ihre Schriftführer [23]) regschäftlich [24]) angezeigt worden. Der kriegerische Vorschwung [25]) ist dem Schriftthum [26]) fristfältig [27]) ungünstig. Man sagt, im Keimer [28]) oder Blümner [29]) werde es losgehn, und so gar das buhlseuchige [30]) Hofgeweibe [31]) belobklatscht [32]) diesen Vorsatz. Ich lebe unterdessen ganz unfältig [33]), besehe die Oltdinge [34]), und gehe oft auf die Längenheitssachstube [35]) des

13) Reservearmee. 14) Desertion. 15) Militärhospital.
16) Thermidor. 17) Fructidor. 18) Miasma.
19) Miasma. 20) Patienten. 21) Stadtphysicus.
22) Officier de Santé. 23) Secretär. 24) officiell.
25) ist schwer zu erklären. 26) Literatur.
27) soll wohl heißen von Zeit zu Zeit. 28) Germinal.
29) Floreal. 30) kokett. 31) Hofdame.
32) applaudiren. 33) simpel. 34) Antiquitäten.
35) Bureau de longitudes.

Sternbeobachtungsthurmes [36]). Im helfeyderschen Freythum [37]) soll es jetzt unruhig aussehn. Wenn die guten Leute nur ihre Wortstäbung [38]) für Verbunztung und Sprachkrätze [39]) hüteten, gleich

Ihrem

Freunde

Hans Reinteutsch.

Ein dito.

Meine Frau [40]).

Ich eile, Sie von der neusten Schmücklaune [41]) und Behäublung [42]) zu unterhalten. Auf Späziergängen trägt man Heldinröcke [43]) wie auch Zärtel- und Fröstelröcke [44]) mit Knüpfflügeln [45]). Die Lauschhäubchen [46]) empfangen jetzt große Gunst [37]), auch die Türkenwickel [48]), und der wallschwester Putz [49]) wird mit Blitzsteinen und Putzeicheln verziert, findet aber seltnen Anwand [50]). Nilschlämmig und dürrlaubfarbig wird

36) Observatorium. 37) Helvetische Republik.
38) Sprache. 39) Verunreinigung. 40) Madam.
41) Mode. 42) Coeffüre. 43) Amazonen.
44) Douilletten. 45) Zum Zuknöpfen.
46) Cornetten. 47) sind beliebt. 48) Turban.
49) weiß ich nicht zu erklären. 50) wird wenig getragen.

geliebt, das ist alles was ich von der Putztracht [51]) zu sagen weiß. Jetzt komme ich auf mich selbst. Seit dem Windner [52]) hat mich die Liebe zu Ihnen ganz rippsüchtig [53]) gemacht. Ich habe eine Stockfäftigkeit in den Schläpferdrüsen, und oft solche Suchtsfälle [54]), daß ich hundert Walzstöße [55]) in einer Zaude [56]) zähle, mags [57]) die Abflatung [58]) mit Hülfe des Arzeneyvermittlers [59]) und seiner Wißgenossen [60]) gehörig unterhalten wird. O jeder meiner Blutwalze [61]) schlägt für Sie! wann werden Sie einmal gesänftet [62]) werden! wann werde ich mit holder Abmundung [63]) das Wort von Ihnen hören: Ich liebe dich! — Ich bin zwar nur ein armer lehrwißlicher [64]) Schriftthumler [65]), aber durch viele Anheischige [66]) habe ich gute Einnahme. Sprechen Sie, von welchem Augenblicke darf ich mein Glück bezeiten [67])? O hätt' ich

51) Mode. 52) Ventose. 53) Hypochonder.
54) Paroxysmen. 55) Pulsschläge. 56) Minute.
57) obgleich. 58) Stuhlgang. 59) Apotheker.
60) Collegen. 61) Puls. 62) sanfter.
63) Accent. 64) theoretischer. 65) Schriftsteller.
66) Abonnenten. 67) datiren.

Eilreuter [68]), oder lieber noch eine Wortschleuder [69]), um Ihnen täglich in jeder Selbe [70]) zu wiederhohlen, wie sehr mein Herz Sie in Erächtniß nimmt [71]), und wie ich mich für eingekaysert [72]) und eingekönigt [73]) halten werde, so bald ich mich ganz nennen darf

Ihren

Hans Reinteutsch.

Damit man jedoch nicht glaube, ich wolle mich bloß über den guten Hans Reinteutsch lustig machen, und mehr auf seine Schultern bürden, als er zu tragen verdient, so will ich eine von ihm selbst gebaute Periode ganz unverändert hieher setzen.

„Die Sprachreinigung, Freund, ist, tief„denkend betrachtet, vielleicht der stärkste Mit„theil einer wahren Grundanlage der Glück„seligkeit eines gesitteten Volkes; sie bereitet „das Grab des von der Wildniß überbrachten „und gesittet so kostlästigen Betruges, vermin„dert die den Völkern so lästige Streitfechte„rey u. s. w. kurz, ein gemeiner Verstand „reiner Sprache vermehrt das Vernunftlicht,

68) Courier. 69) Telegraph. 70) Sylbe.
71) 72) 73) Eigene Ausdrücke des Laufberichts.

„vermindert die wilde Macht der Einbildung, „erklärt das reiche Vorgetümmel (?) und „schwächt die Menge des in gesitteten „Staatsversellungen überbleibenden Unter„tümmels." (?) — Was sagen nun meine Leser zu diesem Vorgetümmel und Untertümmel?

Hier auch ein Pröbchen seines Witzes.

Die Schülerin und der Rechen-Meister.

Die Schülerin. Bin ich schon weit im Rechnen, Herr Lehrer?

Rechenmeister. Gewiß, meine Schöne, schon an der 9.

Endlich auch noch ein Beweis, wie gut der Mann von allem unterrichtet ist, was, die deutsche Sprache betreffend, in seinem Vaterlande vorgeht.

Friedrich der Zweite, sagt er, sey bis zum siebenjährigen Kriege ein Feind der deutschen Sprache gewesen, dann aber habe er Gellerts Schriften alle gelesen, und ihm versprochen, gleich nach dem Kriege in seinen Staaten alles mögliche für die hochdeutsche Sprache zu thun. Er habe auch Wort

gehalten, und seitdem blühe das Hochdeutsche in den preußischen Staaten. Aus dieser Liebe endlich für das Deutsche, habe Friedrich darauf bestanden, daß der Teschner Friedensschluß deutsch geschrieben werde. — Das Lateinische werde jetzt nur noch von Quacksalbern gebraucht.

Natürlich konnte ein solches dem Unsinn geweihte Blatt, sich keine lange Dauer versprechen; es ist aber seitdem, durch einen andern Redacteur besser ausgestattet, aus dem Dunkel wiedes an's Licht getreten.

Criminal-Justiz.

Die Neubegier trieb mich in das Palais de justice, um dem gerichtlichen Verhör eines Delinquenten beizuwohnen. Im Hintergrunde eines großen Saales erblickte ich drei Richter in langen schwarzen Amtskleidern, mit Baretten auf den Köpfen, sitzend an einer Tafel. Hinter ihnen an der Wand las ich mit großen goldnen Buchstaben eingegrabene Gesetze, welche den Richtern einschärften: daß sie nie ungehört verdammen, nie eine härtere Strafe auflegen sollten, als das Gesetz vorschreibe u. s. w. Den Richtern zur Rechten, auf erhöhten Bänken, saßen die Geschwornen in gewöhnlichen Kleidern. Zur Linken, den Geschwornen grade gegenüber, und noch erhöhter, befand sich der Angeklagte zwischen zwei Soldaten. Zu den Füßen des Angeklagten saßen zwei Rechtsgelehrte, seine Vertheidiger. Vor der Tafel der Richter, und mit dem Rücken gegen dieselben gekehrt, schrieb ein Protocollist, links und rechts, wo die erhabenen Sitze auf-

hörten, befanden sich abermals zwei Schreiber, hinter welchen die huissiers standen, die so oft es nöthig war, laut Silence! riefen. Den Richtern grade gegenüber waren niedrige Schranken, die sie vom Volke schied, und an deren innern Seite eine Banke herlief, welche für die Zeugen bestimmt war. Hinter diesen Schranken befand sich abermals ein eingeschlossener Raum, welcher drei oder vier Bänke faßte, theils um die Zeugen nach abgelegtem Zeugniß aufzunehmen, theils für distinguirte Personen unter den Zuschauern. Dann folgten noch eine Menge Bänke hinter einander, die von einer niedern Volksklasse eingenommen waren, und endlich ein großer Raum zum Stehen für den Pöbel. Das Ganze gewährte in der That einen imposanten Anblick. Der Saal war sehr angefüllt, und auch oft geräuschvoll, doch konnte man sehr deutlich bemerken, daß, so oft ein Geräusch entstand, es nicht auf fremde Gegenstände, sondern auf die verhandelte Sache sich bezog, deren Untersuchung der ganze Haufe aufmerksam verfolgte.— Ich muß hier abermals die gastliche Höflichkeit der Franzosen rühmen. Als ich kam, war das Verhör schon in vollem Gange, und ich mußte

mit einem Platz hinter dem Pöbel vorlieb nehmen. Kaum aber hatte mein Lohnlaquay dem nächsten huissier einen Wink davon gegeben, daß ich ein Fremder sey, als dieser mir sogleich bis zu den Bänken der gemeinen Leute verhalf; und kaum hatte mich hier wiederum einer der Protocollisten wahrgenommen, als er mir Platz machen und die Schranken der nächsten Bänke öffnen ließ, wo ich denn zum Theil unter den Zeugen saß und alles sehr gut sehen und hören konnte.

Der Delinquent war ein junger muthwilliger Banqueroutier. Ein Zeuge nach dem andern wurde vorgerufen, der mittelste Richter oder Präsident that die gewöhnlichen Fragen an ihn, nach Namen, Alter, Stand, Verhältnissen mit dem Angeklagten u. s. w., dann fügte er eine kurze Ermahnung hinzu, die Wahrheit getreulich zu berichten, ließ ihn aber nicht schwören. Endlich schloß er mit den Worten: Erklären Sie, Bürger, (denn hier allein hört man noch etwas von Citoyen, und hier ist es auch ganz an seiner Stelle,) erklären Sie, Bürger, den Geschwornen was Sie von der Sache wissen.

Der Zeuge wendet sich hierauf an die Geschwornen und erzählt. Die Geschwornen bleiben stumme Zuhörer, der Präsident aber thut, wo es ihm nöthig scheint, Fragen dazwischen, und, wenn er nichts mehr zu fragen weiß, ersucht er den Zeugen sich wieder auf seinen Platz zu verfügen. Dann kehrt er sich zu dem Angeklagten, sprechend: Habt ihr etwas gegen die Aussage des Zeugen einzuwenden? worauf denn dieser seine Einwendungen vorbringt, der Zeuge auch wohl zum zweitenmal aufgerufen wird, und so gewissermaßen ein Gespräch zwischen dem Angeklagten, dem Präsidenten, und dem Zeugen entsteht, wobei alle drei sich einer gewissen Urbanität beflissen, und das Harte, was sie etwa zu sagen hatten, doch immer in einem höflichen, völlig leidenschaftlosen Tone vortrugen.

Der junge Banqueroutierer, ein Meubelhändler, schien mir ein großer Spitzbube. Trotz seiner Jugend wußte er sich immer sehr gut zu fassen, schob alles auf seine Mutter, deren Geschäfte er bloß geführt, da er selbst das erforderliche Alter noch nicht habe, und — wenn er nicht weiter konnte — so läugnete er geradezu. Der Richter wußte ihn jedoch

einigemal ganz fein in seiner eigenen Aussage zu verwickeln, und dann entstand jedesmal eine Art von Beifallsgemurmel unter dem versammelten Volke, das einen sehr richtigen Tact voraussetzte.

Mit wahrem Vergnügen brachte ich wohl einige Stunden hier zu, da aber die Zahl der abzuhörenden Zeugen sehr groß war, so konnte ich das Ende nicht abwarten. Als der mir am nächsten sitzende Schreiber merkte, daß ich gehen wollte, näherte er sich mir sehr höflich, und benachrichtigte mich, daß am dritten des kommenden Monats ein noch weit interessanteres Verhör statt finden werde, als das heutige, zu welchem er mich einlade, wenn es mir Vergnügen gewähre. Dieses Zuvorkommen, welches ich schwerlich irgendwo in Deutschland hätte erwarten dürfen, überraschte mich in der That. Ich dankte ihm herzlich, und ermangelte nicht mich am bestimmten Tage einzufinden.

Diesesmal waren der Angeklagten nicht weniger als vierzehn. Da nun jeder seinen eignen Soldaten bei sich hatte, so war auf den für sie bestimmten Bänken kaum Platz für alle. Dazu kam noch, daß die rothen Federbüsche

der Soldaten viele Gesichter der Delinquenten verbargen, und dadurch manche physiognomische Bemerkung verhinderten. Sie hatten sämmtlich an der Fabrication falscher Banknoten Theil genommen. Ein Kupferstecher, Nahmens Duclos, der sich anheischig gemacht hatte, die Platten zu stechen, spielte die verhaßte Rolle des Angebers, und wurde so eben abgehört, als ich hereintrat. Aus mehreren Aeußerungen der Angeklagten erhellte ziemlich deutlich, daß der Patron sie schwerlich verrathen haben würde, wenn er so viele Vorschüsse bekommen hätte, als er unaufhörlich verlangte. Nach seiner Anzeige an die Obrigkeit bediente sich die Polizei seiner, um die übrigen zu fangen. Er lockte sämmtliche Spitzgesellen zu einem Diner in Lyon. Keiner ahnete den Verrath, und so fielen sie alle auf einmal den Aufpassern in die Hände.

Die Vertheidiger der Angeklagten warfen ihm diese Hinterlist bitter vor. Sie führten unter andern an (und er konnte es nicht läugnen), daß Einige der Verhafteten mehreremal gegen ihn geäußert: sie wollten die Sache aufgeben, es reue sie, sie wollten nichts weiter damit zu thun haben. „Warum," so apostrophirten sie

den Angeber sehr feierlich, „warum sagtet ihr „diesen nicht, was ihr vorhattet? traten diese „auch bei, so mußten die übrigen von selbst „auseinander gehn, und vierzehn Haus„väter wären nicht in dieses unabsehbare „Elend gestürzt worden.“

Duclos stotterte und wußte nichts zu erwiedern. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter dem Volke antwortete statt seiner.

Der erste Delinquent war ein kecker Patron, er läugnete alles frisch weg trotz der bündigsten Beweise. Seine immer wiederhohlte und einzige Antwort war: ich weiß von alle dem nichts. Der zweite machte es beinahe eben so. Der Richter verstand aber das Fragen sehr gut, und verwickelte die Leugner oft in ihre eigne Aussagen. — Der Dritte erzählte die ganze Geschichte sehr aufrichtig, und wurde einigemal von seinen Thränen unterbrochen. Nachdem er die Erzählung vollendet hatte, fügte er die rührenden Worte hinzu: „Zu meiner Entschuldigung weiß ich weiter „nichts zu sagen, als: ich kam aus St. Do„mingo, hatte alles verlohren, Niemand wollte „mir helfen, und meine Kinder hungerten.“ — Der Mensch war gewiß mehr Unglücklicher als

Bösewicht. — Die Meisten wurden verdammt, mit einem F. auf der Schulter gebrandmarket zu werden und sechs Jahre Ketten zu tragen. Ob, wenn diese sechs Jahre verflossen sind, der Monsieur Dûclos nicht noch die Folgen seiner Angeberei spüren wird, steht zu erwarten. Die Delinquenten schienen sehr erbittert gegen ihn und das Volk nicht minder. Es war sehr merklich daß es, vor dem Richterstuhl des Gewissens, ihn für strafbarer hielt als Jene.

Im Ganzen habe ich von der jetzigen Procedur der Franzosen bei Criminalverhören eine sehr günstige Meinung bekommen, und ich wüßte in der That nicht, wie sie zweckmäßiger eingerichtet werden könnte.

Das Nachmachen des gemünzten sowohl, als des Papiergeldes, ist jetzt ein häufig vorkommendes Verbrechen, zu welchem das große Elend treibt. Aber je sinnreicher die Fabrikanten sind, je wachsamer ist die Polizey. Am 22sten October wurde einer Namens Pescio St. Simon guillotinirt, weil er die neuen Fünffrankenstücke mit Bonaparte's Bildnisse nachgemacht hatte. Er kaufte zum erstenmal für 6 Sous Gemüse, und wechselte einen seiner falschen Thaler, den man sogleich für falsch er-

erkannte, dem Wechsler nachsetzte, und ihn einhohlte, als er abermals um 4 Sous Toback mit seiner fabricirten Münze bezahlen wollte. Sobald er jedoch merkte, daß er in Gefahr sey, ließ er sein Geldstück fallen, und entsprang glücklich. Einige Tage nachher trieb ihn der Hunger doch wieder heraus, er wagte sich zu einem Fruchthändler, in dem Augenblicke, als nur die Frau desselben in der Bude war, von der er vermuthlich wußte, daß sie ein blödes Gesicht habe. Ihr gab er ein Fünffrankenstück, sie verließ sich aber nicht auf ihre Augen, sondern rief ihren Mann herbei, der es sogleich für falsch erkannte, und den Pescio ersuchte, mit ihm zum Polizeycommissair zu gehn. Statt der Einladung zu folgen, lief er davon, der Fruchthändler hinter ihm her, aus vollem Halse schreiend. Sogleich arretirten ihn die Vorübergehenden; als sie aber hörten, warum man ihn der Polizey ausliefern wollte, bemühten sie sich, (welches sehr merkwürdig ist,) ihn wieder durchschlüpfen zu lassen. Offenbar sieht also das Volk dieses Verbrechen nicht so schwarz an, als es sollte, und es bestätigt sich hier abermals, daß der größere oder mindere Abscheu dagegen, bloß von der Art

und Weise abhängt, wie die Staatsgelder überhaupt eingetrieben, oder verwandt werden.

Pescio kam dennoch nicht mehr durch. In dem Augenblicke seiner Verhaftnehmung machte er sich noch verdächtiger, indem er ein Papier wegwarf, in welches noch vier falsche Frankenstücke gewickelt waren. Er bekannte sogleich alles, nannte auch einen Mitschuldigen, einen Gensd'arme, von der sogenannten élite à cheval. Am 29sten Vendemiaire wurde er guillotinirt.

Sehr löblich scheint mir die Gewohnheit, den ganzen Proceß mit sammt dem Urtheil, durch öffentlichen, gedruckten Anschlag bekannt zu machen.

Gemüthsstimmung der Pariser.

Wenn man nicht wüßte, daß es überhaupt eine unvertilgbare Unart der Menschen ist, immer die Zukunft, nie die Gegenwart zu genießen, und folglich, wenn nun die Zukunft wirklich zur Gegenwart wird, des Genusses bereits überdrüßig zu seyn; wenn sage ich, diese Erbsünde nicht auf allen Adamskindern haftete, so sollte man die Franzosen für inconsequenter halten, als die übrigen Erdbewohner, denn ihre Revolution sammt allen daraus entsprungenen Folgen haben sie herzlich satt, und die meisten wünschen die gute alte Zeit zurück.

In einer Diligence führte der Zufall zehn Personen von verschiedenen Ständen zusammen: einen Unterofficier, Landeigenthümer, Küster, Arzt, Zeitungsschreiber, Autor, Holzhändler, Advokaten und Juden.

„Schade, daß wir Frieden haben," hub der Soldat an, „im Kriege hoffte ich mein „Glück zu machen, so aber bleibe ich immer „nur Sergeant."

Der Landeigenthümer. Freilich, die ganze Welt mag umgekehrt werden, wenn Sie nur avanciren. Ich wünsche zwar auch Krieg, aber aus ganz andern Ursachen: die Kornpreise werden immer geringer, das Brod ist fast umsonst zu haben.

Der Holzhändler. Ach! wenn wir nur wieder ein paar tüchtige Winter erlebten! aber der Kalender des Herrn Lamark verkündet nichts als Nebel, Regen und Südwind. Ja sonst, da hatten wir noch zuweilen 18 Grad Kälte, aber jetzt —

Der Advocat. Gott sey Dank, daß es warm bleibt! Die Advokaten müßten ja erfrieren. Man hat die Zahl der Rechtsgelehrten dermaßen vergrößert, man hat Friedensrichter und Vergleichsbüreaus eingeführt, man droht uns sogar mit einem Civilgesetzbuch wie in Preußen. Ja, sonst konnte man bei 40 Jahren sich mit 40000 Livres jährlicher Einkünfte in Ruhe setzen.

Der Zeitungsschreiber. Wenn ihr klagt, was soll ich thun? Im Kriege gab es täglich gewonnene und verlohrne Schlachten, belagerte und eroberte Städte, tausend widersprechende Verordnungen, überall Aufruhr; da

war keine Provinz, kein Städtchen, die nicht ihr Erdbeben, ihre Ueberschwemmung gehabt hätten, und wie die Elemente, so kämpften auch die Partheien mit einander; aber da ist plötzlich ein Mann gekommen, der, wie Neptun, alles zum Schweigen gebracht hat. Höchstens giebt es einmal eine Höllenmaschine, oder ein paar Steine, die aus dem Monde herabfallen.

Der Arzt. Seitdem man nicht mehr Ader läßt und nicht mehr so viel Tisane zu trinken giebt, ist unsre Kunst verlohren. Die Vapeurs und Nervenkrankheiten sind ganz aus der Mode, keine hübsche Frau will auch nur ein paarmal wöchentlich in Ohnmacht fallen, um interessant zu erscheinen. Im Gegentheil, sie laufen mir nichts dir nichts halbnackend herum, und bekommen höchstens eine langweilige Schwindsucht.

Der Küster. Das ist es eben, was auch mich in Verzweiflung bringt. Ich hatte das Begraben in meinem Kirchspiel gepachtet, und rechnete wenigstens auf zehn Todte wöchentlich. Ich bin ruinirt.

Der Arzt. Meine Schuld ist es nicht. Von meinen Kranken stirbt immer richtig die Hälfte.

Der Jude. Uns geht es am schlimmsten. Jedermann will heut zu Tage Jude seyn. An jedem Hause lies't man: bureau de prêt, mont de piété, u. s. w. Der Name Jude wird ganz vergessen. Man geht, wenn man Geld braucht, zum Ersten, Besten, Christ oder Jude, und wird vom einen wie vom andern bedient. Ueberdies hat man den Termin der Volljährigkeit leider abgekürzt, und die jungen Leute haben gar zu viele Mittel sich selbst zu helfen. Unter dem ancien regime hatten wir vier Jahre länger zu arbeiten, und das waren gerade die rechten Erndtejahre.

Der Autor. Und ich, meine Herren! liege ich denn auf Rosen? Meinen Sie, dem Schriftsteller fließe Milch und Honig? Seit 20 Jahren schreibe ich, und sehen Sie, wie mein Rock aussieht. Alles hab' ich versucht, nichts ist gelungen. Ich hatte meinen Gläubigern ein herrliches Schauspiel verpfändet; eh bien! es ist ausgepfiffen worden, denn man hat keinen Geschmack mehr. Endlich schrieb ich ein treffliches Werk über das gelbe Fieber, als es grade in Cadix herrschte. Was geschieht? kaum ist mein Buch gedruckt, so hört

das Fieber auf, und da liegen nun die Exemplare wie Blei. Ja, vor alten Zeiten, ehe man die Buchdruckerkunst erfand, da galt ein Schriftsteller noch seinen Preis. Anno 1471 bezahlte Ludwig XI. 100 Goldthaler und 12 Mark Silber für eine Copie eines schlechten arabischen Buches über die Arzeneikunst. Unter Ludwig XIII. gab der Cardinal Richelieu 600 Livres für sechs Verse. Das waren gute Zeiten!

Der Soldat. Unter Carl dem Kahlen gab es eine Schlacht bei Fontenay, wo 100000 Mann auf dem Platze blieben und die Unterofficiere schnell avancirten. Das waren gute Zeiten!

Der Landeigenthümer. Anno 1336 war die Hungersnoth so groß, daß die Menschen sich untereinander aufaßen, und das Maaß Mehl 50 Franken kostete. Das waren gute Zeiten!

Der Arzt. Anno 1269 herrschte eine so furchtbare Pest in Paris, daß täglich 150 Personen starben. Die Aerzte konnten nicht herumkommen —

Der Küster. Und die Küster nicht Gräber genug bestellen. Ach ja, das waren gute Zeiten!

Der Advocat. Vor der Reform der Tribunäle hatte ich täglich wohl 10 Processe zu plaidiren, Bittschriften zu überreichen ꝛc. Zwanzig Familien weinten alle Morgen vor meiner Thür. Das waren gute Zeiten!

Der Jude. Ehe die Banquiers, Mäkler, Wechsler, Leihhäuser, Frömmigkeitsberge, u. s. w. in Schwang kamen, da waren gute Zeiten, denn alles gehörte uns. Damals nahm man auch die beschnittenen Thaler, heut zu Tage wiegt man alles.

Der Holzhändler. Anno 1709 froren alle Flüsse in Frankreich zu, alle Holzvorräthe waren erschöpft. Ach! die herrlichen Zeiten!

Der Zeitungsschreiber. 1793 und 94 gab es alle Tage Conspirationen, wöchentlich drei bis vier Volksaufstände, monatlich 7 bis 8 Schlachten, in jedem Canton einige Massacren, jeden Morgen 150 revolutionaire Verurtheilungen, jeden Abend 50 bis 60 Nationaldecrete, Reden, Motionen, ꝛc. ꝛc.

Obwohl dieses ganze Gespräch nur zum Scherz erfunden seyn mag, (da es sich in der ganzen Welt mit Wahrheit parodiren ließe) so kann man doch ähnliche Aeußerungen überall hören. Ganz zufrieden ist eigentlich keiner,

nicht einmal der Emporkömmling, denn er sieht noch einen andern Emporkömmling über sich und meint, die Stelle habe ihm gebührt. Das ist der Lauf der Welt.

Die Greuel der Revolution werden allgemein verabscheut, theils von Herzen, theils um die Mode mit zu machen. Diejenigen, die an jenen Greueln thätigen Antheil genommen, werden nicht verfolgt, sondern vergessen; nicht einmal Groll scheint man mehr gegen sie zu hegen. Barras lebt zu Brüssel unter Menschen, welchen er viel Böses zugefügt hat, und die dennoch freundlich mit ihm umgehen.

Daß die Pariser sich der alten Zeiten nicht ungern erinnern, wird bei hundert Gelegenheiten, und aus hundert kleinen Zügen bemerkbar. Das Portrait Ludwig des Sechszehnten findet man in allen Bilderläden. Am Abend meiner Ankunft besuchte ich die Oper Adrien, und hörte mit Erstaunen die Worte: fidèle à mon roi, enthusiastisch beklatschen. — Der sogenannte Pallast des Tribunats heißt wieder allgemein Palais royal, die letzte Post vor Paris, poste royale, die Straße de la loi wird häufiger wieder rue Richelieu genannt. — Eine Posthalterin zwischen Lyon

und Paris, sagte wehmüthig, als sie den Stern auf meinem Kleide erblickte: en vous voyant, Monsieur, nous renaissons. — Leute, die ihre Dienste anbieten, zählen es unter die Empfehlungen, vormals von Adel gewesen zu seyn. Eine Dame, die einen Platz suchte, führte ausdrücklich an: sie sey die Tochter eines Ludwigsritters, und eine andere rühmte sich in derselben Absicht ihrer adlichen Abkunft; ja, diese letztere ließ öffentlich in die Zeitung drucken: sie wünsche bei einem Herrn oder Dame de sa classe die honneurs de la table zu machen. — Die Minister werden wieder Excellenz genannt; die Livreen vermehren sich täglich.

Die gelesensten Blätter vertheidigen den Adel oft geistreich. Ein gewisser Familienstolz, sagt man, ist jedem Rang und allen Classen eigen. Vor der Revolution fand sich der Bürger so gut als der Edelmann, durch eine Reihe rechtschaffener Ahnen geehrt, die etwa adliche Bedienungen gehabt hatten. Selbst der Landmann erkundigte sich sorgfältig, ehe er seine Tochter verheirathete, nach der Familie des künftigen Schwiegersohnes. Eine Art von Adel war selbst den Bauerhütten nicht fremd,

dort bestand er in der Achtung vor dem Alter, und der anerkannten Redlichkeit einer Familie.

Die Philosophie hat jene Gefühle zuweilen herabgewürdigt, die Revolution sie gar zerstören wollen; Alles rief mit Juvenal: Stemmata quid faciunt! was kümmern uns Voreltern? — Die Weisheit grauer Jahrhunderte hat diese Frage längst beantwortet. Schon im Alterthume fängt jeder Mensch, der über seinen Namen und Stand befragt wird, damit an, seine Väter zu nennen. Sie sind gewissermaßen seine Bürgen. Die homerischen Helden unterlassen es nie. Plato selbst hält es nicht für zu gering, zu bemerken, daß Alcibiades, durch den Eurysaces, bis zu Jupiter hinauf rechnen konnte, und daß Socrates den Dädalus und Vulcan zu Ahnherrn hatte. —

Was ist das für ein Volk, das bei den olympischen Spielen sich das Geschlechtsregister des Leonidas hererzählen läßt? Was ist das für ein Volk, das die Geduld hat, von der Rednerbühne herab, den Cäsar die lange Reihe seiner Ahnen nennen zu hören? — die Griechen! die Römer! — Man wäge: auf einer Seite die Uebereinstimmung aller

Völker, aller Zeiten, unter allen Regierungen und Formen derselben; auf der andern die Weisheit einiger Tage, der man die große Entdeckung verdanket, daß ein Sohn mit seinem Vater gar nichts zu schaffen hat.

Was allgemein ist, kann kein Vorurtheil seyn. Nicht nur Europa, selbst die neue Welt hängt an diesem Glauben, und kein Wilder in Nordamerika verläßt seine Wohnung, ohne die Gebeine seiner Väter mitzunehmen. Das älteste bekannte Volk, die Chineser, verehrt seine Voraltern sogar noch abgöttisch. Vom Pallast bis zur Hütte sucht der Mensch sein Andenken auf kommende Jahrhunderte fortzupflanzen. Von diesem Wunsch beseelt säet der Greis den Saamen eines Baumes, dessen drittes Blatt er vielleicht kaum erleben wird. Durch seine Voraltern (das heißt Erinnerungen) hängt er mit der Vergangenheit zusammen; durch seine Kinder (das heißt Hoffnungen) mit der Zukunft. In der physischen Ordnung der Dinge gehn die Individuen unter, die Gattungen bleiben ewig; eben so in der moralischen. Der ist kein guter Mensch, der alle unsere Genüsse gleichsam isoliren und auf den gegenwärtigen Augenblick beschränken will.

So räsoniren heutzutage die nemlichen Franzosen, die noch vor wenigen Jahren augenblicklich zum Laternenpfahl mit demjenigen gewandert seyn würden, der sich unterstanden hätte, dergleichen laut werden zu lassen.

Gesellschaften und Vergnügungen.

Gesellschaften giebt es freilich wohl noch, aber ohne Geselligkeit. Eine fremde Dame, welche schon seit mehreren Jahren in Paris ein großes Haus macht, klagte mir einst: die Leute vom nouveau regime seyen uneiniger unter sich selbst, als wenn sie mit denen vom ancien regime zusammen kämen. Die Letztern wären dann auch wieder gespalten, weil ein Theil der Altadelichen mit den neuen Menschen Umgang hält, ein anderer hingegen zu stolz oder zu arm dazu ist. Hierzu kommt noch, daß man die liebenswürdigsten Altadelichen nur sehr selten bei sich sehen kann, weil sie zu entlegen wohnen, nicht so viel übrig behalten haben, um einen Fiacre bezahlen zu können, und man doch nicht wagt, ihnen einen Wagen zu schicken.

Ist es nun aber endlich gelungen, drei Menschen bei sich zu versammeln, so herrschen auch gewiß drei verschiedene Meinungen in dieser kleinen Gesellschaft. Das Mißtrauen

gegen einander steht lesbar in ihren Zügen, daher eine zerhackte Unterhaltung, Peinlichkeit des Wirths, und folglich keine Geselligkeit.

Die Mittagsgesellschaften sind noch erträglich, weil die Tafelfreuden sie würzen, aber die abendlichen Zusammenkünfte, wo man kommt, geht, im halben Zirkel sitzt, wo kein Gespräch allgemein wird, und jeder sich ängstlich nach einem umsieht, dem er sagen könne, was heute für Wetter ist; wo die Frau vom Hause, mit nicht immer glücklich verhehlter Verlegenheit, bald diesen, bald jenen zu unterhalten strebt, indessen der Herr Gemahl bloß dadurch als Herr vom Hause kenntlich wird, daß er sich nicht die geringste Mühe giebt seine Langeweile zu verbergen, und sich höchst nachläßig auf alle Sofa's streckt — ja, solche Assembleen, denen ich auch ein paarmal beizuwohnen das Glück gehabt, bestätigen leider auffallend die Bemerkungen jener geistreichen fremden Dame.

Eine geschmackvolle Wirthin sucht natürlich alles hervor, um ihren nicht Karten spielenden Gästen einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, und man bedient sich dazu vorzüglich dreier Mittel, die allerdings vortrefflich, nur

aber meistentheils schwer zu erlangen sind. Das erste ist der Abbé Delille, der berühmte Dichter, der die Gefälligkeit hat, in Häusern, wo er bekannt ist, seine Verse herzusagen, (nicht herzulesen, denn er ist fast ganz blind,) der Genuß des Zuhörers beschränkt sich dabei nicht bloß auf die mancherlei Gedichte selbst, die sein erstaunenswürdiges Gedächtniß alle auswendig weiß, und die größtentheils aus schön versificirten neuen Wendungen alter Gedanken bestehn; sondern man erfreut sich auch vorzüglich der unbefangenen Kindlichkeit des alten Mannes, die man überall, und besonders in Paris, so selten trifft. Sehr gern erinnere ich mich eines Abends, den ich mit ihm bei der eben so geistreichen als liebenswürdigen russischen Fürstin Dolgorucki zugebracht habe. Er war gern in dem Hause — und wer wäre da nicht gern? — denn die aufmerksame Wirthin kannte schon alle seine kleinen Wünsche und Bedürfnisse, und kam allen zuvor; selbst für fromage à la Crême, den er gern ißt, war gesorgt. Dagegen unterhielt er uns mit den schönsten und feurigsten Bruchstücken seiner ungedruckten Werke, und so oft einer der Mitgäste ihn an

dies oder jenes vormals Gehörte erinnerte, war er gleich so gefällig, es zu wiederhohlen. Schade nur, daß er so außerordentlich schnell spricht, daß selbst Franzosen Mühe haben, ihm zu folgen, für Ausländer aber nothwendig vieles verloren geht.

Man begreift leicht, daß dieses erste treffliche Mittel, eine Gesellschaft zu unterhalten, nur in der Macht derjenigen steht, welche Delille mit seinem Wohlwollen beehrt. Hierzu kommt noch, daß es nicht einmal immer von ihm selbst abhängt, ob er kommen will oder nicht, denn er wird, wie alle Dichter, von seiner Frau beherrscht. Ohne diese mit-einzuladen, ist kein Besuch von ihm zu hoffen. Da nun Madame Delille singt und ihr Gesang ihren Gemahl entzückt, so muß auch dafür gesorgt werden, daß ein Instrument bereit stehe sie zu accompagniren. Während ihr Gatte im Declamiren eine Pause macht, ist es der Höflichkeit gemäß, Madame Delille zu ersuchen eine Probe ihrer Kunst abzulegen; sie weigert sich ein wenig, giebt aber nach, und dann sitzt der Abbé Delille neben ihr am Klavier, hingerissen von der Schönheit ihres Gesanges. Dagegen ist sie auf das zärtlichste für seine

schwache

schwache Gesundheit besorgt, und giebt nicht zu, daß er zu viel Fromage à la Crême esse.

Ein zweiter nicht alltäglicher Zeitvertreib in den ersten Häusern in Paris, ist die Gesellschaft irgend eines vorzüglichen Schauspielers, besonders Talma oder Lafond. Diese sind so gefällig, aus allen Trauerspielen ihres Repertoirs die schönsten Scenen oder Monologe mit allem Aufwand ihrer Kunst zu declamiren; auch wohl andere lyrische Gedichte darunter zu mischen, und das gewährt allerdings zuweilen Stundenlang einen herrlichen Genuß. Von Talma, dem Einzigen, werde ich noch bei einer andern Gelegenheit sprechen. Lafond zeichnet sich besonders durch ein äußerst angenehmes Organ und eine einnehmende jugendliche Gestalt aus, im übrigen ist er als Schauspieler ganz Franzose. Doch ist sein Spiel im Zimmer weit gemäßigter, und ich werde seinen Orosman, (besonders die Worte: Zaire vous pleurez?) wie auch den Traum aus Athalia, nie vergessen. — Wie leicht ließe dieses treffliche Unterhaltungsmittel sich auch in teutsche Gesellschaften einführen; wie angenehm wäre es nicht, Bruchstücke von Schiller oder Göthe gut declamiren zu hö-

ren, ohne durch ein lärmendes Parterre um die Hälfte gebracht zu werden; wie manchen gebildeten und wohlerzogenen Mann giebt es nicht auch unter unsern Schauspielern, der eine aus den ersten Ständen zusammengesetzte Gesellschaft nicht verunzieren würde; aber — da stoße ich plötzlich auf ein unübersteigliches Hinderniß! Unsere Schauspieler sind herzlich froh, wenn sie auf der Bühne ihre Rolle mit Hülfe des Souffleurs hergestottert haben, unsere Schauspieler wissen nichts auswendig, können den Souffleur nicht eine Minute entbehren; dem Franzosen hingegen fehlt nie ein Wort, er spricht, als ob ihm die Rede nur so eben aus dem Herzen flösse, und bedarf nie einer Zurechtweisung. Das ist also für uns Teutsche nichts.

Das dritte Unterhaltungsmittel endlich ist die Music. Ich verstehe darunter nicht eigentliche Concerte, sondern das Spielen und Singen einzelner Personen, vom Klavier oder von einem andern Instrumente begleitet. Es wäre undankbar, hier nicht der jungen schönen Gemahlin des Staatsraths Regnaud de St. Jean d'Angely zu erwähnen, welche wirklich

schön und lieblich singt, und z. B. eine Scene von Gluck mit tiefem Gefühl vorträgt. Wo aber nun die Wirthin vom Hause solche Vorzüge nicht besitzt, da ist man besonders bemüht, den berühmten Sänger Garat in die Gesellschaft zu ziehen, und man wird schon mehrere Tage vorher ausdrücklich auf ihn, wie auf Delille, eingeladen.

Aber welch ein Unterschied zwischen ihm und Delille! Dieser ist vielleicht zu gefällig, Jener besitzt den unausstehlichsten Künstlereigensinn und Uebermuth, den ich jemals zu verachten Gelegenheit gehabt habe. Dreimal fand ich mich ein, um ihn zu bewundern. Das erstemal hatte er sehr gewiß versprochen zu kommen, blieb aber ganz aus. Das zweitemal (bei Madame Regnaud de St. Jean d'Angely) kam er zwar, aber sobald ich ihn erblickte, wußte ich schon woran ich war. Er trat in eine große geputzte Gesellschaft nachlässig gekleidet, in Stiefeln und mit verworrenem Tituskopf, gab sich Airs, wie vormals nur ein verzogener Höfling gethan haben mag, und war durch keine Bitten dahin zu bringen, daß er gesungen hätte. — Das drittemal — bei

der tieffühlenden Verfasserin der Valerie — machte er es eben so. Ich sah lange von fern zu, wie man ihn mit Bitten bestürmte; da ich aber sehr deutlich in seinen Zügen las, daß diese Bitten ihm nicht unangenehm, sondern ein nicht zu unterlassendes Vorspiel waren, das noch lange dauern konnte, ich hingegen solchen Ziererеien in den Tod feind bin, so schlich ich fort, grade einige Minuten vorher, ehe er zur Gnade sich neigte, kann also sein Talent nur auf Hörensagen rühmen.

Daß Delille, Talma, Lafond und Garat nicht grade allein das Privilegium haben, den ersten Pariser Cirkeln einen geistigen Genuß zu gewähren, versteht sich von selbst. Es giebt wohl wenige gute Häuser, in welchen nicht ein oder mehrere Vertraute der Musen heimisch wären; und wer nur zu essen geben kann, der hat auch gewiß, aus Mode oder Geschmack, einige der schönen Geister, von welchen Paris wimmelt, an seiner Tafel. So fand ich z. B. bei Frau v. Beauharnois den alten Retif de la Bretonne (der einem gutmüthigen Faun gleicht, und dessen Romane wohl keinem meiner Leser unbekannt seyn werden)

Cailhava (dessen Buch l'Art de la Comédie einst gelesen, und dessen Schauspiele einst gespielt wurden), Dorat Cubieres (eigentlich Palmeseaux, der, ich habe vergessen warum, Dorats Nahmen angenommen), Volmeranges, (der Verfasser verschiedener Boulevard-Stücke) Vigée, (ein angenehmer Dichter und besonders guter Declamateur) u. s. w.

Wer nun aber nicht so glücklich ist, oder nicht Lust hat, seine Gesellschaften auf diese Weise zu beleben, ja, der muß wie gewöhnlich zu den Karten seine Zuflucht nehmen. Doch bleiben freilich in guten Häusern auch immer noch Leute genug übrig, die nicht spielen, und unter welchen ein Fremder immer sehr interessante Bekanntschaften macht. Da trifft man auch wohl zuweilen mit Fremden zusammen, denen man im Vaterlande zu begegnen nicht das Glück hatte, und ich entsinne mich unter andern mit großem Vergnügen, bei dem amerikanischen Gesandten Herrn Livingston, den Grafen Rumford gefunden zu haben, den mein Herz schon längst verehrte. Die Gegenwart dieses achtungswerthen Menschenfreundes und die der höchstliebenswürdigen Schwieger-

tochter des Gesandten (einer jüngern Schwester der Venus pudique) hätten schon allein hingereicht, jede Erwartung des Fremdlings zu befriedigen.

Noch hab' ich eines Hauses nicht erwähnt, wo Anstand, Fröhlichkeit und geistreiche Unterhaltung zwanglos vereinigt sind; ich meine das Haus des preußischen Ministers, Marquis von Luchesini, dessen Geist sich nie erschöpft, wie seine Gefälligkeit nie ermüdet. Die in der großen Welt erforderlichen Talente, die er Alle in einem ausgezeichneten Grade besitzt, haben einen leichten Firniß über die Eigenschaften seines Herzens gezogen, der aber so durchsichtig ist, wie der Firniß auf einem köstlichen Gemählde, und folglich nur dient, ihm Glanz zu leihen. Sein Geschmack ist so geläutert, und seine Kenntnisse sind so mannichfaltig, daß er mit der größten Leichtigkeit hier einen Politiker, dort einen Philosophen, hier einen Dichter, dort einen Künstler, Jeden in seinem Fache unterhält und in jedes Fach zu gehören scheint. Dabei leuchtet unverkennbar eine gewisse Gutmüthigkeit hervor, die seinem Gaste Behaglichkeit

und Zutrauen einflößt. Alle die Annehmlichkeiten, welche sein Haus ihm verdankt, weiß seine geistreiche Gemahlin noch zu erhöhen, und es wird wohl kein Fremder, der das Glück gehabt hat, ihm näher anzugehören, Paris ohne eine bleibende dankbare Erinnerung verlassen.

Außer den *ersten* Häusern (wenn nemlich *Glanz* den Rang bestimmt) giebt es auch noch manche, die in *anderer* Hinsicht Anspruch auf diesen Rang mit Recht machen dürften, und in welchen den Karten wie der Langenweile der Zutritt versagt ist. Dahin gehören z. B. die Häuser mehrerer Staatsräthe, die bekanntlich größtentheils aus dem Stande der Gelehrten gewählt worden. Des edlen Lagrange habe ich schon irgendwo erwähnt. Ihm gleicht Fourcroy, der den Ruf eines großen Gelehrten mit dem eines hinreißenden Redners verbindet, und die gewählteste Gesellschaft an seiner runden Tafel sammelt. Auch Perrégaux, der erste Banquier der Regierung, weiß durch anspruchlose Gastfreiheit sein Andenken dem Fremden lieb zu machen. Es würde mich zu weit führen,

wenn ich alle die Häuser nennen wollte, wo ächt französische Urbanität die Geselligkeit fesselt; es sind ihrer viele, und doch bleiben sie nur Ausnahmen, denn die Wuth, große Cirkel zu bilden, ist allgemein.

Einige große Mahler und ihre Atteliers.

Der Ruhm von Davids Sabinerinnen ist schon durch ganz Europa geflogen, und hat nicht zu laut geblasen. Es ist ein herrliches Gemälde! Krittler tadeln manches, z. B. die Stellung des Römers, und was weiß ich was sonst noch. Ich habe vor lauter Genusse nicht zum Tadeln kommen können. Der angreifende Sabiner ist die Schöpfung eines großen Meisters! und wie poetisch ist das Bild gedacht! welch' eine lebendige Einbildungskraft hat es hervorgezaubert! — die Weiber rollen ihre Kinder zwischen die Streitenden — da hat sich ein zartes Weib um die Knie des Sabiners geschmiegt — kann der rauhe Mann ihr widerstehen?— Ha! ein Bild voll schmerzlichen Lebens, und dennoch hat das Genie des Meisters ein Mittel gefunden, einen Contrast von heiterer Ruhe anzubringen — wie? wird

man schwerlich errathen, und es ist doch so natürlich. Zwischen den Füßen des Römers liegt eins der hingeworfenen Kinder, welches eben seine ersten Zähne zu machen scheint, und deshalb ganz unbefangen mit dem Finger im Munde spielt. Dies zarte spielende Kind unter dem wuthschnaubenden Helden macht großen Effect.

Wenn die deutschen Künstler consequent sind, so dürfen sie das Bild freilich nicht loben, denn es sind wahrhaftig noch mehr Kinder darauf, als in meinen Hussiten vor Naumburg vorgekommen. Da nun dieses Stück, besonders der Kinder wegen, so gründlich bespöttelt worden, so hoffe ich, werde es dem wakkern David nicht besser ergehen, denn er und ich haben ganz aus der Acht gelassen, daß bei Darstellung einer Geschichte, in welcher Kinder die Haupttriebfeder der Handlung sind, durchaus keine Kinder sich zeigen müssen.

Man bezahlt, um die Sabinerinnen zu sehen, eine Kleinigkeit beim Eintrit, und kann auch zugleich eine Broschüre kaufen, in welcher David dieses Verfahren mit dem Beispiel der

Alten entschuldigt, und behauptet, daß ihm vorzüglich daran gelegen sey, die Urtheile des Publikums auf diese Weise wie Apelles zu sammeln; da mag er denn auch wohl auf manchen Schuster stoßen. — Nach andern Nachrichten soll es ihm nebenher gar nicht gleichgültig seyn, auf diese Weise bereits 60,000 Livres eingenommen zu haben.

Indessen stehen noch ein Paar Bilder in seinem Attelier, die wohl so viel werth sind, als die Sabinerinnen, und die er einem Kunstliebhaber gratis zeigt. Die Horazier, die eben den feierlichen Schwur aussprechen, möchten wohl in Hinsicht auf Composition, Simplicität und Kraft, den Sabinerinnen noch vorzuziehen seyn; denn vielleicht ist es wahr, was manche den Sabinerinnen vorwerfen, daß man beim Anblick, besonders des Römers, sich nicht enthalten kann, an die französische Oper zu denken. Die Hände der schwörenden Horatier sind unaussprechlich schön.

Minder hat mir Brutus gefallen, der seine Söhne zum Tode verdammt. Zwar ist der Ausdruck im Kopfe ganz gelungen, so wie

die krampfige Angespanntheit seines ganzen Körpers, die bis in die Fußzeh sichtbar bleibt. Aber das Bild ist gleichsam in zwei Theile getheilt, die Mutter mit den beiden Töchtern und der Großmutter, sind durch eine Säule, und durch ein ausgespanntes Tuch gleichsam abgesondert. Herrlich ist die zusammensinkende Figur der einen Tochter. Vielleicht würde sie etwas zu groß seyn, wenn sie sich aufrichtete. Ist es wahr, was man gewöhnlich behauptet, daß das Verhüllen den höchsten Grad des Schmerzes ausdrücke, (woran ich doch zweifle,) so möchte es besser gewesen seyn, statt der Großmutter, die Mütter sich verhüllen zu lassen. Ein schöner Gedanke aber ist es, daß Brutus sich auf den Altar der Roma stützt, als seinen einzigen Trost in der schmerzlich erfüllten grausamen Pflicht.

Gérard.

Auch dieser brave Geschichtsmahler ist Dichter, das beurkundet sein herrlicher Belisar; denn die höchst poetische Situation, in welche er auf diesem Bilde den blinden Greis gesetzt hat, ist seine eigene glückliche, doch herzzerrei-

ßende Fiction. Der Jüngling, welcher Belisar zum Führer dient, ist, durch den Stich einer Schlange verwundet, gestorben. Belisar trägt ihn fort, die Schlange hängt dem Jüngling noch am Fuße; die Sonne ist eben im Untergehen begriffen. Der arme Blinde, seines Führers beraubt, hat in unwegsamen Gegenden den Pfad verloren, die Nacht ist da, er sucht mit dem Stocke seitwärts einen Weg, und weiß nicht, daß gerade vor ihm ein Abgrund ist, dem er bereits ganz nahe steht. Das Bild erschüttert unglaublich. Der Athem stockt dem Beschauer. Man streckt unwillkührlich die Arme aus, um den blinden Greis vom Abgrund hinweg zu ziehen, oder man wendet sich schnell ab, um nicht Zeuge seines Sturzes zu seyn.

Da bei der bloßen Geschichtsmahlerey die Kunst eigentlich nach Brodt geht, so hat auch Gerard, wie andere seines gleichen, sich zum Portraitmahlen herabgelassen; doch weiß sein Genie jedes Portrait zu einem Tableau zu machen, das, Trotz der täuschenden Aehnlichkeit, den höhern bleibenden Werth durch seinen Pinsel erhält. Ich habe treffliche Ge-

mählde der Art bei ihm gesehen. Die Generalin Mürat z. B., die Schwester des ersten Consuls, an einem Tische, halb stehend, halb sitzend, und auf dem Tische eine Wiege, mit ihrem jüngsten schlummernden Kinde, und das ältere um ihre Kniee spielend, beide Kinder völlig nackend. Auch Madame Recamier's noch nicht vollendetes Portrait in Lebensgröße, einer Venus gleich, unter einem dünnen Schleyer ruhend, ist ein sehr liebliches Gemählde.

D r o u a i s.

Leider hat der Tod diesen jungen hoffnungsvollen Künstler hingerafft. Er starb zu Rom an einem hitzigen Fieber, im 25sten Jahre, eben als er Riesenschritte zur Vollkommenheit that. Er war der einzige Sohn einer wohlhabenden Frau in Paris, der nichts von ihm übrig geblieben, als sein Marius, dargestellt in dem Augenblicke, da der Cimbrier zu ihm hereintritt, um ihn zu ermorden; ein treffliches Bild, welches er der geliebten Mutter aus

Rom schickte, und welches, so viel man auch schon dafür geboten, um keinen Preis ihr feil ist. Aber sie läßt es gern jeden Kunstliebhaber sehen, sie empfängt die Fremden, die diesen Wunsch ihr äußern, mit vieler Höflichkeit, und findet selbst einen Genuß darin, den hier noch lebenden Geist ihres einzigen Kindes bewundert zu sehen. Wenn man das Bild lobt, so treten ihr gleich die Thränen in die Augen. — Die Gestalt des Marius ist wirklich ausnehmend schön, aber unrichtig scheint mir die Idee, daß der Cimbrier, weil er seinen Blick nicht ertragen kann, den Mantel vor die Augen hält. So drückt kein mordlustiger Cimbrier seine Ehrfurcht vor einem großen Manne aus.

Isabey.

Er ist eigentlich ein Miniaturmahler, man findet aber in seinem Attelier Stücke, deren Vollendung bewundernswürdig ist. Ich empfehle besonders einen alten Mann mit

einem Jüngling, das Vollkommenste was ich jemals in der Art gesehen habe. Madame Tallien rief aus, als sie dies Bild sah: ça pue l'huile.

Sehenswürdigkeiten.

Ich werde unter dieser Rubrik noch einiges kurz zusammen fassen, wovon zwar viel zu sagen wäre, wovon aber ich grade nicht viel zu sagen weiß.

Desaix's Denkmal.

Es ist sehr geschmackvoll, und verziert einen Brunnen auf einem öffentlichen Platze, in dem aber noch kein Wasser ist. Die Inschriften sind kurz und kräftig. Was mir aber sehr mißfällt, ist, daß man am Fuße des Denkmals die Namen aller derjenigen eingegraben hat, welche durch Subskription zu Errichtung desselben beigetragen. Diese steinerne Pränumerantenliste ist mir komisch vorgekommen. Glücklicher Weise ist sie so angebracht, daß die Wasserschöpfenden sie bald auslöschen werden.

Les Chevaux de Conquête.

Die berühmten vier Rosse, die manche artige Reise in der Welt gemacht, und, ich weiß nicht wie lange, sogar im Wasser gelegen haben, stehen jetzt einzeln vertheilt auf dem schönen Gitter, welches den Hof der Tuilerien vom Carousselplatze scheidet. Ich war sehr neugierig sie zu sehen, sie haben aber nur einen schwachen Eindruck auf mich gemacht. Es sind vier recht artige Klepper, die, nach meinem Gefühl, mit den vier Rossen auf dem brandenburger Thore zu Berlin nicht zu vergleichen sind, und die so ziemlich auf Schränke gestellten Puppen ähneln. Vielleicht schadet es dem Effect, daß sie nicht alle viere neben eiander stehen. Man hat dies aber unter andern auch deswegen unterlassen müssen, weil sie nicht mit einerlei Fuß ausgreifen, und also nur paarweise gestellt werden durften.

Der Garten der Tuilerien.

ist sehr reizend und freundlich. Unter den Fenstern des ersten Consuls ist die Luft durch lange Rabatten von Reseda mit süßem Duft geschwängert. Auf zwei schönen Bassins schwimmen majestätische Schwäne. Unzählige

Statüen, zum Theil von großem Werth, lokken den Kunstliebhaber aus einer Allee in die andere. — Wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, so findet man zu jeder Stunde, besonders aber um Mittag, eine wogende Menge von Spaziergängern. Alte Weiber vermiethen Stühle und Zeitungen. Fröhliche Kindergruppen spielen in der Sonne. Wer Erquickung sucht, darf nur die Terrasse der Feuillants besteigen, wo ein trefflicher Restaurateur seinen Hunger zu stillen und seinen Gaumen zu kitzeln bereit ist. Die ehemalige Reitbahn, in welcher ich einst Mirabeau donnern hörte, ist weggerissen, und durch eine neue Straße wird der Platz von dieser Seite noch sehr verschönert werden. — Ein rüstiger Spaziergänger, dem der große Garten dennoch nicht groß genug seyn sollte, kann, zwischen den herrlichen Pferdegruppen hinaus wandelnd, sich sogleich in die angränzenden elisäischen Felder begeben.

Tapetenfabrik der Gobelins.

Der herumführende Cicerone zeigt gewissenhaft den Anfang und die Fortschritte dieser Kunst, man begreift aber dennoch wenig da-

von. Weberstühle hat jedermann gesehen, und diesen gleicht auch hier der Mechanismus; wie es aber zugehe, daß diese einzelnen Fäden so herrliche Gemälde hervorbringen, das bleibt, Trotz aller Erklärung, des Anstaunens würdig. — Es waren da schöne historische Gemälde in der Arbeit, unter andern eine Iphigenia, wie sie den Orest erkennt, ein ausgezeichnet schönes Bild. — Von dem eigentlichen Costum der Iphigenia muß man wohl gar keine Spur mehr haben, denn so oft ich es noch, nach der Angabe von Kunstverständigen, gesehen, in Berlin, Weimar, Paris, u. s. w. so oft finde ich es ganz verschieden. Auf dem Gemälde, von welchem die Rede ist, ist ihr Gewand ganz weiß, sie trägt eine weiße Stirnbinde, und eine Art von Ordensband, mit Sternen und halben Monden besäet.

Die Gallerie der fertigen, zahlreichen Stücke wird Kenner und Nichtkenner befriedigen. Die Entführung der Orythia durch Boreas, und dann der Präsident Molé, unter den Frondeurs, zeichnen sich besonders aus. Alle werden jedoch durch den Mord des Admiral Coligny übertroffen. Die dahin gehörige Stelle aus der Henriade ist auf eine

Tafel geschrieben und daneben gehängt. Die Figur des Admirals ist einem Geiste ähnlich, und weckt schaudernde Ehrfurcht. — Ein Paar Blumenstücke und ein Fruchtstück von einem Jüngling von achtzehn Jahren, setzen in Erstaunen; man muß sich durch das Gefühl überzeugen, daß man bloß Bilder vor sich hat.

Diese Fabrik erfordert großen Aufwand, und muß von der Regierung ansehnlich unterstützt werden; auch ist diese es wohl, die der Fabrik den meisten Absatz verschafft, indem ihre ersten Beamten sich keiner andern Tapeten bedienen, auch oft Geschenke an fremde Höfe damit gemacht werden.

Die Feuermaschine,

durch welche das Wasser aus der Seine heraufgepumpt wird, kann nur derjenige zu besuchen wünschen, der Lust hat, sich einen deutlichen Begriff von der Hölle der Alten zu machen. Da sind Irions Räder und Ketten, und die Fässer der Danaiden, und die schwarzen unterirdischen Gestalten. Halb gebraten, und durch die fürchterlichen Schläge des Eisens betäubt, flieht man aus dieser Werkstätte

Vulcans, deren Mechanismus überdies so zusammengesetzt ist, daß man mancherlei Vorkenntnisse mitbringen müßte, um Nutzen aus dem Beschauen zu ziehen. Dasselbe gilt auch zum Theil von der

Fabrik der Gebrüder Perrier.

Hier werden Kanonen gegossen, und eine Menge anderer Maschinen verfertigt, z. B. die englischen Maschinen zu der Baumwollenspinnerey. Sie waren, so viel ich davon verstehe, sehr gut gemacht, und kosteten, nach Maaßgabe ihrer Größe, so viel Louis, als Spulen daran befindlich sind. Ein Mann und ein Kind setzen sie in Bewegung. — Die Fabrik ist von großem Umfange; wenn man aber nicht schon vorher etwas davon versteht, so gafft man bloß und lernt wenig. Weit unterhaltender ist

Die Spiegelfabrik,

welche 600 Menschen lustig und lebendig beschäftigt, und wo man reine, klare Spiegel, von 9 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite sieht.

Die Bastille.

Der Platz, wo dieses Werkzeug gesetzloser Herrschaft einst gestanden, wird immer merkwürdig bleiben. Mauern, Graben, und einige Thore, sind noch vorhanden, auf dem ganzen innern Raume aber ist Brennholz aufgestellt. Ich mag die Sage nicht verbürgen, welche behauptet, ein republikanischer Held habe den Verlust der Bastille schon mehreremale herzlich beklagt. Ey nun, da ist ja noch der sogenannte Tempel, wo Ludwig XVI. gefangen saß, und der auch Raum für manchen Unglücklichen hat. Er ist mit so hohen Mauern umgeben, daß man seine vier Thürme, die einen fünften einschließen, nur in einiger Entfernung erblickt. Der schrecklichen Vergangenheit gedenkend, ergreift hier eine finstere Wehmuth den Vorübergehenden.

Das physicalische Cabinet des Professor Charles,

in welchem er auch seine Vorlesungen hält, sollte von keinem Fremden unbesucht gelassen werden, denn es ist eines der schönsten und vollständigsten in Europa. Die Electrisirmaschine ist so ungeheuer groß, daß, wenn sie nur

eben in Bewegung gesetzt wurde, sich in einer Entfernung von zwei Schritten die Haare auf meinem Kopfe empor sträubten. Das Rad hält fast 5 Fuß im Durchmesser. Hier findet man alle Instrumente für Physik, Mechanik, Optik, Acustik, u. s. w. auch ein Weltsystem, welches aber dem in Berlin weit nachsteht. Man versäume auch nicht einen Blick in die Camera obscura zu werfen, denn da das Cabinet im Louvre sich befindet, so gewährt das beständige Gewühl in dieser Gegend einen sehr belustigenden Anblick. — Charles war bekanntlich einer der ersten Luftschiffer, und die Gondel, in welcher er seine Reisen vollbracht, ist auch hier zum Andenken aufgehängt.

Das Hotel Dieu

wird von Sachverständigen nicht sehr gerühmt. Ich fand die meisten Betten leer, weiß aber nicht, ob aus dem wünschenswerthen Mangel an Kranken, oder aus andern Ursachen. — Eine Inschrift in Marmor, auf Befehl des ersten Consuls eingegraben, sollte die Verdienste zweier Männer, Desault und Bichat, verewigen; deren erster, der Wiederhersteller der Wund-

arzneykunst genannt, und dem letztern große Verdienste um die Arzneykunde zugeschrieben wurden. — Ich kann dergleichen Ermunterungen zu Tugend und Thaten nicht genug rühmen, und begreife nicht, wie es zugeht, daß man deren in Deutschland so wenige findet. Ja, ich muß leider bekennen, daß die Deutschen nicht einmal empfindlich für solche Denkmäler zu seyn scheinen. Wenn das ist — freilich, dann ist auch die Errichtung derselben ganz überflüssig, denn der Todte, den sie ehren, ist dahin, und der Lebende, den sie zur Nacheiferung anfeuern sollen, bleibt kalt, wie der Marmor. — Eine ältere Inschrift rühmt: daß ein vornehmer Mann aus der Familie Bellievre sterbend verordnete, all' sein prächtiges Hausgeräth zum Dienst der Kranken im Hotel Dieu umzuformen. Das ist nun wohl ganz gut, aber, da er selbst es doch nicht mehr brauchen konnte, so war das Opfer nicht groß, und verdient wahrlich kein Ehrendenkmahl. Wir würden ja vor lauter Denkmälern bald nicht mehr auf den Straßen gehen können, wenn sie an solche Handlungen verschwendet werden dürften. — Uebrigens ist das Hotel Dieu mit der Charité in Berlin gar

nicht zu vergleichen; aber — es giebt in Paris sehr viel dergleichen Hospitäler, in Berlin nur eins. Ob es besser sey, die wichtige Sorge für hülflose Kranke unter mehrere zu vertheilen, oder nur einem anzuvertrauen? diese Frage verdient Erörterung, führt aber zu weit.

Fündelhaus. (Hospice de la maternité.)

Hier fand ich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, die nemliche alte Nonne wieder, die schon vor dreizehn Jahren durch ihre unbeschreibliche Muttersorge mich so gerührt hatte. Nur in weltlichen Kleidern fand ich sie jetzt, und auch nur die Kleider waren verändert an ihr. Durch Glauben und Vertrauen auf Gott war sie allen Stürmen der Revolution glücklich entgangen. Die andern Nonnen hatten sich furchtsam zu ihren Familien zurückgezogen; und eben wollte auch sie, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, das Kloster traurig verlassen, als ihr auf der Treppe ein Volksrepräsentant entgegen trat, sie ersuchend, zu ihren Beschäftigungen zurück zu kehren. Anfangs weigerte sie sich dessen; als man sie aber versicherte, sie solle in ihrem Glauben ungekränkt bleiben, und, die Ordenstracht aus-

genommen, nach Gefallen leben: da kehrte sie muthig wieder um. Freilich erinnert sie mit Wehmuth sich des schönen Klosters, das sie räumen müssen, und für das ihre jetzige Wohnung keinen Ersatz gewährt, aber sie ist dennoch heiter und zufrieden, im Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Ich fand wenige Fündlinge, denn sie werden, der großen Sterblichkeit halber, gleich aufs Land gegeben; nur die, welche am selbigen Morgen, und wenige Tage vorher gebracht worden, lagen in reinlichen warmen Betten. — In einer Reihe von artigen Zellen, auf einem langen Gang, warteten die Ammen auf Fündlinge, und säugten indessen ihre eigenen Kinder. Die weibliche Bedienung des Hauses bestand aus lauter groß gezogenen Fündlingen. Ordnung, Sauberkeit, Freundlichkeit, alles war wie vormals.

Das Waisenhaus,

nicht weit vom Jardin des plantes, herbergt 1100 Kinder, wovon 600 bereits mit nützlichen Arbeiten beschäftigt werden. Ein Theil wird zu Soldaten erzogen, und diese stehen auch bereits Schildwach mit Ober- und Untergewehr. Die meisten sehen gesund und froh aus. Ihr

Brod ist gut und schmackhaft. Ueberall herrscht Reinlichkeit. Das Gebäude ist sehr weitläuftig. Die Schlafsäle sind luftig, doch scheinen mir die Betten einander zu nahe zu stehen. Die Schule ist in mehrere Classen getheilt. In einer derselben, wo das Schreiben gelehrt wird, fand ich eine Menge Vorschriften angeheftet, die sehr zweckmäßig aus kurzen faßlichen Sentenzen bestanden. (In Deutschland muß die liebe Jugend noch an vielen Orten mit biblischen Sprüchen sich behelfen, und Davids Geschlechtsregister auswendig lernen.) Ganz passend waren indessen auch hier nicht alle Vorschriften: manche gingen wohl über die Begriffe der Kinder, manche konnten auch nachtheilig wirken; z. B. die Versöhnung mit einem Feinde ist selten von Dauer. — Leider eine Wahrheit, aber was soll der Knabe damit machen? — Merkwürdig ist, daß die Kirche dieses Waisenhauses, vermuthlich an Schätzen leer, während der Revolution unberaubt und unberührt geblieben.

Das Haus der heiligen Perine.

ist ein neues, treffliches Institut. Um darin aufgenommen zu werden, muß man entweder

alt oder kränklich seyn. Darin gleicht es andern Hospitälern, aber wodurch es sich von allen andern unterscheidet, und dem Geist unsers Zeitalters Ehre macht, ist folgendes: durch eine leichte Ersparung in jüngern Jahren verschafft es dem hülflosen Alter ein sicheres Eigenthum, und bedarf keiner Unterstützung von der Regierung. Jeder nemlich, der unterzeichnet, bezahlt zwischen dem 30sten und 40sten Jahre monatlich zwei Franken, zwischen 40 und 50 drei, zwischen 50 und 60 vier, zwischen 60 und 70 neun Franken; zusammen eine Summe von 2160 Franken, und das ist sein lebenslängliches Eigenthum. Tritt er nach dem 30sten Jahre ein, so muß er dennoch das versäumte nachzahlen. Doch erleichtert die Administration Unbegüterten die Zahlung gern. Wirklich in das Haus ziehen kann der Unterzeichnete nicht früher als in seinem 70sten Jahre, es wäre denn, daß er schon vorher krank und hülflos wäre.

Im Hause hat Jeder sein eignes, niedliches Zimmer (das ihm nach seinem Geschmack auszuschmücken frei steht) mit einem im Fenster sinnreich angebrachten Kamin; aufmerksame Bedienung; am Tische (jede Tafel zu

12 Couverts) das beste Brod und Fleisch. Des Morgens um 8 Uhr empfängt er ein Brod, um 1 Uhr Suppe, Rindfleisch und Zugemüse, um 7 Uhr Abends Gemüse, Früchte, Käse, weißes Brod so viel ihm beliebt, jede Mannsperson täglich eine Bouteille, jedes Frauenzimmer eine halbe Bouteille Wein. — Alle Monat liefert ihm die Wäscherin ein paar reine Bettlaken, alle 5 Tage ein Hemde, Halstuch, Schnupftuch und ein paar Strümpfe. — Für die Kranken wird in besondern Zimmern gesorgt. Das Haus unterhält einen Apotheker, Arzt, Wundarzt, Krankenwächter. — Was Einer an Mobiliarvermögen mitbringt, erbt bei seinem Tode das Haus. — Eine hohe gesunde Lage in der Straße Chaillot und anmuthige Gärten vermehren die Annehmlichkeit des Hauses im Sommer, im Winter ein Gesellschaftssaal, in welchem Zeitungen und Journale liegen. — Das Resultat ist: ein Mensch müßte wohl sehr arm seyn und sehr wenig verdienen, wenn er nicht im Stande seyn sollte, in einem Zeitraum von vierzig Jahren etwa 600 Thaler zurück zu legen. Für eine jährliche Ersparniß von 15 Thaler also, erwirbt er sich — nicht etwa Anspruch

auf Barmherzigkeit — sondern ein Recht, in seinen alten Tagen anständig versorgt zu werden. Er genießt im Alter kein Almosen, sondern die Früchte seines Fleißes. Welch ein Trost für zartfühlende Seelen! — Man kann auch für andre unterzeichnen, wie bereits von vielen geschehen, und gute Herrschaften finden hier ein vortreffliches Mittel, alte treue Diener zu versorgen.

Die ersten Classen der Einwohner von Paris haben sich für diese Anstalt interessirt. Zu dem Conseil, welches sich dafür gebildet hat, gehören der Präfect des Seinedepartements, der Polizei-Präfect, der Erzbischof von Paris, der Bankdirektor u. s. w. Der erste Consul hat für 30 Plätze, seine Mutter für 4 und seine Gemahlin für 25 unterzeichnet. Der zweite Consul hat 10, der dritte 15, die verschiedenen Minister jeder 10 Plätze u. s. w. Auch manche Ausländer sind unter den Subscribenten, z. B. die russischen Generale Sprengporten und Chitroff, der russische Kammerherr v. Balk, der Secretair des Großfürsten Constantin Salrapeßnoff, u. s. w.

Der Münz-Pallast (Hotel des monnayes.)

Hier hält in einem großen, schönverzierten auf Marmorsäulen ruhenden Saale, der berühmte Le Sage chemische Vorlesnngen, dessen Büste seine dankbaren Schüler im Nebenzimmer aufgestellt haben. Das Viereck des Saales ist in der Mitte cirkelförmig durch Glas-Schränke abgetheilt, in welchen auf der auswendigen Seite ein treffliches Mineralien-Cabinet verwahrt wird. Der inwendige Raum ist für die Zuhörer mit bequemen und eleganten Bänken besetzt. Hinter dem Catheder stehn in einer Art von Höhle zwei egyptische Bildsäulen und zwischen ihnen alle zur Chemie gehörigen Oefen, Instrumente u. s. w. Eine breite Gallerie läuft um den Saal und mehrere Zimmer grenzen an denselben. Man findet da viele Modelle von Fabrikgebäuden und Maschinen; alle Werkzeuge des Bergbaues im Kleinen; Schüsseln von dem berühmten Töpfer Palissy, der vor 300 Jahren lebte, der größte Chemiker seiner Zeit war, und nie einen andern Titel annehmen wollte. als den: Meister Töpfer.

Die

Die chirurgische Schule.

Ein prächtiges Gebäude. Das Innere entspricht dem Aeußern. Die mit Wachs ausgespritzten Präparate sind erstaunenswürdig, doch hab' ich bei dem Herrn Geheimen-Rath Loder in Halle sie eben so gut gesehn. — Eine Menge in Wachs sehr täuschend nachgeahmter Krankheiten, unter andern ein vom Krebs zur Hälfte weggefressener Kopf, das Original liegt dabei, gräßlich zu betrachten, und der Mensch hat dennoch gelebt, und hat immer noch leben wollen. Alles Essen wurde ihm, Gott weiß wie, in die Gurgel geflößt, denn Mund, Nase, Backen, Zähne, alles war weg; und dennoch hat er immer noch leben wollen. Welch eine Zauberei liegt denn im Daseyn! da selbst der es nicht fahren lassen will, der ihm täglich fluchen muß. — Skelette, Köpfe und Gebeine giebt es hier bei Hunderten, Mißgeburten aller Art, zusammengewachsene Kinder, auch eins mit einem Krötenkopf. Wenn ich ein solches elendes Geschöpf sehe, höre ich auch immer den Jammer der armen Mutter, die mit Schmerzen gebahr, und nun, da sie den Lohn überstandener Leiden an den vollen Mutterbu-

sen drücken will, sich plötzlich von einem Krötenkopfe angrinsen sieht.

Allerlei Curiositäten sind auch zu schauen: die Kopfhaut des berüchtigten Cartusch; der Zwerg des Königs von Polen, Bebe, in Wachs geformt, mit seinen eignen Kleidern angethan; das Skelett des vor einem Jahre verstorbenen Mannes, der weder Arme noch Beine, sondern nur Hände und Füße hatte, die gleich oben am Ellenbogen, und unter am Leibe angewachsen waren. — Alle Steine die in thierischen Körpern gefunden werden. Es sind fürchterlich große Steine von Menschen darunter. — Das Schaaf, vom ersten Augenblick seiner Entstehung, bis zu seiner Geburt, in mehr als funfzig Epochen. — Eine kostbare Sammlung von chirurgischen Instrumenten aller Art, auch eine große Bibliothek, die doch nicht aus lauter zur Wissenschaft gehörigen Werken besteht, denn ich fand zu meiner Verwunderung auch hier wieder Voltaire's Werke. — Das ganze Local, so schön und groß es auch bereits ist, wird dennoch in diesem Augenblick noch sehr erweitert. — Ich will bei dieser Gelegenheit sogleich einige Worte über die

Veterinairschule zu Charenton einschalten. Sie ist eine Schöpfung des Exministers François de Neufchateau, und wrude anfangs sehr unterstützt, geräth aber jetzt immer mehr in Verfall, weil Geld fehlt, und sich niemand darum bekümmert. So geht es leider, nach der Versicherung wohlunterrichteter Leute, mit vielen hiesigen Instituten, die glänzend wie Meteore heraufsteigen, und eben so bald zerplatzen. So ging es unter andern einem kleinen Hospital, welches zu der école de medécine gehörte, und zur Vervollkommnung der Zöglinge errichtet worden war, daher es auch, wo ich nicht irre, le perfectionnement genannt wurde. Man richtete mehrere Säle dazu ein, ein Chirurgus wurde dabei angestellt, alles ging eine kurze Zeit recht gut, und nun liegt alles wieder im Schlummer begraben.

Das Institut der Blindgebornen ist, seit ich es nicht sah, noch erweitert worden. Man hat nemlich mit den 300 Blinden (quinzevingts,) die Lehranstalt für junge Blinde vereinigt, in welcher sie zu allerlei Manufacturarbeiten, oder was ihnen sonst zu lernen möglich ist, angewiesen werden. Vom blo-

ßen Gefühl geleitet lesen und drucken, sie noch wie vormals; haben ihre geographischen Karten en relief, ihre Musiknoten desgleichen, lieben die Musik ganz besonders (weshalb man auch in ihren Schlafsälen fast nichts als musikalische Instrumente sieht) gehn überall frei umher ohne sich zu stoßen, sind immer lustig und guter Dinge. Die Mädchen spinnen. Der Unterhalt dieser glücklichen Elenden schien mir aber bei weitem nicht so gut; als z. B. der der obenerwähnten Waisenkinder. Das Haus ist groß und schmutzig. Man zeigt weniger Achtung darin vor dem Publicum als sonst allgemein in Paris. Ich wollte einer öffentlichen Sitzung beiwohnen, sie war um 12 Uhr präcise angesagt. Das Wort präcise wird hier oft sehr uneigentlich gebraucht. Es war halb eins, als ich hinkam, da saßen die Blinden noch und stimmten ihre Geigen. Jeder spielt sein eignes Stückchen, und das währte so lange und war so höllisch anzuhören, daß sie mich endlich nach ein Uhr mit ihrer Teufelsmusic wirklich davon jagten, als die Sitzung noch immer nicht eröffnet war. — Verschiedene ihrer Fabrikate lagen ausgebreitet, Bettdecken u. dgl.

Das Prytaneum.

Ursprünglich ist diese Erziehungsanstalt für solche Knaben bestimmt, deren Väter auf dem Bette der Ehren fürs Vaterland starben, und denen nunmehr die dankbare Nation den Vater ersetzt. Es werden aber auch Pensionairs aufgenommen, welche für Unterricht, Kost und Kleidung jährlich die sehr mäßige Summe von 1000 Livres bezahlen, und, wenn sie sich auszeichnen, dem Gouvernement bei ihrem Austritt besonders empfohlen werden. Der Zöglinge sind überhaupt 450. Der Director der Anstalt ist ein sehr wackerer Mann, Namens Champagne. Sämmtliche Lehrer, so viele ich davon gesehen, sind feingebildete Leute, und zuvorkommend bereit, alles zu zeigen, alles zu erklären. Die sehr weitläuftigen, vormals den Jesuiten gehörigen Gebäude enthalten mehrere große Höfe, deren sich die muntere Jugend zu Spielplätzen bedient. Die verschiedenen Classen, die Schlaf- Speise- Zeichensäle, die Küche, Alles war geräumig, luftig, reinlich. Nur die kleinern schlafen in Sälen beisammen, unter Aufsicht von Lehrern und Bedienten; die größern haben Jeder seine eigene Schlafkammer, eine seltene aber treffliche Einrichtung.

Die Zöglinge werden sehr gut genährt. Ich ließ mir ein Stück von ihrem Brodte reichen; es war besser und weißer als bei dem ersten Restaurateur Naudet im Palais royal. Alle sehen aber auch gesund und frisch aus. — Eine schöne Bibliothek von 3000 Bänden, ist besonders reich im Fache der Geschichte. Man verdankt diese Bibliothek dem Minister Benezech, denn die vormalige war in der Revolution ganz verschleppt und zerstreut worden.

Ich habe das Prytaneum mehreremale besucht. Als ich zum erstenmale dahin kam, schlug die Uhr gerade Eins und das Hofgitter wurde eben geschlossen, weil die Zöglinge vom Essen kamen, und nun Erlaubniß hatten, eine Stunde auf den Höfen herum zu spazieren, zu rennen, sich lustig zu machen. Der Thürsteher fragte mich, ob ich Geduld haben wolle, bis die Recreationsstunde vorüber sey? Ich bejahte es, und er führte mich in ein Sprachzimmer, wo ich Langeweile befürchtete; doch mit Unrecht, denn hier war ich Zeuge von Scenen, die mir nie wieder aus dem Gedächtniß kommen werden. Es war nemlich die Stunde, in welcher die verwittweten Mütter ihre Söhne besuchen. Der Saal schien dar-

auf eingerichtet, eine Menge kleiner einzelner Gruppen zu fassen, denn es standen rings umher wohl ein Dutzend kleiner, grünbeschlagner Tische, um Jeden einige Stühle. Die Mütter hatten sich schon eingefunden, sie waren alle früher da, als die Stunde schlug, Mutterliebe eilt der Zeit voraus. Mit Sehnsucht und Erwartung waren ihre Blicke auf die Thür geheftet. Ein Sohn nach dem andern wird gerufen. Er tritt ein, sein Blick schweift hastig umher, dann rennen Mutter und Kind einander in die Arme. Die eine nahm ihren Sohn, einen derben Buben von wenigstens 12 Jahren, auf den Schoos, und herzte ihn wie ein säugendes Kind. Eine andere saß mit dem Liebling am Tische, sie hatte ihm Kastanien mitgebracht, die er mit großer Eßlust verzehrte, während sie still weinte, und sich alle Augenblicke die Thränen verstohlen abtrocknete. Eine dritte empfing fröhlich den fröhlichen Sohn, der aber kaum einen Augenblick am Mutterbusen gelegen hatte, als er zuerst bitterlich zu weinen begann. — Alle Mütter hatten etwas mitgebracht, in Ridicüles, Schnupftüchern, Körben, Servietten. Manche Söhne nahmen das fröhlich hin, bei manchen

trocknete es die Thränen nicht. Ein paar Knaben, die vermuthlich ganz verwais't waren, saßen ernst an einem Tische, und hörten einem bejahrten Manne zu, der sehr gütig mit ihnen sprach, vielleicht ein Freund ihrer verstorbenen Eltern. Ihre Blicke schweiften immer nach den von ihren Müttern geliebkosten und beschenkten Kameraden. — Auch eine Menge Schwestern, große und kleine, hatten sich eingefunden, doch sah ich keine darunter gerührt. Geschwisterliebe ist ein Werk der Gewohnheit und nicht der Natur.

Sehr schnell verflog mir diese Stunde, niemand nahm Notiz von mir, alle waren nur mit sich beschäftigt, ich konnte ungestört beobachten. Endlich erschallte der Ruf der Trommel, noch eine letzte Umarmung, und alles zerstreute sich. — Der Sprachsaal war einfach, aber zweckmäßig, durch Büsten berühmter Franzosen verziert, zwischen welchen Zeichnungen und Risse hingen die von Zöglingen, des Hauses verfertigt worden, und welchen man, als Belohnung, diesen Platz angewiesen hatte. — Ich wünschte eben so viel Gutes von der

Polytechnischen Schule

erzählen zu können, aber ich weiß nichts weiter von ihr zu sagen, als daß die jungen Militairs daselbst zu Ingenieurs, Wegbaumeistern u. s. w. gebildet werden. Es scheint, daß wenige Fremde dergleichen Anstalten besuchen, denn man schickte mich lange von einem zum andern, der eine empfing mich grämlich, der andere freundlich, aber jeder schickte mich zum nächsten Nachbar, und kurz, nachdem ich eine Stunde mich von Hof zu Hof, von Gang zu Gang vergebens herumgetrieben, fuhr ich weiter.

Das Athenäum von Paris,

ist ein seit 19 Jahren bestehendes vortreffliches Institut, zu welchem sich die Herren jährlich mit 96 Franken, und die Damen mit 48 Franken abonniren. Dafür erhalten sie nicht allein das Recht, täglich von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, in den schönen Sälen des Athenäum unter gewählter Gesellschaft zuzubringen, und alle daselbst befindliche periodische Schriften zu lesen, ferner, den gutbesetzten Concerten beizuwohnen, die monatlich zweimal gegeben werden, sondern — was die Hauptsache ist — sie können dafür

auch fast alle Wissenschaften und Sprachen bei den besten Lehrern und Meistern erlernen; denn Montags lesen Fourcroy und Mirbel daselbst über Chemie und Botanik; Dienstags Biot, Cuvier, Boldoni, Physik, Naturgeschichte, italiänische Sprache; Mittwochs Lavit, Sicard, Roberts, Perspective, Grammatik, englische Sprache, auch ist derselbe Tag musikalischen Unterhaltungen bestimmt. Donnerstag Garat und Thenard, Geschichte und Chemie; Freitag Hassenfratz, Guinguené, Bolboni, Technologie, Literargeschichte, italiänische Sprache; endlich Sonnabends Biot, Süe, Vigée und Robers, Physik, Anatomie, schöne Literatur, und englische Sprache.

Jeder Abonnent erhält Sonntags in seiner Wohnung ein Bülletin von den Arbeiten der künftigen Woche; auch hängt in einem der Säle eine Tafel, auf welcher man lesen kann, was man täglich zu erwarten hat. Die Damen können, wenn sie wollen, sich in ein für sie ausdrücklich bestimmtes Zimmer zurückziehen. Außer den meist berühmten Männern, welche als Lehrer bei diesem Institut angestellt sind, giebt es noch viele andere, die zwar

nicht eigentlich dazu gehören, aber mit Vergnügen dann und wann ihre Geistesfrüchte da vorlesen. — Eine artige Bibliothek, die beständig mit den neuesten interessantesten Werken vermehrt wird, steht gleichfalls zum Gebrauch offen. Kurz, es ist wohl unmöglich, sich für kaum fünf Friedrichsd'or acht Monate lang ein mannigfaltigeres und geistreicheres Vergnügen zu verschaffen. — Als Gast kann jedoch Niemand eingeführt werden, und es war allerdings eine große Auszeichnung, daß man bei mir eine Ausnahme von der Regel machte. Ich war bei der diesjährigen Eröffnung der Sitzungen gegenwärtig. Garat, als Präsident, machte die Einleitung, Ginguené las über die neuere Literargeschichte, Baour-Lormian gab eine Nacht von Young in Versen zum Besten. Ein großes Concert machte den Beschluß. Indessen habe ich von alle dem sehr wenig Vortheil ziehen können, denn ich kam etwas zu spät, und fand den Saal so entsetzlich von Menschen überfüllt, daß ich mich nicht ins Gedränge wagen mogte, und folglich mir in der Ferne wenigstens aller Zusammenhang verloren ging.

Das Atheneum der Fremden,
(Athénée des étrangers.)
ist eine ähnliche Einrichtung, doch bloß mit Hinsicht auf die schönen Wissenschaften. In einer Sitzung z. B. las Cailhava über die tragische Deklamation; Lantier eine Erzählung in Versen, die undankbaren Kinder; Baour-Lormian Narcissens Tod nach Young; Murville eine Nachahmung einer Juvenalschen Satyre; Lancival Deidamirens Lebewohl an Achill, und Chazet eine poetische Epistel. — Die Herren abonniren sich mit 72 Franken, die Damen mit 42. Hier werden auch Bälle und Concerte gegeben.

Es giebt noch mehrere dergleichen Einrichtungen in Paris, die bald mehr bald minder vorzüglich sind, und man muß doch in der That bekennen, daß kein Ort in der Welt, London nicht ausgenommen, so viele Geistesnahrung um so wohlfeile Preise darbietet. — Die Académie de legislation, und besonders das Collège de France, verdienen hier gleichfalls erwähnt zu werden. Wenn aber in dem letztern eine Vorlesung von Delille angekündigt worden ist, so rathe ich einem jeden, sich 14 Tage vorher mit einem Einlaßbillet zu ver-

sehen, denn drei Tage vorher ist keins mehr zu haben.

Die Bibliothek des Arsenals

enthält in vielen, eben nicht großen Sälen und Zimmern 135000 sehr wohl geordnete und conditionirte Bände. Drei Zimmer sind voll Manuscripte, wovon freilich wohl die wichtigsten schon benutzt worden, doch aber noch manche interessante Nachlese zu halten wäre. Sie soll, wie es heißt, nach dem Palais Luxembourg transportirt werden, denn der Erhaltungssenat will doch auch seine eigene Bibliothek haben. Da, wo sie jetzt ist, enthält sie noch eine besondere, nicht zu transportirende Merkwürdigkeit, nemlich ein Zimmer und ein Kabinet, welche Sülly bewohnte, beide getäfelt, und im alten Geschmack reich verguldet. Ueber dem Kamin befindet sich noch ein eingesetzter Spiegel, von den ersten, die aus Venedig gebracht worden, der damals sehr kostbar seyn mogte, heutzutage aber für eine Kammerjungfer zu klein wäre. Man erkennt sein Alterthum an den geschliffenen Seiten. Vor diesem Kamin mag Sülly oft mit Heinrich IV. gesessen haben. — Rings umher sind die Bil-

der starker und tapferer Frauen aus alten und neuern Zeiten gemahlt, unter andern die Jungfrau von Orleans.

Die Mazarinsche Bibliothek

ist 120000 Bände stark, in einem sehr artig decorirten Saale aufgestellt, aber 5000 Bände liegen noch auf der Erde, denn man hat einen zweiten Saal, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, der Bibliothek entzogen. Schöne antike und moderne Büsten stehen rings umher; was aber am merkwürdigsten, ist ein ex voto mit phönicischer Schrift, welches die Tyrier bei einem Schiffbruch gelobt hatten. Da die griechische Uebersetzung darunter steht, so hat der Abbé Barthelemi, mit Hülfe derselben, einen Theil des phönicischen Alphabets wieder hergestellt.

Das Observatorium

ist ein großes, sehr bequem eingerichtetes Gebäude, mit gewaltigen Souterrains. Hier steht unter andern ein 22füßiger Teleskop mit einem Spiegel, der 22 Zoll im Durchmesser hat, aber nicht von Platina ist, wie ich anfangs glaubte. Das Gerüste, auf welchem er ruht,

sieht schwer und unbehülflich aus, ist aber durch einen einfachen Mechanismus so eingerichtet, daß ein einziger Mensch die ganze ungeheure Maschine nicht allein hin und her leicht bewegen, sondern auch hinaus auf die Platteforme schieben kann. — Auf dem Dache wurden eben recht artige Kabinetchen zu Beobachtung der Kometen erbaut. — Die Aussicht über Paris ist hier schön.

Eine große vortreffliche Sammlung von Maschinen und Modellen

sollte kein lernbegieriger Fremder unbesucht lassen. Sie ist in mehrern ungeheuern Sälen aufgestellt, und man findet hier alle Maschinen und Geräthschaften modellirt, die zur Landwirthschaft oder häuslichen Oekonomie gehören, Pflüge, Windmühlen, Feuerspritzen, Bienenkörbe, Spinnmaschinen, Kochöfen, Brunnen, Wagen, u. s. w. Diese treffliche Anstalt die noch nicht ganz in Ordnung ist, und noch ansehnlich vermehrt werden soll, wird zu meinem Erstaunen wenig besucht, und es kostete mich viele Mühe, sie auszufragen.

Das Panstereorama.

Hier sieht man in zwei Sälen, Paris, Lyon und London, en relief schön gearbeitet. Bei den ersten beiden Städten sind sogar die Ungleichheiten des Terrains beobachtet, und diese artige Kunst gewährt allerdings eine sehr lebhafte Vorstellung des gewählten Gegenstandes. Mehrere Panorama's übergehe ich, als bekannt, mit Stillschweigen.

Das Kupferstich-Kabinet,

welches mit der Nationalbibliothek vereinigt ist, gehört auch noch unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Es ist eine ungeheure Sammlung, die vielleicht nahe an eine Million Kupferstiche enthalten mag. Sie ist dabei vortrefflich classificirt, und ein schöner offen da liegender Catalog gewährt den Vortheil, sie nach Wunsch benutzen zu können. Auch geschieht das sehr häufig, denn man findet beständig beide Seiten einer langen Tafel mit jungen Künstlern besetzt, die copiren oder betrachten. Die Kupferstiche sind in großen Portefeuille's gleich Büchern aufgestellt, und in Länder abgetheilt. Jedes Land hat dann wieder seine Unterabtheilungen. Die merkwür-

digen Portraits sind unzählig, und da sie abermals in viele Classen (als Fürsten, Gelehrte, Künstler u. s. w.) eingetheilt sind, so kann man ein einzelnes Portrait, das man eben gern sehen möchte, leicht auffinden. Z. B. ich wünsche Dr. Luthers Portrait, so suche ich zuerst die Seite der Wand, an welcher Deutschland aufgestellt ist, dann unter den verschiedenen Rubriken die Portraits, dann unter den Portraits die Geistlichen, diesen Band lasse ich mir herausgeben, und befriedige meinen Wunsch in wenigen Minuten. — Einst ließ ich mir zur Unterhaltung die deutschen Künstler reichen, und fand zu meinem Erstaunen in dem nemlichen Portefeuille auch die teutschen Mißgeburten und Narren, unter den letztern viele, die wir undankbare Teutsche ganz vergessen haben, doch auch manche alte Bekannte, z. B. Eulenspiegel, Hanswurst, kurz, eine Menge Narren, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie recht gescheite Leute gewesen waren.

Die Kirche St. Sulpice

ein sehr imposantes Gebäude, dessen Aeusseres nach meiner Empfindung, einen erhabenern

Eindruck hervorbringt, als das der Kirche Notre Dame. Inwendig macht die Kuppel im Hintergrunde des Tempels eine fast magische Wirkung. Durch eine große Oeffnung nemlich hinter dem Hochaltar, scheinen die lichten Wolken hereinzuquillen und auf ihnen die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, alles in Marmor gehauen, aber so schön, daß in einer geringen Entfernung die Phantasie sehr glücklich getäuscht wird.

Das Palais-Royal

gleicht noch ganz dem Gemälde, welches unser Landsmann Friedrich Schulz einst davon entwarf. Nur der innere Hof, 320 Schritt lang, und 150 breit, ist neu bepflanzt worden. Die jetzige Generation wird es schwerlich erleben, unter dem Schatten dieser Pflanzungen zu wandeln. Indessen, beschattet oder unbeschattet, bleibt das Palais-Royal doch immer ein täglicher Sammelplatz vieler tausend Menschen, und unter den Arcaden desselben ist es den größten Theil des Tages über so voll, daß man nur mit Hülfe der Ellbogen sich durchwinden kann. Kein Wunder, denn man findet hier 18 Kaffeehäuser, 10 Restaura-

teurs, ein halbes Dutzend Pastetenbäcker, eben so viel Victualienhändler, mehrere Weinhändler, Eisverkäufer, Obstweiber, ein Paar Billards, eine Menge Zukkerbäcker, kurz, man kann hier essen und trinken, so viel und so delicat als irgend in der Welt. Unter andern ist auch eine eigene Waffelbude hier, wo einige Menschen, den ganzen Tag vor dem Feuer sitzend, nichts anders thun, als Waffeln backen, und zwar ganz vortreffliche Waffeln. In einem kleinen Stübchen hinter der Bude werden sie heiß aufgetragen, und, wenn man Lust hat, ein Glas Mallaga dazu. Es war mein gewöhnliches, den Magen nicht beschwerendes Frühstück. Wem das nicht genügt, der kann aus der nächsten Bude sich eine kalte Pastete von rothen Rebhühnern hohlen, oder sonst eine von den tausend kalten Speisen, die ihn, höchst appetitlich für das Auge zubereitet, überall lokken. — Ist er satt, so kann er eine Treppe hoch, in schön geschmückten Sälen, mit allen möglichen Hazardspielen sich die Zeit vertreiben, und den Beutel fegen; oder er kann dem Gesange einer Syrene folgen, der aus den Fenstern des Entreesols ihm herabtönt; oder

er kann in einem Kaffeehause die Zeitungen lesen, oder in das Lesekabinet gehen, welches ein gewisser Jorre hält, wo man stets zwei warme Zimmer findet, und, für sechs Livres monatlich, von Morgens bis Abends einige 40 Zeitungen und Journale lesen kann. Ist er auch das überdrüssig, so mag er — (man merke wohl, immer unter denselben Arcaden,) — ins Theater Montansier gehen, oder die Chinesischen Schatten des Monsieur Seraphin besuchen, (wo noch immer, wie vor dreizehn Jahren, die Russin, die durchaus von ihrem Mann geprügelt seyn will, um dessen Liebe zu erkennen, den Parisern großen Spaß macht,) oder eine Kinder- und Puppen-Comödie, oder ein Gesellschaftstheater unten im Keller. Zu meiner Zeit waren auch Pyramus und Thisbe in Wachs zu schauen, und der guten Thisbe, die sich, vermuthlich von Pyramus, in gesegneten Leibesumständen befand, konnte der Leib aufgethan, und die Lage des Kindes gezeigt werden. Vor der Thür stand ein Ausrufer, den man schon von ferne den ganzen Tag schreyen hörte: Messieurs voyez en passant le chef d'oeuvre de l'art, cu-

rieux et intéressant, le professeur va commencer l'explication dans l'instant. Entrez! entrez! Diese Einladung wurde gleichsam nach einer Art von Melodie abgesungen, und unaufhörlich wiederholt, daß man endlich von dieser Melodie, wie von einem Gespenst verfolgt wurde, und sie noch immer zu hören glaubte, wenn man das Palais schon längst verlassen hatte. — Ernstere Unterhaltung bietet, wie ich schon oben erwähnt, einige Schritt weiter, Bertrands physikalisches Cabinet dar. — Auch das Théatre Français (das erste in Paris,) ist dergestalt mit dem Palais-Royal verbunden, daß eine Fortsetzung der Arcaden trocknes Fußes bis dahin führt. — Sind alle diese Zeitvertreibe erschöpft, so wird doch wohl einer von den zwanzig Buchhändlern, die unter den Arkaden hausen, eine pikante Nouveauté haben? — oder man giebt dem Drange der Eitelkeit nach, und läßt sich von einem Miniaturmaler porträtiren. Nicht weniger als neunzehn haben ihre Tafeln und Proben ausgehängt, gut und schlecht, wohlfeil und theuer, für sechs Livres und für zehn Louis. Es sind welche darunter, die in einer Stunde ein fertiges Gemälde zu liefern

versprechen, und, wenigstens was Aehnlichkeit betrifft, Verdienst haben. So habe ich z. B. das schlecht gemalte, aber wohlgetroffene Bildniß des Erbprinzen von Weimar, während meines ganzen Aufenthalts im Palais-Royal hängen sehen. — Ist man Troz alle dem noch immer mit seiner Zeit verlegen, (welches doch schwer möglich,) so gewährt das Lesen der vielen tausend angeschlagenen Zettel, und das Angaffen der schön aufgeputzten Buden, schon allein Unterhaltung, denn da sind nicht weniger als sechszehn Putzmacherinnen, zwanzig Buden mit fertigen Keidern, dreißig mit allerlei Zeugen für Herren- und Damenputz, eine Menge der prächtigsten Quincaillerien, Glas- Porzellain- Gewehrbuden, Pitschierstecher, Kinderspielzeug u. s. w.

Hat man etwa kein Geld, um diese Herrlichkeiten zu kaufen, so giebt es hier auch zehn Leihhäuser, und zwei Lotteriebüreaus. Die erstern geben baares Geld für gutes Pfand, und die letztern Hoffnung für baares Geld. — Kurz, man kann im Palais-Royal sich Zeitlebens einsperren lassen, und man wird, wenn man nur Geld hat, dennoch nie etwas

von alle dem entbehren, was das Leben angenehm macht, vom Théatre français an, bis auf die Schuhputzerbude, mit der pompösen Inschrift: aux artistes réunis.

Die Kaffeehäuser wetteifern mit einander im artigen Aufputz. Eins nennt sich aux milles colonnes, (zu den tausend Säulen,) weil seine Säle etwa von einem halben Duzzend Säulen getragen werden, die sich in den Spiegelwänden rings umher zu einigen Duzzenden, und folglich Tausenden vervielfältigen. Ein anderes, au mont St. Bernard, nennt sich unique, und das Mittel, wodurch es sich auszeichnet, ist auch in der That seltsam genug. Man hat nemlich einen ziemlichen Raum des einen Saales aufgeopfert, um eine Art von Modell des Bernhardsberges dahin zu stellen, ungefähr so verfertigt, wie die Zukkerbäcker in Berlin ihre Weihnachtsausstellungen machen. Ferner sind alle Wände mit einer unendlichen Menge kleiner, in Handlung gesetzter Puppen, unter Glas und Rahmen verziert. Sie bilden zum Theil allerlei Nationen nach, und sind besonders aus Cooks Reisen entlehnt, zum Theil stellen sie auch französische Landleute aus entfernten Provinzen

vor, und sind wirklich sehr gut gemacht. Allerdings kann man hier, während man eine Tasse Kaffee trinkt, sich recht angenehm unterhalten.

Der Pallast des Erhaltungssenats, vormals Palais Luxembourg.

Der Garten dieses Pallastes giebt dem der Tuilerien wohl wenig nach (besonders seitdem er ansehnlich vergrößert worden) und prangt gleichfalls mit herrlichen Statüen. — Der Saal, durch welchen man zu der Gallerie gelangt, ist ganz mit den bekannten trefflichen Abbildungen aller französischen Häfen von Vernerit behängt, welche vormals (wie Reichardt im Guide des Voyageurs sagt) im Hotel der Marine gefunden wurden, in welchem Hotel jetzt aber gar nichts Sehenswürdiges mehr befindlich ist.

Die Gallerie selbst ist nach Rubens genannt, weil sie zu beiden Seiten fast ganz mit den großen Gemählden von Rubens angefüllt ist, welche die Lebensgeschichte der Marie von Medicis fortlaufend darstellen. Ich muß abermals aufrichtig bekennen, daß ich diesen Bildern keinen Geschmack abgewinnen

kann. Ich finde darin eine Zusammensetzung von Ideen, die dichterisch seyn sollen und von Allegorien, die sinnreich seyn sollen, gewöhnlich aber lächerlich ausfallen. Bei Mariens Geburt übergiebt die alte Götterhebamme Lucina, das Kind einem Löwen, der die Stadt Florenz repräsentirt. Bei ihrer Erziehung spielt ihr Apoll ein Stückchen auf der Baßgeige vor. Bei ihrer Verheiratung trägt Hymen ihr die Schleppe, und ein Hund ist gegenwärtig, vielleicht als Sinnbild der Treue. Bei ihrer Ausschiffung zu Marseille verrenken sich die Syrenen fast die Ribben, um das Schiff fest zu halten, und ein Triton bläs't fürchterlich auf einer Muschel. In Lyon wird die Vermählung vollzogen, da erscheint sie im Costum der Juno, und Heinrich IV. empfängt sie als Jupiter. Bei der Geburt Ludwig des XIII. überreicht ihr die Fruchtbarkeit noch ein ganzes Nest mit fünf kleinen Kindern, als Prophezeiung, daß sie deren noch so viele auf die Welt setzen werde. Bei ihrer Krönung sind wieder einige Hunde geschäftig. Bei der Apotheose Heinrich des IV. rauft sich Bellona die Haare aus, und es giebt auch da ein paar derbe

Hunde, die überhaupt auf den meisten dieser Bilder zu Hause sind. Bald sind es Jagd- bald Windhunde, bald Bollenbeisser, zuweilen auch ein Schooshündchen. Auf dem Gemälde, welches Mariens Regierung versinnlichen soll, wird ein Globus (nemlich Frankreich) von Tauben gezogen. Die Versöhnung zwischen ihr und ihrem Sohne wird abermals in Gegenwart von Hunden gefeiert. Rechnet man zu allen diesen Lächerlichkeiten nun auch noch die kriechende Schmeichelei, die aus jeder dieser Allegorien hervorleuchtet; so ist es wohl natürlich, daß die Wirkung der Kunst, selbst eines Rubens, größtentheils verloren geht.

Ersatz dafür gewährt ein schlummernder Einsiedler von Vien, der seine Entstehung einem Zufall verdankt. Der Künstler mahlte nemlich einen Fuß nach der Natur, und ein armer Einsiedler diente ihm dabei als Modell. Der Alte, der nicht ganz nüchtern seyn mogte, hatte Langeweile, wurde schläfrig, wollte durch ein wenig Kratzen auf der Violine sich ermuntern, schlief aber richtig dabei ein, und seine Stellung war so auffallend, daß der Maler auf der Stelle, statt des Fußes den ganzen Eremiten skizzirte, und nachmals

eins der vortrefflichsten Gemälde aus dieser Skizze schuf.

Die heilige Familie von Raphael ist wunderschön, sie mag nun wirklich von Raphael seyn oder nicht; denn Kenner wollen behaupten, sie sey von seinem Zögling Andreas del Sarto. Sehr zweifelhaft ist die Sache allerdings, denn ich erinnere mich sehr bestimmt, die nemliche heilige Familie unter dem Namen Raphael auch zu Wien gesehen zu haben, und (wenn ich nicht irre) fast noch vorzüglicher. Welches ist nun das echte Bild? — gleichviel, sie sind beide echt.

Aus der Gallerie des Rubens tritt man in die Gallerie des Le Sueur, der zuweilen der französische Raphael genannt wird, obgleich er nie Welschlands schönen Himmel sah. Hier hängt weiter nichts von ihm, als die Geschichte des heil. Bruno, in 24 Bildern ausgeführt. Er malte sie auf Holz für die Cartheuser Mönche, deren Stifter Bruno war. Muthwillige Buben oder infame Neider beschädigten und zerkratzten die Bilder dermaßen, daß die Cartheuser genöthigt waren, Thüren darüber machen zu lassen. Jetzt sind sie sämmtlich restaurirt und von Holz auf Lei-

newand getragen worden. Man muß sich vorher ein wenig mit Bruno's Lebensgeschichte familiarisiren, um hier Genuß zu finden. Da ich aber dazu gar keine Lust in mir spüre, und überhaupt glaube, diese auf Befehl einer Königin gemahlte, sehr gemißhandelte, schlecht ausgebesserte, dann von Holz auf Leinwand getragene, und endlich abermals restaurirte Bilder, können nur einen schwachen Begriff von Le Sueurs Genie geben; so wende ich mich lieber zu der herrlichen Marmorgruppe eines lebendigen Künstlers, Amor und Psyche, von Delaistre zu Rom verfertigt. Ich glaube, um so berühmt zu werden, als manches griechische oder römische Kunstwerk, fehlt dieser Gruppe weiter nichts, als der Tod ihres Schöpfers und ein Alter von ein paar hundert Jahren.

Der Saal, in welchem der Erhaltungssenat seine Sitzungen hält, ist recht schön, aber zeichnet sich eben nicht aus. Er ist auch wohl zu klein, und man soll bereits die Veranstaltung getroffen haben, ein größeres Local einzuräumen. — Das merkwürdigste im Palais Luxembourg ist das Zimmer, wo vormals das Directorium sich versammelte, vor

der Revolution das Schlafzimmer von Madam, der Gemahlin Ludwig XVIII. Hier sieht man noch eine große Charte von Teutschland und den angrenzenden Ländern, auf welcher noch die Positionen der französischen Armeen in dem Augenblicke des Friedensschlusses von Campo Formio mit kleinen bunten Stückchen Papier und seidenen Fäden bezeichnet sind. Die verschiedenen Farben bedeuten bald das Hauptquartier, bald diesen oder jenen General, Posten, die leicht oder schwer zu vertheidigen sind, u. s. w. Auch die Orte, wo merkwürdige Gefechte oder Schlachten vorgefallen, sind markirt, und die Papierchen mit ganz dünnen Stecknadeln befestigt. — Ha! dacht' ich, wie oft mag auf dieser Stelle der Finger eines Directors, nachdem er vielleicht ganz gleichgültig eine Prise Toback in die Nase gestopft, das Elend meines Vaterlandes bezeichnet haben.

Der Saal der Fünfhundert.

So muß der Versammlungsort des alten römischen Senats ausgesehen haben, und wenn er nicht so ausgesehen hat, so hat er sicher dem Saal der Fünfhundert weit nachgestanden.

Dieser ist prächtig ohne Luxus, eine einfache, aber darum desto mehr imponirende Pracht. In einem großen halben Cirkel erheben sich amphitheatralisch 500 Sitze, hinter diesen eine Gallerie für die constituirten Autoritäten, und über derselben eine zweite für das Volk. Die Decke, die sich an die letztere schließt, wird durch die Bilder alter Gesetzgeber und berühmter Republikaner geschmückt. Da sind Solon, Lykurg, Regulus, Cato, und viele andere, stets mit Angabe der Zeit, in welcher sie gelebt haben. In der Mitte aller dieser Bilder thront die Natur, mit der Umschrift: „die Natur allein giebt ewige Gesetze." — Das Licht erhält der Saal von oben, und die Wärme von unten, denn Fenster und Oefen hat er nicht.

Den Sitzen der Fünfhundert gegen über steht eine sehr schöne Tribüne für den Präsidenten, ein wenig tiefer eine zweite für die Secretairs. Die Wände sind ringsumher drapirt, aber nicht mit dreifarbigem, sondern mit dunkelgrünem Tuche mit feuerfarbenen Verzierungen. Alles ist einfach erhaben, und es scheint mir unmöglich, irgend ein Local auf

der Welt seiner Bestimmung gemäßer einzurichten.

In der That werden alle die kleinen Hülfsmittel, welche so sehr auf die Sinne, und durch diese auf den Geist wirken, von uns hypersoliden Deutschen gewaltig vernachlässigt; wir spötteln wohl gar darüber, denn wir sind viel zu vernünftig dazu; deswegen kommen wir auch vor lauter Vernunft nie zum Handeln. — Der Franzose hingegen vergißt nichts von dem, was ihn an seine Thaten erinnern, oder zu künftigen Thaten anfeuern kann. Was er zu diesem Behuf erfindet, ist nicht immer Original, er copirt meistens die Griechen und Römer, aber gleichviel, wenn es nur die nemliche Wirkung wie damals hervorbringt. So sind zum Beispiel in den Hallen des Palais legislatif Tafeln aufgehangen, auf welchen die verschiedenen Eroberungen und Siege der Armeen verzeichnet sind. Wer nun in diesen Hallen auf- und nieder wandelt, lies't unwillkührlich was, wohin er sich auch wenden mag, die Tafeln ihm vorhalten; im Soldaten erweckt es Ehrgeiz, im Bürger Nationalstolz; wer unter jenen Armeen diente, findet sich schmeichelhaft belohnt, wer jetzt darunter dient,

genießt den Vorschmack des Lohns, der seiner wartet. Doch das letztere wohl nie mehr, als wenn er das

Hotel der Invaliden

besucht. Daß schon das Aeußere dieses herrlichen Pallastes an Pracht keinem andern nachstehe, ist längst bekannt, und ich halte mich dabei nicht auf. Aber von einer sonderbaren, fast möcht' ich sagen fröhligen Wehmuth wird man ergriffen, wenn man so durch den großen Garten fährt, der vor dem Hotel sich ausdehnt, und die schöne freundliche Aussicht auf die Seine gewährt; wenn man alle Augenblicke einem Krüppel begegnet, der froh und wohlgenährt aussieht, bequem auf einer Bank frische Luft schöpft, oder müßig in den Gängen lustwandelt. Ich war da gerade zur Mittagszeit; als die Trommel das Zeichen zum Speisen gab, sammelte sich Alt und Jung, kriechend und hinkend, in großen Sälen, wo sie sich an kleinen runden Tischen zusammen setzten, und eßlustig in die Schüsseln langten, die mit guter Hausmannskost gefüllt standen. Sie sind aber auch gar nicht gezwungen in den Speisesälen zu essen, denn die dankbare

Nation

Nation will ihnen nicht bloß Nahrung, sondern auch Bequemlichkeit im Alter geben, daher sah ich viele, die sich ihre Portion hohlten, und sie auf ihr Zimmer trugen. Ein jeder hat seine Carafine mit Wein dabei, um sein Herz zu erfreuen. — Aber wenn sie nun gesättigt sind, was thun die braven Verstümmelten dann, um die Langeweile zu vertreiben? — O dafür ist gesorgt. Sie haben eine treffliche Bibliothek, wie in mancher teutschen Residenz keine fürstliche gefunden wird. Ein großer Saal ist rings umher mit saubern schön gearbeiteten und wohlgefüllten Bücherschränken tapezirt. Zum Genuß dieser Seelenspeise laden bequeme Stühle und Tische ein. In verschiedenen Entfernungen findet man die Bitte angeschlagen, nicht auf den sehr reinlich gehaltenen Boden zu spucken. Im Hintergrunde der Bibliothek hängt das berühmte Bild von David, Bonaparte, wie er über die Alpen geht, und der Wind ihm den Mantel über den Kopf weht. Es ist das nemliche, welches Bonaparte den Invaliden schenkte, und welches die grauen Helden, als es gebracht wurde, mit Kanonenschüssen salutiren mußten. Der große segelnde Mantel hüllt den kleinen

Mann ganz ein. Aehnlich ist es vollends gar nicht. Indessen versteht sich, daß die Schmeichelei dafür sorgt, daß es vervielfältigt werde. Ich fand einen Maler und zwei junge Frauenzimmer davor sitzen, die es kopirten, der Maler en miniature, die Frauenzimmer bloß gezeichnet. Eine Menge Invaliden saßen ringsumher und lasen, der eine ein militairisches Werk, der andere ein Trauerspiel von Racine, der dritte einen Roman. Dabei hatten sie aber immer ein Auge auf ihre Gäste vom schönen Geschlecht, und, weil es eben ziemlich kalt war, kamen sie, und nöthigten die Damen, sich am Ofen zu wärmen. Als diese, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, es ablehnten, holten die galanten Krüppel Strohdecken herbei, und breiteten sie den Mädchen unter die Füße, damit sie auf dem mit Steinen ausgelegten Fußboden sich nicht erkälten möchten. Das hätten teutsche Invaliden nun wohl schwerlich gethan, hätten auch schwerlich da gesessen, um die Geschichte des siebenjährigen Krieges, oder ein Tauerspiel von Schiller zu lesen. Man muß nemlich dabei nicht vergessen, daß es lauter gemeine Soldaten sind. — Warlich! wenn man eine Stunde in dem Pal-

last herumgegangen ist, so bekommt man selber Lust, sich ein Bein abschießen zu laßen.

Besonders herzerhebend ist der große Dom, von dessen Gewölben die zahllose Menge der Fahnen sich herabneigt, deren jede ein Buchstabe einer Inschrift ist, welche die Siege der Nation verkündet, Hieroglyphen, so leserlich, als es noch keine gab. Die Fahnen fast aller Nationen prangen da, doch preußische habe auch ich troß alles Umherschauens nicht bemerkt. Was in Egypten an Roßschweifen, halben Monden u. dgl. erobert worden, ist an den Säulen malerisch gruppirt. Der Fahnen überhaupt mögen wohl mehrere Tausende seyn, und man wandelt wie unter einem ungeheuren Zelte. — Doch man schaue nicht blos über sich, die Seitenwände sind nicht minder merkwürdig. Gleich beim Hereintreten, rechts und links, sind die Mauern bis hoch hinauf mit Marmor incrustirt, und — gleich den alten griechischen Tafeln im Museum Napoleon, welche die Nämen der Helden aus dem Stamme der Erechtyden verewigen — lies't man hier die Namen aller Krieger, die sich in den verschiedenen Armeen hervorgethan haben, oder auf dem Bette der Ehre geblieben sind. Diese

Tafeln werden einst den Franzosen als Ahnenprobe dienen.

Ich schreite vorwärts, um die Gemälde zu betrachten. Das allergrößte Schmeichelbild, den 18ten Brûmaire vorstellend, hat gar keinen Eindruck auf mich gemacht, einmal, weil ich überhaupt wenig Sinn für Allegorien habe, und zweitens, weil ihm dieser Ehrenplatz viel zu früh eingeräumt worden. Die Plätze im Dom der Invaliden, sollte, wie im Pantheon nur die Nachwelt vertheilen. — Die Schlachten Ludwig des XIVten hängen freilich wohl an ihrer Stelle, aber es ist wenig daran zu sehn, denn die gemahlten Schlachten sehen sich alle einander ähnlich. Das Gemälde hingegen, welches die heldenmüthige Aufopferung des jungen Officiers zu Nancy vergegenwärtigt, (der sich bekanntlich vor die Kanone stellte, um ihr Abfeuern auf die Bürger zu verhindern, und ein Opfer seines Patriotismus wurde,) dieses Gemälde ist schön, und daß es hier hängt, ist noch schöner. — Trete ich endlich unter die große Kuppel, diesen runden, himmelanstrebenden, im erhabensten Styl erbauten Tempel, so erblicke ich seinen einzigen, in jeder Rücksicht einzigen Schmuck,

Türenne's Grabmal. Die aus der Höhle zu St. Denis geretteten Gebeine ruhen hier wirklich. Das Denkmal ist dasselbe, welches ihm seine Kinder einst zu St. Denis errichten ließen. — Etwas ist mir doch in der Kuppel dieses Tempels aufgefallen. Man sieht da nemlich die zwölf Apostel gemalt, und unter denselben Basreliefs von Voltaire, Rousseau, u. a. m. Wie kommen Voltaire und Rousseau zu den Invaliden und Aposteln?

Der Garten der Pflanzen. (Jardin des plantes.)

Er ist groß und schön, da ich aber kein Botaniker bin, so wird man in dieser Hinsicht weder Beschreibung noch Beurtheilung von mir erwarten. Die Treibhäuser enthalten nichts besonders, sind klein und niedlich. Wenn man die herrlichen Treibhäuser in Schönbrunn bei Wien gesehn hat, so scheinen diese hier nur armselige Hütten. Dort ist Alles so geschmackvoll geordnet, für Auge und Nase, ohne Hintansetzung des Wissenschaftlichen, so — fast möchte ich sagen dichterisch gesorgt — die Wasserpflanzen blühen in und um schöne Mar-

morbecken, malerisch vertheilt — die duftenden Blumen sind nach ihren verschiedenen Farben so kunstreich gemischt — die Bäume und Produkte der heißesten Zonen erfreuen sich in eignen Häusern ihres gewohnten Clima's — und die Häuser Alle sind so hoch, so geräumig, so einladend zum Spaziergang — und der Obergärtner oder Director dieser schönen Anstalt verbindet so reiche Kenntnisse mit so gefälligen Sitten, hat selbst alle die Länder bereis't, aus welchen Flora und Pomona ihre uns fremden Kinder hieher sandten. — Kurz, von alle dem findet man im Jardin des plantes nichts. Man kriecht gebückt unter allerlei Gesträuchen herum, durch welche ein schmutziger Gärtnergesell den Weg zeigt, und man ist am Ende froh, sich wieder unter freiem Himmel zu befinden; wo man dann auch im Vorübergehn die berühmte Ceder bewundern mag, der in den Revolutionszeiten eine Kanonenkugel den Gipfel geraubt.

Die fremden Thiere sind ziemlich zahlreich, doch ist eben nicht viel darunter, was man nicht sonst schon gesehn hätte. Ein paar Elephanten, die allerlei Künste machen, die eroberten Bären von Bern, Löwen, Tiger, Leopar-

den, Wölfe, Adler, ein Strauß, ein paar Kanguru's, ein Ichneumon, viele Gattungen von Schaafen, Ziegen, Hirschen, — das ist ungefähr Alles. Aber sehr artig ist die Einrichtung, daß alle diejenigen Thiere, deren Wildheit nicht zu scheuen ist, draußen im Freien herumlaufen, und nur durch niedrige Zäune von einander getrennt sind, über welche ein Mensch von ganz geringer Größe sehr gut hinwegsehn kann.

Was aber den Pflanzengarten am interessantesten macht, und, troz seiner Entfernung, zu wiederhohlten malen hinlockt, ist wohl die in der Welt einzige Gallerie der Naturgeschichte. Ein schönes Gebäude mit vielen geräumigen Sälen dicht am Garten faßt dieselbe. Alles ist auf das unterrichtendste in Glasschränken geordnet. Im ersten Stockwerk findet man das Mineral- und Pflanzenreich; auch viel Versteinerungen, unter andern eine große Sammlung versteinerter Fische, unter welchen Einer sich befindet, der von der noch flüssigen Steinmasse in demselben Augenblicke muß umgeben worden seyn, als er einen andern kleinen Fisch verschlang, denn seine Beute ist ihm halb im Halse stecken geblieben und ist hernach zugleich mit ihrem Räuber

versteinert worden. Eines der merkwürdigsten Stücke ist auch ein sehr vollkommener, versteinerter Crocodillkinnbacken. — Mondsteine giebt es hier in Menge, auch ein Stück von dem berühmten alten Ensisheimer. — Weiterhin die Holzarten, ja die Früchte aller Welttheile, die man sonst nur etwa aus Reisebeschreibungen kannte. Die Früchte sind theils getrocknet, theils in Weingeist aufbewahrt; einige wenige auch in Wachs nachgebildet.

Im zweiten Stock ist das Thierreich befindlich. Da erblickt man zuerst unter Glas die Käfer, Schmetterlinge und alles kriechende Gewürm, dann kommen die Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, dann die Vögel aller Art, unendlich bunt und schön, zum Theil mit ihren Nestern und Eyern. Da ist der allerliebste Fliegenvogel, mit einem Nest voll Jungen, die nicht größer sind, als Bienen, und ihre Mutter kommt an Größe etwa einer Bremse gleich. Nicht weit davon stehen die Riesenvögel Casuar und Strauß. In den herrlichen Colibris, und den zahllosen Gattungen der Papagoyen hat die Natur ihre ganze Pracht zur Schau gelegt. — Ein

großer Saal enthält die vierfüßigen Thiere, die Mitte des Saales füllen der buntgestreifte Zebra, das Rhinoceros, der Elephant, und endlich die ungeheure Giraffe, neben welcher der Elephant wie ein Zwerg steht. Zwei Schritte davon findet man auch das sibirische Mäuschen, das kleinste aller vierfüßigen Thiere. — Lieber Gott! wenn man in Gedanken den Fliegenvogel neben den Strauß, und das sibirische Mäuschen neben die Giraffe stellt, und sich dabei erinnert, daß jener Coloß nicht mehr Leben von der Natur empfing, als dieses winzige Wesen, daß die Genußfähigkeit in diesem kleinen Raume eben so kunstreich organisirt worden, als in jenem wandelnden Berge — zu wie manchen ernsten Betrachtungen ergiebt sich hier der Stoff. — An den Wänden umher stehen, außer den bekanntern Thieren, die man auch wohl an andern Orten findet, der Hippopotamus, (Nilpferd) die Seekuh, die Antelope, Faulthier, Ameisenfresser, kurz alles, was man vorher nur im Büffon gemalt gesehen hatte. Auch das seltsame, erst kürzlich entdeckte Schnabelthier, welches eine bisher unausgefüllte Stufe zwischen den Vögeln und vierfüßigen

Thieren einnimmt. Doch war der Schnabel dieses Exemplars nicht so gut erhalten, als der eines andern, das ich bei dem Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen gesehn habe.

Das Local, so groß es auch scheint, ist bereits zu klein geworden, und man denkt auf Vergrößerung; denn für die neuen Sachen, welche Capitain Baudin mitgebracht, ist schon kein Platz mehr. — Alle diese gehäuften Naturschätze stehn dem Schau- und Lernbegierigen täglich umsonst offen, und er braucht sich nicht mit dem Beschauen zu begnügen, sondern er kann auch in die schöne, daran stoßende Bibliothek gehn, (welche durch Büffons Bildsäule geschmückt wird,) wo er alle in die Naturgeschichte einschlagende Werke findet, wo er sich gemächlich niederlassen, nachschlagen und excerpiren mag. Diese Anstalt ist einzig! sie entzückt! sie reißt den Fremden zum innigsten Danke gegen eine Regierung hin, die mit so liberalen Gesinnungen alles mittheilt, hergiebt, aufschließt, was Fremde und Einheimische zur Vervollkommnung der Wissenschaften ermuntern kann.

Da der berühmte Cuvier am andern Ende des Gartens wohnt, so erwähne ich hier so-

gleich seines eigenen anatomischen Kabinets, welches füglich, sowohl der Größe als des Inhalts wegen, auch Gallerie genannt werden könnte. Der wackere Cuvier zeigt es bereitwillig und spricht sehr lehrreich darüber.

Hier findet man die kleinsten Geschöpfe, Insekten sogar, mit bewundernswürdiger Kunst und Geduld anatomirt, unter andern einen Seidenwurm mit seinen Eiern, der so fein bearbeitet ist, daß man fast auf den Gedanken geräth, Cuvier müsse, statt der Augen, zwei Microscope im Kopfe haben. Das Küchlein von seiner ersten Entstehung im Ei bis zum Auskriechen. Eine Menge skeletirte Fische und vierfüßige Thiere, unter letztern die prächtige Giraffe, die vormals der Erbstatthalter besaß. Ein paar Kamele, die neben ihr stehn, können ihr bequem unter dem Bauche durchkriechen. Ein Crocodillkopf, an dem deutlich zu gewahren, daß, gegen den bisherigen Glauben, der Crocodill den obern Kinnbacken auf und zu thut, der untere hingegen unbeweglich ist. Ein paar Elephantengerippe u. s. w. Mißgeburten von Menschen und Thieren. Das Skelett des niedlichen Zwergs Bebe, eines Lieblings des Kö-

nigs August von Polen. Mehrere Mumien, theils egyptische, theils der Guanchen, der Ureinwohner der Insel Teneriffa. Letztere haben die Zähne so abgestumpft, daß man den sichern Schluß daraus ziehen kann, sie haben sich blos von Vegetabilien genährt; ihre Köpfe sind sehr schön geformt, und Cuvier meint, dieses ausgestorbene, oder vielmehr ausgerottete Volk müsse eine schöne, edle Menschenrace gewesen seyn. — Die Sammlung von Köpfen ist noch im Werden, bis jetzt steht sie der Blumenbach'schen noch weit nach. Traurig ist die Bemerkung für die Seelenverfechter und allgemeinen Freiheitsprediger, daß die Negerköpfe grade die Abstuffung zwischen Menschen und Affen ausmachen, eben so verschoben, wie die der Affen, auch das Kinn einwärts gehend, wie bei den Thieren, also — möchten doch wohl die Neger nicht unsre Brüder seyn. — Von Gall's System sprach Cuvier zwar mit Interesse, (er correspondirt selbst mit ihm) meinte auch, daß im Ganzen viel Wahres darin liege, nur lasse sich wohl im Einzelnen und Kleinen noch nicht so viel bestimmen, als Gall thue. Ich wüßte doch nicht warum? Ist nur erst das Ganze erprobt, so muß das Einzelne sich

ja durch Erfahrung ausmitteln lassen, und wer Galls System nur einmal durch ihn selbst hat vortragen hören, der wird unwillkührlich von der Evidenz seiner vor Augen liegenden Beweise hingerissen.

Sehr merkwürdig ist eine Sammlung versteinerter Knochen, die, obwohl sie alle in der Gegend um Paris gefunden worden, doch wohl 15 Thierarten enthalten, die heut zu Tage gar nicht existiren, und offenbar zu einer bereits zerstörten Schöpfung unserer Welt gehört haben. Aehnliche Thiere hat die neue Schöpfung wieder hervorgebracht, doch dieselben nicht wieder. Hier ist Gelegenheit, sich in einen Abgrund verwirrender Gedanken zu stürzen. Cuvier schreibt in diesem Augenblicke ein Buch über diesen Gegenstand, dessen Erscheinen wohl Tausende, gleich mir, mit Verlangen entgegen sehen werden. — Eine Sammlung von Köpfen, vom ersten Augenblicke des Lebens an, Jahr für Jahr, bis ins hohe Alter, ist noch unvollständig. — Eine Sammlung der verschiedenen Vogelfedern, nicht um der Farben, sondern um der Gestalt willen. — Die Structur des Auges, des Ohres, der Zeugungstheile, in Wachs nachgebil-

det, doch weniger schön als bei Bertrand, u. s. w. Ein Transport afrikanischer Thiere, vom Bey von Tunis geschenkt, ist jetzt unterwegs. Cuvier rühmt besonders, daß die in fernen Ländern commandirenden Generale es sich sehr angelegen seyn lassen, die verschiedenen Sammlungen des Jardin des plantes zu bereichern. — Ein Beutelthier war vor ein Paar Tagen gestorben, und wurde eben anatomirt. Dagegen ist das Weibchen des Kanguru trächtig.

Der falsche Dauphin.

Diese seltsame, in Deutschland meines Wissens noch nicht bekannt gewordene Geschichte, wird um so mehr in Erstaunen setzen, wenn ich versichere, daß es noch jetzt eine Menge Menschen in Frankreich giebt, welche nicht allein steif und fest glauben, Ludwig der Siebenzehnte lebe noch, sondern auch ziemlich scheinbare Gründe dafür anführen. Kämen nicht einige offenbare Mährchen dabei vor, so müßte man wenigstens bekennen, die Sache sey möglich. Die Geschichte ist übrigens actenmäßig bekannt gemacht worden; ich will sie dem Leser mittheilen, zuerst so, wie das Gouvernement und die Richterstühle sie erzählen, alsdann so, wie der Held der Geschichte und seine Anhänger sie glauben machen gewollt haben.

Jean-Marie Hervagault ist der Sohn eines Schneiders zu St. Lo, von einnehmender Gestalt, Gesichtszügen, welche mit denen Ludwig des XVI. viel Aehnlichkeit haben, blond,

schlank, lebhaft, arglos sich hingebend, schnell fassend, Unschuld trefflich heuchelnd; also viele gute Anlagen aber ohne Erziehung. Man muthmaßt, er sey ein Kind der Liebe des ehemaligen Herzogs von Valentinois, welcher Güter in der Normandie besaß. Die wundergleichen Begebenheiten der Revolution verrückten ihm den Kopf; er sah, daß so mancher aus dem Staube sich emporgeschwungen hatte, er wollte es auch versuchen. Im September 1796 lief er aus dem väterlichen Hause, schweifte auf dem Lande herum und gab sich für den Sohn einer angesehenen, durch die Revolution heruntergekommenen Familie aus. Jugend, Unschuld und Wahrscheinlichkeit seiner Erzählungen verschafften ihm überall günstige Aufnahme und Unterstützung. Er hatte keinen Paß, aber Niemand fragte ihn darnach. Er wurde dreister, wagte es, nun auch in Städten sein Handwerk zu treiben, kam nach Cherbourg. Hier aber wurde er bald als Vagabund arretirt. Sein Vater, der Schneider, erfuhr es, eilte herbei ihn in Empfang zu nehmen, und wunderte sich nicht wenig, ihn mit Geld und Kleinodien reichlich versehn zu finden. Er nahm ihn wieder mit zurück nach

St.

St. Lo, wo aber der junge lebhafte Mensch nicht lange aushielt, sondern bald zum zweitenmal davon lief, im Departement du Calvados herum irrte, und, an Leib und Geist gewachsen, sein Mährchen noch besser ersann als das Erstemal. Bald gab er sich für einen Sohn des Prinzen Monaco, bald des Herzogs von Ursel in den Niederlanden aus. So stieg er von Stufe zu Stufe; es währte nicht lange, so war er schon verwandt mit Ludwig XVI., mit Kaiser Joseph II. und mit dem König von Preußen; um seiner bedrohten Sicherheit willen reis'te er in Frauenzimmerkleidern, und gab vor, er komme eben aus England zurück, wohin er seinem emigrirten Vater Geld gebracht.

Viele, sehr viele Leute von Rang und Erziehung wurden getäuscht, denn er schmeichelte ihren alten Vorurtheilen, besonders nahmen sich die Damen seiner an, denn der schöne Jüngling sprach zu ihren Herzen. Seine Abentheuer fingen an einiges Aufsehn zu erregen, da wurde er in Weibertracht abermals arretirt und nach Bayeux ins Gefängniß gebracht. Bayeux ist nur 10 Meilen von St. Lo, sein Vater kam zum zweitenmal, ihn zu

befreien, und man war, in Rücksicht seiner Jugend, auch zum zweitenmal so nachsichtsvoll, ihn der väterlichen Gewalt auszuliefern. Er sollte nun Schneider werden; der Gedanke war ihm unerträglich. Er entsprang zum drittenmal.

Im October 1797 befindet er sich auf der Diligence zwischen Laval und Alençon, sehr einfach und seinem Geschlechte gemäß gekleidet. Nicht weit von Alençon steigt er ab, und geht seitwärts nach einem Dorfe, genannt les Joncherets. Die Nacht überfällt ihn, er bittet einen Bauer um ein Nachtlager. Man weis't ihn nach dem Hause der Demoiselle Talon-Lacombe, wo er mehr Bequemlichkeit finden werde. Er geht dahin, sagt, er gehöre zu der Familie Montmorency, habe Schloß und Güter bei Dreux, irre verlassen und verfolgt umher. Die Dame interessirt sich lebhaft für ihn, giebt ihm Kleider und Geld, welches er bei seiner Ankunft zu Dreux zu erstatten verspricht. Er läßt sichs hier eine Zeitlang wohl seyn, spielt den vornehmen Herrn, und schenkt z. E. dem Stalljungen, der ihm das Pferd zum Spazierenreiten sattelt, einen Louis.

Endlich muß er sich doch zur Abreise ent-

schließen, und Demoiselle Lacombe begleitet ihn nach Dreux, um dort ihre Auslagen wieder zu erhalten. Sie kommen glücklich dahin, aber Schloß und Güter sind verschwunden. Was ist natürlicher? Die Revolution erklärt Alles. Um 50 Louis ärmer und an Erfahrung reicher kehrt die Dame zurück. Der junge Held wird immer dreister. Im Mai 1798 wagt er sich auf der Diligence nach Meaux (nur acht Posten von Paris) und steigt im Wirthshause ab. Hier giebt man ihm zwar zu essen, versagt ihm aber ein Nachtlager, weil er ohne Paß reis't. Eine pariser Kaufmannsfrau, Laravine, die sich grade zu Meaux aufhält, erbarmt sich seiner, und erlaubt ihm in ihrem Waarenlager zu schlafen. Diese Gefälligkeit giebt ihm Muth, mehr bei ihr zu wagen, und es glückt. Er sagt ihr, er sey der Sohn eines reichen Pächters zu Damery, jetzt auf der Flucht, um der Aushebung zum Rekruten zu entgehen. Madame Laravine schenkt ihm noch 4 Louis, und er miethet sich einen Platz auf der Diligence nach Straßburg.

Etwa eine Meile von Chalons verschwindet er, Postillon und Conducteur erwarten ihn lange vergebens. Er geht nach dem Dorfe

Mery, und will sein Mährchen auf dem Schlosse Guignaucourt auskramen, allein hier traut man ihm nicht, er wird arretirt und zum Friedensrichter nach Cernon gebracht. Auf die Frage: wer er sey? versetzt er geheimnißvoll, er habe darauf nichts zu antworten. Man liefert ihn aus nach Chalons. Hier wird er abermals um seinen Nahmen befragt und antwortet stolz: „man wird ihn nur zu früh erfahren." — Endlich sagt er, er heiße Louis-Antoine-Jean-François de Longueville, sein Vater sey todt, seine Muter Madame Sainte-Emilie, wohnhaft zu Beuzeville bei Pont-Audemer im Departement de l'Eure. Man muß gestehen, daß man nicht umständlicher lügen kann.

Von jetzt an, im Arresthause zu Chalons, affectirt Hervagault einen vornehmen Ton und ein geheimnißvolles Wesen, reizt die Neubegier, giebt Winke, und kurz, es währt nicht lange, so murmelt man sich ins Ohr: es ist der Dauphin! der Sohn Ludwig des Sechszehnten! — Der Kerkermeister selbst glaubt das Mährchen, und thut ihm Vorschub. Zwei Kaufmannsfrauen aus Chalons, Saignes und Felize, werden in das Geheimniß eingeweiht,

bald verbreitet es sich, niemand zweifelt mehr, — seine Gestalt, seine Manieren — man darf ihn nur sehn, rufen die gläubigen Seelen, auf den ersten Blick erkennt man ihn. Alle Einwohner von Chalons der vormals privilegirten Classen, werden nach und nach zu Vertrauten und Anhängern geworben, alle wetteifern, den letzten unglücklichen Zweig ihrer Könige zu unterstützen. Seine Tafel wird täglich mit Leckereyen aller Art besetzt, seine Zimmer werden elegant möblirt; man hält ihm Lehrer; der Kerkermeister ist gehorsam und ehrfurchtsvoll, sein Gefangner darf spazieren gehn, so oft ihm beliebt, doch stets als Mädchen verkleidet; das Gefängniß verwandelt sich gleichsam in ein Lustschloß.

Indessen waren die Eingeweihten nicht immer vorsichtig genug, sie ließen in der Freude ihres Herzens sich hier und da ein Wörtchen entschlüpfen, die Obrigkeit wurde aufmerksam, und, nachdem jene Maskerade einige Monate lang gespielt worden war, befragte man Hervagault schärfer. Listig und mit Geberden, die das Gegentheil besagten, erklärte er nun selber, er sey der Sohn eines Schneiders zu St. Lo. Man schrieb an den Vater, die Wahrheit der

Aussage bestätigte sich, und man verdammte ihn zu monatlichem Gefängniß. Diese gelinde Strafe wurde von den Eingeweihten mehr als ein davon getragener Sieg betrachtet; sie hatten, während der Untersuchung, gezittert, daß der wahre Stand des Gefangenen werde entdeckt werden. Um ihn, nach überstandener Strafe, der Wachsamkeit der Polizey zu entziehen, versieht man ihn reichlich mit Geld, auch Juwelen, und hilft ihm fort. Er ist sehr zufrieden mit diesem Ausgang, und fängt nunmehr an, seine Rolle im Departement Calvados, und zwar zu Vire, zu spielen. Hier macht er wenig Proselyten, wird bald aufs neue arretirt, und diesesmal mit mehrerer Strenge zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilt. Da die Einwohner von Vire ihn bloß als einen jungen Taugenichts betrachteten, so würde er diese zwei Jahre sehr übel zugebracht haben, hätten nicht die Getreuen von Chalons ihn fortwährend unterstützt, wobei Madame Saignes die troſtreiche Correspondenz führte. Diese Frau meinte es wirklich gut mit ihm, sie wünschte auch, er mögte die Zeit seiner Gefangenschaft dazu anwenden, sich zu unterrichten, aber er ergab sich dem Trunke,

und verließ nach zwei Jahren das Gefängniß schlechter als vorher. Madame Saignes holte ihn selbst von Vire ab, um ihn zurück nach Chalons in den Kreis seiner Getreuen zu führen. Dort wurde alles auf das herrlichste zu seinem Empfang vorbereitet; er kommt, wird complimentirt, man streut ihm Blumen, man behandelt ihn mit ausgezeichneter Ehrfurcht, das Horn des Ueberflusses wird von neuem über den Schneidersſohn von St. Lo ausgeschüttet.

Die Polizey kam bald auf die Spur, aber die Getreuen erhielten Wind davon, man berathschlagte, und fand für gut, den Dauphin auf Reisen zu schicken. Seine Reiseroute richtete man so ein, daß er überall Vertraute fand, die, von seinem hohen Stande unterrichtet, ihm die gebührende Aufmerksamkeit bewiesen. So war er einmal zu Rheims, und zweimal zu Vitry-le-François, auch oft auf Landgütern, überall wechselten Bälle, Concerte, Feste aller Art. Zu Vitry wohnt er prächtig und bequem in dem Hause der Madame de Rambecourt, deren Gemahl ihn wie seinen Schatten begleitet, ihn aufmerksam bedient, gleichsam seinen Kammerherrn macht. Am

Tage des heil. Louis giebt man ihm, als an seinem Nahmenstage, ein herrliches Fest, wobei die Damen Lieder ihm zu Ehren singen. Man nennt ihn im vertrauten Kreise stets mon prince. Man läßt sein Portrait als das des Dauphins herumgehen; man erzählt, der Papst selber habe ihm ein Zeichen auf das Bein gedrückt, um ihn einst wieder daran zu erkennen; man theilt sich endlich den Brief eines Bischofs mit, der, gleichfalls getäuscht, in den ehrerbietigsten Ausdrücken an den jungen Landstreicher schreibt, und durch sein Beispiel manchen, der noch wankte, überzeugt. Schon bildet sich eine Art von Hof um Ludwig XVII., er hat Favoriten, wird bald die großen Hofchargen besetzen; unter seinen Anhängern finden sich Nahmen von Bedeutung. Alle glühen von Enthusiasmus, und sind bereit, ihm die größten Opfer zu bringen. Männer von Geburt und Rang schätzen sich glücklich, ihm gleich Kammerdienern die niedrigsten Dienste zu leisten. Geizhälse werden verschwenderisch, wenn sie nur das Glück haben können, ihn zu bewirthen. Natürlich, daß alles das der wachsamen Polizey nicht entgehn konnte, der Polizeyminister Fouché erfuhr zu

Paris alles, was zu Vitry vorging, und plötzlich machte ein Verhaftsbefehl der Comedie ein Ende. Aber selbst bei dieser Verhaftung betrug sich Hervagault mit einem Stolz, mit einer Würde, die Allen imponirte; seine betrübten Anhänger umgaben ihn mit tiefstem Respect; Einer derselben bat gerührt um die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen; da reichte ihm der Schneiderssohn nachlässig die Hand zum Kuß. Gleich am ersten Abend der Verhaftung wird im Kerker ein splendides Gastmahl veranstaltet. Man bittet um seine Befreiung und will Bürgschaft für ihn stellen, aber vergebens. Man kann also nichts weiter thun, als ihm seine Gefangenschaft auf alle nur mögliche Weise erleichtern. Er wurde stets auf das köstlichste servirt, und war schon so daran verwöhnt, daß, als man ihm einst zum Abendessen ein Huhn, eine Taube, Salat und eine Crême brachte, er das nicht hinreichend fand, sondern es auf die Erde warf. Der Notarius Adnet nannte ihn selbst im Gefängniß Monseigneur, und wurde dafür gnädig belohnt, durch die Benennung mon petit page, mon petit valet de chambre d'amitié.

So spielt er seine Rolle kaltblütig und mit Würde fort. Geht er zur Messe, so trägt ihm ein Bedienter Kissen und Gebetbuch nach. Er ernennt sich einen Secretair, der in seinem Nahmen Louis Charles unterzeichnen muß. Wenn man einen großen Nahmen trägt, äußert er gegen die Richter, so ist man der Verfolgung ausgesetzt. — Der Maire von Vitry sah sich endlich genöthigt, um des großen Zulaufs willen, ihn enger einzuschränken, auch den ungeheuern Lieferungen von Wein und Speisen vernünftige Gränzen zu setzen. Die nothwendigsten Personen ausgenommen, mußte man einen Erlaubnißschein haben, um ihn zu besuchen.

Sein Verbrechen wurde indessen noch immer aus keinem politischen Gesichtspunkte betrachtet, sondern bloß der Polizeybehörde (police correctionelle) zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Auch Madame Saignes wurde, als seine Mitschuldige, eingezogen, da man ihr aber nichts beweisen konnte, wieder auf freien Fuß gestellt. Hervagault hingegen wurde zu Ende des Jahres 1802 wegen Escroquerie und Mißbrauch der Leichtgläubigkeit des Volks zu vierjähriger Gefängniß-

strafe im Zuchthause zu Ostende condemnirt. Sowohl Hervagault, als auch der Fiscal des Gouvernements, appellirten beide von diesem Urtheil.

Die Sache sollte nun zu Rheims verhandelt werden. Plötzlich tritt ein neuer und sehr wichtiger Schauspieler in dieser Tragi-Comödie auf. Der alte Prälat L. v. S. Bischof v. B. ein wegen seiner Redlichkeit, strengen Sitten, und Gelehrsamkeit, allgemein geachteter Greis, hält sich überzeugt, daß Hervagault wirklich der ächte und rechte Dauphin sey. Er hat sogar mit den Wundärzten gesprochen, die den vermeinten Leichnam des Dauphin im Tempel geöffnet, und ihn versichert haben, es sey nicht der des Dauphin gewesen. Er beschließt seinen jungen Monarchen zu befreien, leiht große Summen, verläßt sein Amt, kommt nach Rheims, correspondirt durch den Kerkermeister mit dem Gefangnen, und glaubt endlich seiner Sache gewiß zu seyn. Der Tod des Dauphin ist ihm eine politische Lüge des Nationalconvents. Er glaubt sich auch berufen, dem vernachlässigten Prinzen eine Erziehung zu geben, seine Absichten sind rein und vortrefflich; er schickt ihm Bücher, unter an-

dern einst le Genie du Christianisme von Chateaubriant, und das Trauerspiel Athalie, worauf er zu seiner Verwunderung die Antwort erhält: „Spotten Sie meiner? alles das weiß ich auswendig.“

Was der alte Prälat am meisten für seinen Schützling fürchtet, ist Deportation. Er bietet, um dies zu verhindern, alle Kräfte, selbst seine Freunde in Paris auf; er entwirft eine Liste der Personen, denen er des Dauphins Schicksal anvertrauen will, man findet darauf unter andern die Namen Brissac, Necker, Madame de Stael, Montesson, Roquelaure, Angouleme, Talleyrand, Puysegur, Boufflers, Laharpe, u. s. w. Einige glauben ihm, andere nicht; einige geben ihm die Namen Blondel und neuer Joab. Man bedient sich der Ziffersprache; man macht sogar das Project, den Dauphin mit einer weitläuftigen jungen Verwandtin des königl. Hauses zu vermählen. Hervagault weigert sich anfangs beizustimmen, denn er hat, (wie wir hernach hören werden,) der liebenswürdigen Schwester der Königin von Portugall Treue geschworen, er giebt aber endlich aus Staatsgründen nach, und es wird beschlossen, für ihn zu werben.

Ehe aber alle diese Unterhandlungen recht in Gang kamen, wurde der Proceß vor dem Criminalgericht zu Rheims noch einmal öffentlich untersucht, und zwar in Gegenwart eines zahlreichen Volks, welches sich offenbar auf die Seite des Beklagten neigte, laut gegen den Fiscal des Gouvernements murrte, hingegen Hervagault's Vertheidiger mit Enthusiasmus beklatschte. Die Richter ließen sich aber nicht irre machen, sondern bestätigten das erste Urtheil. Während sie in einem andern Zimmer noch deliberirten, sah man die bangste Erwartung auf allen Gesichtern. Hervagault hörte sein Urtheil mit einem spöttischen Lächeln kaltblütig an, und seine Anhänger, statt von den Gründen der Richter überzeugt zu werden, blieben nur noch halsstarriger auf ihrer Meinung. Man fuhr fort im Gefängniß ihn königlich zu bedienen. Er hatte unter andern einen silbernen Becher mit den Buchstaben L. C. (Louis Charles) und der alten französischen Krone geschmückt; er sagte dem Kerkermeister, das sey sein Chiffre. Keiner seiner Anhänger wurde abtrünnig, im Gegentheil, ihr Eifer verdoppelte sich, und der alte ehrwürdige Bischof v. B. stand immer an der

Spitze. Ja, dieser letztere beschränkte seinen Eifer nicht auf Geschenke und guten Rath, er wollte auch thätig seyn, und, als er in Erfahrung brachte, daß man seinen illüstren Pupillen von Rheims nach Soissons bringen wolle, beschloß er, ihn auf der Landstraße den Händen seiner Verfolger zu entreißen. Dieses junge Project eines alten Kopfes wurde verrathen, man bemächtigte sich des Bischofs, wie auch seiner Papiere, und fand darin den Beweis, daß er wirklich den Schneidersohn von Saint Lo die Rolle des Dauphin habe wollen spielen lassen. Er läugnete das auch gar nicht, sondern erklärte geradezu, daß er Hervagault in der That für den Dauphin halte. Das Gouvernement hatte Mitleid mit dem Greise, und setzte ihn in Freiheit. Auch mit Hervagault würde es milde verfahren haben, wäre er nur irgend zu bessern gewesen; doch da er in Soissons sich abermals schnell einen Anhang bildete, so hat man ihn verschwinden lassen.

Um nun aber begreiflich zu finden, wie so viele angesehene und kluge Leute sich von die-

sem rohen Jüngling konnten täuschen lassen, hätte man ihn selbst müssen erzählen hören. Mit großer Rührung erinnerte er sich, wie sein Vater Ludwig XVI. ihm noch im Kerker Unterricht in Geschichte und Geographie gegeben; mit dem Ton der unbefangenen Wahrheit sprach er von einer Hündin, die seine Mutter, Marie Antoinette, sehr geliebt und Fidele genannt hätte. Die kleinsten Umstände mahlte er mit kindlicher Lebhaftigkeit, und vergaß auch nicht, daß sein Kerkermeister Simon ihn sogar des Nachts aufgeschreckt habe, um sich zu überzeugen, daß er nicht entführt sey. „Ich mußte," fuhr er fort, „die niedrigsten Arbeiten verrichten, meine Gesundheit litt darunter. — Der 9te Thermidor erleichterte das Schicksal so mancher Schlachtopfer der Revolution, auch das meinige; man gab mir bessere Kleidung, gesundere Speisen, man erlaubte mir sogar die Spiele meines Alters. Meine Schwester durfte zu mir kommen, mit mir essen, mit mir spielen. Welch ein Augenblick, der erste unsrer Wiedervereinigung! (er weinte bitterlich wenn er davon sprach.) Indessen wurde meine Gesundheit doch immer schwächer, die Kerker-

luft würde mich getödtet haben, aber Gott hatte beschlossen, mir Hülfe zu senden.“

„Eines Tages, gegen Ende des May 1795, als ich eben einschlummern wollte, näherte sich mir einer meiner Wächter, den ich seiner Sanftmuth halben stets geliebt hatte, und flüsterte mir zu: Gutes Kind, hier im Gefängniß würdest du bald sterben; aber Leute, die dich lieben, wenn du sie gleich nicht kennst, lassen dir sagen, wenn du schweigst, so wollen sie dich bald an einen Ort bringen, wo du frei seyn, und mit Kindern deines Alters spielen wirst. — Ich verschlang seine Worte, versprach, mir nichts merken zu lassen, und harrte sehnsuchtsvoll der Erfüllung seines Versprechens.

„Am andern Abend, um die nemliche Zeit, kam ein Wagen mit weißer Wäsche beladen auf den Hof, die man gegen schmutzige Wäsche auszutauschen gewohnt war. Unter diesem Weißzeug lag ein sehr krank aussehendes Kind meines Alters verborgen. Mich nahm ein starker Mann, als Matrose gekleidet, in seinen Arm, steckte mich unter einen Haufen alter Wäsche, und nur eine kleine Oeffnung schützte mich vor dem Ersticken. Das letzte was ich in meinem Kerker sah, war das schlafende

kranke

kranke Kind, welches in mein Bett gelegt wurde. Ich wurde ziemlich unsanft auf den unten stehenden Wagen geworfen, und ohne Hinderniß nach Chaillot gefahren. Sobald wir aus dem Tempel waren, lüftete man mich ein wenig, nur bei der Barriere wurde ich wieder ganz bedeckt. Zu Passy trug man mich, noch immer eingewickelt, in eine niedrige Stube, wo man mich ganz in Freiheit setzte. Drei unbekannte Männer sah ich hier, die sich zu meinen Füßen stürzten, und vor Freude außer sich schienen. Man kleidete mich schnell in Weibertracht, setzte mich in eine Postchaise, und nahm den Weg nach der Vendee zu der Armee der Royalisten. — Was es eigentlich mit meiner Befreiung für eine Bewandniß gehabt, hab' ich erst spät erfahren. Nach dem Sturz Robespierre's nemlich, wurden die herrschenden Parteien unter sich selbst uneinig, viele neigten sich zur Wiederherstellung der Königswürde, man näherte sich den Royalisten in der Vendee, man pflog Unterhandlungen mit ihnen durch das Conventsmitglied Ruelle, und einer der ersten Puncte, worauf jene bestanden, war meine Auslieferung, dem jedoch der Wohlfahrtsausschuß die Einschränkung hin-

zufügte, daß dieselbe anfangs verhellt, und ein anderes Kind an meiner Stelle untergeschoben werden müsse. Nach langen und heftigen Debatten gestanden die Royalisten das zu. Die Schwierigkeit war nur noch ein Kind zu finden, das man für mich passiren lassen konnte. Der Graf Louis de Frotté übernahm es, und schickte den Abbé Laurent deshalb nach der Normandie, begleitet von seinem Adjutanten Dühamel. Sie bestechen zu St. Lo einen Schneider, Namens Hervagault, seinen mir ähnlichen Sohn für 200000 Livres dem allgemeinen Besten zu opfern. Man versicherte den Schneider übrigens, daß er für das Leben seines Sohnes nichts zu besorgen habe, und man verschwieg ihm sogar, daß das Kind durch eine starke Portion Opium in einen tiefen Schlaf gesenkt werden sollte."

„Im Tempel war nur dreien Personen das Geheimniß vertraut, der Frau des Kerkermeisters, dem oben erwähnten Wächter, und dem Wäscher des Gefängnisses. Der letztere war es, der mich heraustrug, und zu Passy an die Herren de Frotté, du Chatelier, und den Abbé Laurent ablieferte. — Zwei Stunden nach meiner Befreiung kam der berühmte Arzt Des-

sault, dessen Sorgfalt ich anvertraut war, in den Tempel. Eine zu starke Dosis Opium hatte das Kind, das in meinem Bette lag, in einen todtenähnlichen Schlaf versenkt. Dessault wollte es befühlen, ohne es zu erwecken; als er aber die Hand auf den Körper desselben legte, spürte er eine Verschiedenheit mit dem meinigen, der ihm einen Schrei auspreßte. Sein Erstaunen verwandelte sich in das heftigste Schrecken, als er bei näherer Besichtigung nicht mehr zweifeln konnte, es sey ganz ein anderes Kind. Fast eine Stunde lang blieb er in starrem Entsetzen. Er überdachte seine Verantwortlichkeit, die Gefahr, in welcher sein Kopf schwebte, und beschloß endlich sich zu decken, indem er einen geheimen, der Wahrheit gemäßen Rapport, an den Comitté der öffentlichen Sicherheit sandte. Hier präsidirte Rovère, der im Geheimniß war, und seinen erstaunten, wüthenden Collegen, nachdem ihre erste Heftigkeit sich gelegt hatte, bewies, daß Schweigen hier das Beste sey, zumal, da das fremde kränkliche Kind wahrscheinlich sterben werde, und es dann leicht sey, ganz Europa zu überreden, der wirkliche Dauphin sey gestorben. Dessault aber wurde vorgefor-

dert, und mit so bittern Vorwürfen überhäuft, daß er von Kummer und Verdruß überwältigt, in eine schwere Krankheit fiel und starb. Mein kleiner Stellvertreter that dasselbe. Dessaults Nachfolger öffnete den Leichnam, merkte auch wohl, daß es nicht der meinige sey, und bediente sich daher im procès verbal der zweideutigen Wendung: nous sommes procédés à l'ouverture d'un cadavre, que les commissaires nous présentèrent comme celui du fils de Louis Capet."

„Indessen rollte ich mit meinen Befreiern auf der Landstraße. Die frische Luft und das Schütteln des Wagens zogen mir anfangs eine Ohnmacht zu. Als ich aber an beides mich gewöhnt hatte, machte der freie Anblick der Natur mir unaussprechliches Vergnügen. Die Bewegung, deren ich so lange entbehren mußte, und die gute reichliche Nahrung, mit der man mich versah, stärkten meine Gesundheit sichtbarlich. Wir kamen glücklich in das Hauptquartier der Royalisten nach Belleville, wo man mich, mit einer Art von Gouvernante in das Schloß logirte. Nach Charette, der eben nicht zugegen war, wurden Boten ausgesandt. Er besuchte mich mit Stofflet,

betrachtete mich sehr genau, war kalt und einsylbig, bezeigte mir aber alle Ehrerbietung. — Wie die Friedensunterhandlungen durch die Treulosigkeit der Republikaner abgebrochen wurden, ist bekannt. Die unglückliche Expedition von Quiberon hatte einen traurigen Einfluß auf mein Schicksal. Das Cabinet von St. James, und die französischen Prinzen, besonders der Graf Artois, wollten nichts von einer beschränkten Monarchie hören, zu welcher die Royalisten sich verstanden, und um deren willen die Republikaner mich ausgeliefert hatten. Diesem politischen Zwiespalt wurde ich, mit des listigen Puysaye's Hülfe, geopfert. Charette selbst, den ich oft zu Pferde begleitete, verbot mir ernstlich, meinen Stand zu entdecken. Der Ruf von meinem Tode fand immer mehr Glauben. Die wenigen besser Unterrichteten durften nicht wagen, sich und mich selbst in Gefahr zu setzen. Endlich verlangte England meine Auslieferung, theils unter dem Vorwand, die Identität meiner Person zu bewahrheiten, theils weil ohnehin die coalisirten Mächte mich anerkennen müßten. Ich wurde also auf der Küste von St. Jean de Monts eingeschifft, und, von dem Chevalier

de la Roberie begleitet, landete ich zu Jersey, wo der Prinz von Bouillon mich mit Auszeichnung empfing. Der Chevalier hatte eine von den Royalistenchefs unterzeichnete Erklärung bei sich, wodurch sie mich für den Sohn und Erben Ludwig des XVIten erkannten. Dasselbe that der Herzog von Bouillon im Stillen. Das Podagra hielt ihn ab, mich vollends hinüber nach England zu begleiten."

„Bei meiner Ankunft zu London wurde ich sogleich zu dem Herzog von Harcourt, Gesandten der französischen Prinzen am englischen Hofe, geführt, der mich kalt empfing, und impertinente Fragen an mich that, auf die ich ihn keiner Antwort würdigte. Graf Artois wollte mich nicht sehn, und nun war es klar, daß man Absichten hatte, denen ich im Wege stand. Indessen bewirkte mir der Chevalier de la Roberie eine geheime Audienz bei dem König, dem man vieles verschwiegen hatte. Ob Se. Majestät gleich, dem Rath ihrer Minister zufolge, mich nicht öffentlich anerkennen konnten, so ließen Sie mir doch Zimmer im Schlosse einräumen, mich anständig bedienen, und behandelten mich überhaupt

sehr väterlich. Zuweilen spielte der König sogar mit mir wie ein Kind, bei welcher Gelegenheit ich ihm einst eine Ohrfeige gab."

„Mein Oheim, der Graf Artois, war so wüthend über die Aufnahme, die mir wiederfuhr, daß er einst durch einen seiner Köche, meine Suppe vergiften ließ. Man entdeckte das Vorhaben noch zu rechter Zeit, und gab mir schnell Gegengift. Der König wollte meinen Oheim arretiren lassen, ich bat für ihn, und wendete den Blitz der Rache von ihm ab. Mein Leben war nun aber in England nicht mehr in Sicherheit, daher der König, obgleich er sich sehr ungern von mir trennte, beschloß, mich mit dringenden Empfehlungen nach Rom und Portugall zu senden."

„Von einem alten treuen Diener begleitet, und mit Geschenken überhäuft, reisete ich ab. Unter den letztern befand sich eine Schachtel von Mahagony, mit Gold beschlagen, in welcher eine Instruktion für Prinzen lag', die zum Thron bestimmt sind. Der König von England hatte sie ganz eigenhändig geschrieben, und, der Verlust dieses Kleinods war mir am schmerzlichsten, als ich nachher aller

meiner Habseligkeiten beraubt wurde. Ich schiffte mich zu Portsmouth ein, und landete nach einer langen Fahrt, im Hafen von Ostia, von da ich nach Rom ging, und Pius dem Siebenten ein eigenhändiges Schreiben des Königs von England überreichte. Der Pabst erstaunte, liebkosete und segnete mich, wollte mich sogar insgeheim salben, und ließ mir, um mich stets wieder zu erkennen, das französische Wappen auf das rechte Bein, und die Worte, vive le roi, auf den linken Arm brennen. Es geschah im Beiseyn von 20 Cardinälen. Hierauf gieng ich bald durch Spanien nach Portugall."

„In Spanien sah ich von meinen Verwandten Niemand als die Herzogin von Orleans, die sich zu meinen Füßen warf, ohne daß ich es verhindern konnte. Ich that keinen Schritt, um am Madriter Hofe vorgestellt zu werden, da ich wohl wußte, daß er Frankreich unterwürfig sey. In Portugall hingegen wurde ich über alle meine Erwartung aufgenommen. Nie werde ich Lissabon, die Ufer des Tajo und den Pallast von Quelus vergessen! Dort lernte ich zuerst die Liebe kennen. Die Königinn, die mir außerordentlich

gewogen war, versprach mir die Hand ihrer reizenden Schwester, der Prinzessin Benedictine, Wittwe des Prinzen von Brasilien; auch bot die Königin alles auf, um die Potentaten von Europa für mein Schicksal zu interessiren. Ihr verdanke ich es, daß neun Souverains (Portugall, England, der deutsche Kuiser, Preußen, Sardinien, Schweden, Dännemark, Rußland und der Pabst) durch ihre Gesandten eine Erklärung unterzeichnen ließen, durch welche ich förmlich anerkannt und mir Beistand versprochen wurde. Diese Erklärung muß in den Archiven des portugiesischen Hofes liegen."

„Indessen hatte die Ebbe und Fluth der Revolution abermals andere Begebenheiten und Entwürfe herbeigeführt. Rovère und Pichegrü beriefen mich nach Frankreich und hielten sich ihrer Sache gewiß. Ich verließ mit schmerzlichem Lebewohl den edlen gastfreien Hof von Portugall und meine geliebte Benedictine, ich landete in Hamburg, ging von da nach Berlin, und hatte zu Potsdam eine geheime Audienz bei dem König, der mich mit Achtung und Liebe aufnahm. Von da eilte ich in die Schweiz und erwartete daselbst auf Pichegrü's Landsitz Bellevau Nachrichten aus Frankreich. Sie kamen. Man schrieb mir, der Zeitpunkt sey günstig, ich solle mich augenblicklich einfinden. Ich reis'te in Frauenzimmerkleidung ab, und war bereits bis Auxerre

gekommen, als ich vernahm, daß meine Partei zu lange gezögert, und daß der 18te Fructidor alle meine Hoffnungen vernichtet habe. Schon gewöhnt an die Tücke des Schicksals blieb ich gelassen; veränderte sogleich meine Reiseroute und kam in kleinen Tagereisen in das Departement von Calvados, von da ich in einem Fischerboote nach Jersey zu entkommen hoffte. Ich schiffte mich auch wirklich ein, aber englische Kreuzer jagten mich zurück auf den Strand. Hier wurde ich, als verdächtig, arretirt und nach Cherbourg gebracht. Ich entwischte, fiel unter Räuber, kam fast nackend nach Paris, wurde von einigen alten treuen Dienern meines Vaters kärglich unterstützt, wollte, ihren Rath befolgend, nach Deutschland flüchten, wurde unterwegs bei Chalons abermals angehalten, ausgeliefert, verurtheilt — der Leser weiß das Uebrige.

Man muß gestehn, daß es fast unbegreiflich ist, wie ein ungehobelter Schneiderssohn aus St. Lo ein so künstlich zusammengesetztes Mährchen erfinden konnte. Das ist es auch, was noch jetzt seine Anhänger einwenden. Die Erzählung, sagen sie, trägt das Gepräge der Wahrheit, und hat man den Dauphin nicht ganz aus der Welt geschafft, so wird er über lang oder kurz wieder erscheinen, die goldenen Zeiten auf unsere Fluren zurück:, und seine Getreuen zu hohen Ehren bringen.

Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie.

Sie steht Jedermann offen. Der Besitzer ist so gefällig, wenn Fremde kommen, sich in andere Zimmer zurück zu ziehen. Ich habe sie zweimal gesehen, das leztemal in Gegenwart des äußerst liebenswürdigen Besitzers, der nicht allein durch seine anspruchlos geäußerten Kenntnisse mir merkwürdig, sondern besonders auch durch sein häusliches Benehmen interessant wurde. Sein Kind auf den Armen tragend, mit ihm spielend, mit mir sprechend, einfach in Kleidung und Manieren, hat er mir eine liebgewordene Erinnerung zurückgelassen.

Seine Gallerie ist auserlesen, und hier hab' ich ein Bild gefunden, welches unter den vielen tausend Bildern, die ich in meinem Leben sah, den tiefsten, bleibendsten unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist Marcus Sextus, von einem jungen leider kränklichen Maler Guérin. Marcus Sextus kommt nach Hause und findet seine

Frau todt. Da steht er vor der Leiche, hat die blasse erkaltete Hand zwischen den Fingern seiner beiden Hände und starrt vor sich hin. Seine Tochter schmiegt sich weinend um seine Füße. Das ist die ganze Gruppe, deren Total-Effect durch nichts gestört wird. Tiefer hat nie ein Maler oder Dichter empfunden als dieser Guèrin; sprechender ist nie die stumme Verzweiflung ausgedrückt worden. Die Seele dieses Marcus Sextus ist aufgelöst, und nur die letzte Empfindung vor ihrer Auflösung blieb im erstarrten Körper zurück. Er weiß nichts davon, daß er die todte Hand der Geliebten in der seinigen hält; er weiß nichts davon, daß sein armes Kind zu seinen Füßen wimmert; er fühlt auch nicht eigentlich sein Elend, denn er ist leblos. Großer Gott! es ist nicht möglich eine Minute vor diesem Bilde zu verweilen, ohne daß Einem die Thränen aus den Augen stürzen; und wenn man es schon längst verließ, erblickt man noch lange in jedem Winkel die herzzerreißende Gestalt; selbst jetzt, indem ich dieses schreibe, steht sie lebhaft vor mir und durchschauert mich mit unnennbarer Wehmuth.

Hieher gehört eine Anecdote, die den fran-

zösischen Künstlern zu großer Ehre gereicht, Bei der Ausstellung im Louvre erhielt, ich weiß nicht mehr welches Gemälde, so vorzüglichen Beifall, daß die Nebenbuhler des Malers selbst einen Kranz darüber hingen. Einige Tage nachher brachte Guërin seinen herrlichen Hippolite accusé par Phèdre; als der bekränzte Maler dies Meisterstück erblickte, diese Schöpfung des innigsten Gefühls mit der Kunst verschwistert, flog er nach seinem Kranze, riß ihn herunter und hing ihn auf über dem Hippolite. Seine Mitbrüder theilten den Enthusiasmus, und verlangten, daß Guérin's Portrait, von Robert-Lefebure sehr gut gemalt, neben dem Bilde unter dem Kranze aufgehängt werden sollte, welches auch geschah. — Als Lucian Bonaparte, der auch diejenigen Schönheiten des Marcus Sextus zu fühlen vermag, die außer dem Gebiete der Kunst liegen, ihn sah, kaufte er ihn auf der Stelle für 1000 Livres. Ich prophezeie, daß der Werth dieses Bildes in 100 Jahren zehnfach steigen, und daß jeder Mensch von Gefühl hin zu ihm wallfahrten wird. Man sagt, es solle in Kupfer gestochen werden; das thut mir fast leid, denn unmöglich kann ein Ku-

pferstich diese in die Farben gehauchte Seele nachbilden.

Eine heilige Familie von Raphael, eines seiner frühern Bilder, ist auch eine schöne Blüthe der Einbildungskraft, und Davids Belisar eine reife Frucht. Es sind da mehrere kostbare Gemälde aus der italiänischen Schule, die den Kenner entzücken, aber auch die Neuern hat Lucian nicht verschmäht, und die Nachwelt wird es ihm Dank wissen, denn sie stehn den ältern oft in nichts nach, als in den Jahren; sie erreichen ihre Vorgänger in der Kunst und übertreffen sie in poetischer Behandlung. — Da sitzt unter andern eine alte Frau, eine sogenannte Rentenierin, das heißt, eine vormals wohlhabende Frau vom Stande, welche durch die Staatsbanqueroute bis zum Betteln heruntergebracht worden: dabei scheint sie blind, doch ist sie noch anständig gekleidet, ihre Züge verrathen nichts Gemeines, sie sitzt, auf ihren Stab gelehnt, vor einem Hause; vor ihr steht ein herrlicher Knabe, dessen Kleidung auch noch Spuren besserer Zeiten trägt, er ist vermuthlich ihr Enkel; mit einem kummervollen Gesicht und nassen Augen hält er bettelnd seinen Hut den

Vorübergehenden hin. Der Hut ist leer, und an dem Hause, an welches die Alte ihren Rükken lehnt, lies't man, unter mehrern Anzeigen von Bällen, Lotterien, Concerten, auch eine ausgebotene Belohnung von 25 Louis für einen verlohrnen Hund. Dieses Bild, welches herrlich gemalt ist, enthält eine blutige Satyre auf die französische Revolution. — Sehr artig fand ich auch einen Knaben, der beim Lesen eingeschlafen ist, und ein Mädchen, das aus einer Schale Milch trinken will, von einem Kinde aber zurückgehalten wird, daß es nicht zu viel trinke. Der Kleine drückt mit seinen Händchen ihre Stirn so herzhaft weg, und auf seinem Gesicht steht so leserlich: es bleibt ja nichts für mich übrig. — Nun komme mir Einer und sage: gleichviel, welchen Gegenstand die Kunst wählt. Da hänge mir Einer einmal den heil. Stephan mit den Pfeilen im Leibe neben eine solche liebliche Gruppe. — Auch ein paar Schachspielerinnen von einem ältern Maler haben mir vorzüglich gefallen. Gewiß wird diese Gallerie bald eine der ersten in Frankreich seyn; denn jetzt, da Lucians Geschmack bekannt ist, bietet man ihm von allen Seiten Meisterwerke zum Kauf an,

und ich fand eine Menge dergleichen an den Wänden umher stehen, die seiner Entscheidung harrten.

Auch mehrere schöne Antiken besitzt er, unter andern einen Amor, der von Kennern sehr hoch geschätzt wird. Er kaufte alles dies auf einer Auction zu Mallaga von einem englischen Schiffe, welches ein französischer Caper genommen hatte. Die Sachen gehörten einem Engländer, dessen Namen ich vergessen habe, und der nachher 50000 Franken mehr bot, als Lucian gegeben, wenn man ihm die Sachen zurückliefern wolle. Sogleich ließ Lucian dem Verkäufer die 50000 Fr. nachzahlen, um ihn zu entschädigen.

Beiläufig führe ich noch an, daß man nirgend in Paris eine so gleiche und wohltemperirte Wärme in allen Zimmern und Sälen findet, als in Lucians Pallaste. Es fällt um so mehr auf, da man gar keinen Ofen gewahr wird, und man muß sich lange umsehn, ehe man die kleinen offenen Mäuler bemerkt, die hier und dort, nicht hoch über dem Fußboden angebracht sind, die Wärme aus dem untern Stocke empfangen und hier wieder sanft aushauchen. Das ist einmal ein vernünftiger Luxus, der, wie oben erwähnt, auch in dem herrlichen Saal der Fünfhundert herrscht. — Fourkroy hat die nemliche Vorrichtung in seinem Sepisesaal, gerade unter dem Tische angebracht, welches anfangs, indem man sich zu Tische setzt, sehr wohl thut, bald aber lästig, und so warm wird, als säße man in einem Bade.

Gallerie der Handschriften.

Ich schweige von der prächtigen National-Bibliothek, die schon vor 13 Jahren über 300000 Bände stark war, und seitdem noch sehr ansehnlich vermehrt worden ist. Beschreiben läßt sich da nichts, denn wer nicht Zeit hat, diese Schätze Monate lang zu studieren, der wandelt durch die ungeheuern Büchersäle, wie durch einen Wald, und kann von jenen nichts mehr sagen, als von diesem: ich habe Bücher, ich habe Bäume gesehen. Doch auf eine Merkwürdigkeit will ich, besonders die Russen, aufmerksam machen, nemlich auf eine Karte des Caspischen Meeres, die Peter der Erste selbst gezeichnet, und bei seiner Anwesenheit in Frankreich als Geschenk hinterlassen hat.

Ich führe den Leser sogleich in die Gallerie von 84000 Handschriften, welche der gelehrte und berühmte Langlés mir mit einer Güte und Bereitwilligkeit gezeigt hat, die mir

noch heute den innigsten Dank abnöthigt. Vor der Revolution belief sich die Zahl der Handschriften nur auf 35000, aber das Schwerdt des Eroberers hat, besonders im Vatican zu Rom, und in Venedig, reiche Beute gesammelt. Ich will nennen was mir noch im Gedächtniß schwebt, und auch den Ungelehrten interessiren kann. — Eigenhändige Briefe Heinrichs des Vierten an seine Geliebte. Sie sind zwar meist alle schon gedruckt, aber sie machen einen weit lebhaftern Eindruck, wenn man sie von Heinrichs Hand geschrieben sieht, und das nemliche Blatt hält, auf dem die schönen Augen der Geliebten ruhten.

Eben das ist der Fall mit dem eigenhändigen Manuscript des Telemach von Fenelon, wo auch besonders die Correcturen des Verfassers Aufmerksamkeit verdienen.

Ein frommes Buch auf Purpurpergament, aus dem sechsten Jahrhundert, erhält freilich nur seinen großen Werth durch das hohe Alterthum; aber der griechische Paulus aus eben jener Zeit, wird noch durch eine besondere Anekdote merkwürdig. Ein Engländer arbeitete einst täglich in der Bibliothek,

und da man ihn für einen honetten Gelehrten hielt, so gab man nicht mehr so genau auf ihn Achtung. Der gelehrte Spitzbube stahl mehrere Capitel aus diesem Paulus, die er künstlich ausschnitt, und seinen Raub nach Oxford brachte. Es währte lange, ehe man den Diebstahl bemerkte, als es aber geschah, wurde der damalige Conservateur des manuscrits, Abbé Sallier, so sehr dadurch erschüttert, daß er erkrankte und starb. Man spürte indessen dem Thäter nach, entdeckte die gestohlnen Capitel zu Oxford, reclamirte sie, und der König von England befahl sogleich, sie wieder heraus zu geben.

Mir besonders interessant war eine uralte Handschrift des Terenz mit den Masken zu Anfang jedes Stücks, und mehreren dazwischen gemalten Scenen. Es kommen da eine Menge Dinge vor, die sich heut zu Tage, selbst von Sachverständigen, nicht mehr gut erklären lassen, und vermuthlich dienten, die Decorationen anzudeuten, weil diese bekanntlich oft nur symbolisch angedeutet wurden. Z. E. eine viereckte Maschine, nicht größer als eine gewöhnliche Thür, mit Stricken wie ein Netz bezogen, theilte das Theater gleichsam in zwei Theile. —

Der Alcoran, den Carl der Fünfte einst aus Marocco mitbrachte. — Ein indischer Roman, mit schönen lebhaften Gemälden, unschätzbar bei Erklärung von Costum und Gebräuchen. Unter andern sieht man am Schluß eine Wittwe, die sich mit ihrem Gatten verbrennt, mit der Unterschrift: Diese Flammen sind Eis gegen meine Liebe.

Eine Menge chinesischer Portraits, seltsam anzuschauen. — Ein französisches Buch, zu welchem ein Bramine sehr hübsche Gemälde verfertigt hat. — Indische Manuscripte auf Palmenblättern, worunter noch viele unbekannte, unter andern ein Gedicht, welches die ganze Cosmogenie der Indier enthält.

Eine große Tafel aus China gebracht, beweiset, daß die christliche Religion schon im siebenten Jahrhunderte bis nach China vorgedrungen war. Ihre Aechtheit erkennt man besonders aus den syrischen Anfangsbuchstaben, deren sich die Bischöfe damals bedienten. — Mehrere Handschriften mit herrlichen Bildern, — prächtig eingebundene Meßbücher u. s. w. — Das wäre es ungefähr, was sicher auch jeden Ungelehrten und selbst Damen einige Stunden in der Gallerie der Handschriften fesseln wird.

Das Taubstummen-Institut.

Der Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, der nicht unberühmte Sicard, war eine Zeitlang krank gewesen, und hatte die gewöhnlichen öffentlichen Sitzungen aussetzen müssen, daher war die Versammlung sehr zahlreich, als er zum erstenmal dazu einlud. Kaum faßte der große Saal die Menge der Fremden. Seine einzige Verzierung war die Büste des Abbé de l'Epée. Reihen von Bänken erhoben sich amphitheatralisch. die taubstummen Zöglinge saßen auf den vordersten; Sicard selbst betrat ein Catheder.

Trotz seiner kaum überstandenen Krankheit, redete er fast ununterbrochen, von halb zwölf Uhr an, bis nach vier Uhr, also fast fünf Stunden, um die er uns aber gewissermaßen betrog, denn niemand glaubte länger als ein Paar Stunden gegenwärtig gewesen zu seyn. Man hat ihm verschiedentlich in deutschen Blättern den Vorwurf der Charlata-

nerie gemacht, ich meine aber man thue ihm Unrecht. Der Mann hat durchaus nichts Aehnliches mit einem Charlatan, und, wenn er zuweilen in diesen Sitzungen die sinnreichsten Taubstummen einige Künste machen läßt, so ist ihm das wohl zu verzeihen, denn womit soll er denn eine so große, so sehr gemischte Versammlung unterhalten? — Er that doch an jenem Tage bei weitem mehr, und wirklich zuviel für ein solches, größtentheils aus Damen bestandenes Publikum. Er entwickelte seine Methode, den Zweck, (nemlich Menschen aus diesen Unglücklichen zu machen,) die Hindernisse, welche ihre fehlerhafte Organisation entgegensetzt, die Mittel, sie zu besiegen. Er zeigte, daß man nicht allein die gewöhnlichen, den Sinnen faßlichen Dinge, sondern auch die allerabstractesten Wahrheiten, die Taubstummen lehren könne.

Massieu, sein geistreichster Zögling, ist freilich ein außerordentlicher Mensch, und seine tours de force, wenn man es so nennen will, setzen in Erstaunen. Ein Gelehrter unter den Zuhörern prüfte ihn einigemal durch schwere Aufgaben, die er mit bewundernswürdigem Scharfsinn lösete. Er sollte z. B. den Begriff von

être éternel (ewiges Wesen) ausdrücken, da doch der Begriff von être schon so schwer zu entwickeln ist. Der letztere war ihm indessen schon geläufig, und er fand ihn bald. Nun fragte ihn Sicard durch Zeichen, ob es wohl ein être gäbe, dem diese Benennung ganz ausschließlich zukomme? — Er sann eine Weile, und endlich, wie von einem Blitzstrahl gerührt, mit vor Freude funkelnden Augen, schrieb er an die Tafel: Dieu! einen Augenblick nachher setzte er mit einer Art von Triumph hinzu: être des êtres!

Ein anderes Mal, da Massieu, von seinem Lehrer geleitet, eben das Wollen (vouloir) mit allen seinen Abtheilungen und Unterabtheilungen analysirte, forderte ein Zuhörer, man solle ihn das Wort velléité finden lassen. Das Wort ist bekanntlich unübersetzbar, und bedeutet so viel als Halbwille. Sicard versicherte, er habe dies seltene Wort nie dictirt, und Massieu es nie gelesen, fing aber gleich sehr bereitwillig an, ihm die Begriffe zu entwickeln, oder vielmehr sie von ihm selbst entwickeln zu lassen, um ihn auf diesen zu führen. Wäre hier Betrug gewesen, so müßte er sehr fein angelegt, und der Lehrer sowohl

als der Zögling große Schauspieler seyn. Es wurde dem Massieu offenbar sauer, das Wort zu finden. Nach langem Nachsinnen schrieb er: petite volonté. Sicard billigte das, gab ihm aber zu verstehen, er müsse den Begriff durch ein einziges Wort ausdrücken. Nun war er in großer Verlegenheit, und schrieb endlich an die Tafel: „ich muß, um dieses „Verlangen zu erfüllen, mir mit dem Lateini„schen helfen, und nach der Analogie desselben „ein Wort zu schaffen wagen.“ Hierauf schrieb er: velleté und vellité, fehlte also nur um einen Buchstaben.

Das letzte starke Kunststück war folgendes: Massieu dictirte durch Zeichen aus einem so eben erschienenen, ihm völlig unbekannten Buche, einem andern Taubstummen, der das Dictirte richtig Wort für Wort nachschrieb. Dann wechselten beide die Rollen mit gleichem Erfolg, und endlich kam ein artiges kleines Mädchen, welches das Nachgeschriebene mit ganz vernehmlicher Stimme von der Tafel ablas. Das einzige e konnte sie nicht aussprechen, wenn es Schlußbuchstabe war, weil es alsdann durch die Nase gesprochen wird, und diese Operation, da sie inwendig ge-

schieht, den Taubstummen nicht beigebracht werden kann.

Rührend und merkwürdig war eine Apostrophe Sicard's an die anwesenden Mütter, worin er sie bat, seine Methode auch auf gesunde Kinder anzuwenden, nehmlich sie dasjenige, was man sie lehren wolle, gleichsam selbst finden und erfinden zu lassen, weil es die einzige Art sey, ihnen etwas mit Nutzen und bleibend beizubringen. (In der teutschen Erziehungskunst ist diese Methode schon längst eingeführt.) Mehrere mal bat Sicard die zahlreich versammelten Damen um Verzeihung, daß er nicht umhin könne, sich oft in die Höhen der Metaphysik zu versteigen. Diese Bitte war zwar zum Theil überflüssig, weil die Damen gar nicht darauf Achtung gaben, aber mich deucht, er hat Unrecht, bei einer so gemischten Versammlung so sehr ins Einzelne zu gehen; dazu sollte er sich einen engern Zirkel wählen, bei dem auch weniger Störungen zu befürchten wären, die einen aufmerksamen Zuhörer an diesem Tage oft in Verzweiflung brachten. Schon längst war der Saal voll, beide Thüren verschlossen, die Unterhaltung in vollem Gange, als noch alle Augenblicke je-

mand herein wollte, und, wenn man nicht schnell genug öffnete, mit Fäusten unverschämt an den Thüren trommelte.

Die Zöglinge schienen überhaupt sehr lebhaft, besonders die Mädchen, die unaufhörlich untereinander gestikulirten. Wird ein neuer Taubstummer in das Institut gebracht, so geben sie ihm gleich unter sich einen Nahmen, das heißt, vermittelst ihres Scharfblicks bemerken sie sogleich, wodurch der Ankömmling sich etwa von den übrigen unterscheidet, und darnach formiren sie ein Zeichen. So haben sie für Sicard ein Zeichen, welches andeutet, daß er den Kopf gewöhnlich etwas auf die rechte Seite neigt. Sicards Vortrag ist klar, kräftig, männlich, zuweilen sogar ein wenig in das Gebiet der Dichtkunst schweifend; zuweilen macht er aber auch die Sachen all zu deutlich, als ob er lauter Strohköpfe vor sich hätte. — Sehr oft bat er um Aufmerksamkeit — leider war es nothwendig.

Theater der Franzosen.

Da in Paris täglich auf 17 oder 18 verschiedenen Bühnen gespielt wird, so ist begreiflich, daß die Theater von sehr verschiedenem Werthe sind. Es giebt vortreffliche, gute, mittelmäßige und schlechte.

Das erste im Range und in der Vollkommenheit ist das Théatre français. Ueber die französische Manier, Trauerspiele darzustellen, habe ich mich schon an mehrern Orten erklärt. Ich kann sie nicht leiden, eben weil sie Manier ist. Alle französische Helden sind in eine Form gegossen, bei ihnen giebt es nur eine Art, Empfindung und Leidenschaft auszudrücken; wer ein Trauerspiel sah, der hat sie alle gesehn. Einige der ersten Mitglieder des Théatre français machen hiervon zuweilen eine Ausnahme, der einzige Talma immer. Er selbst gesteht aber auch, daß er die deutsche und französische Manier zu vereinigen suche. Seine Neider tadeln ihn deshalb, aber die große Wirkung, die er jedesmal hervorbringt, be-

weißt zur Genüge, daß er die Herzen trifft. Talma ist ein schöner Mann mit einer sanft schwermüthigen Physiognomie, die jedoch jede Leidenschaft auszudrücken fähig ist. Er spricht sehr vernünftig über Natur und Kunst, und über den großen Streit zwischen Teutschen und Franzosen, da sie bald dieser bald jener ausschließlich huldigen. Die Vereinigung beider, sagt er mit Recht, sey beider Triumph. Er hat ausländische Theater gesehn. Prüfet Alles, das Gute behaltet, ist auch sein Wahlspruch.

Ich will einige Stücke nennen, die ich auf dem Théatre français habe spielen sehn. Tancred — Lafond gab ihn vortrefflich, die übrige Besetzung war höchst mittelmäßig. Armenide wurde durch eine doublirende Schauspielerin dargestellt. — Les deux frères (die Versöhnung oder Bruderzwist von mir) wurde so schön vorgestellt, wie ich es nie gesehn habe, und vermuthlich nie wieder sehn werde. Baptista, als Capitain, Michot, als Hans Buller (einzig, unübertrefflich), Mamsell Mars, als Lottchen (unaussprechlich liebenswürdig, eine Naivetät und Sittsamkeit und Feinheit und Unschuld — es ist un-

möglich, von dieser jüngsten Grazie nicht bezaubert zu werden), Damas, als Doctor Bluhm, La Rochelle als Eyterborn — ja wahrlich, seine Stücke so spielen sehen, ist ein wahrer Genuß! In Teutschland werden immer nur einzelne Rollen hervorgehoben, das Ganze bleibt Stückwerk. In Teutschland sollte eigentlich nie ein Schauspiel beurtheilt werden, denn man sieht es nie so, wie der Verfasser es sich dachte. Doch nehme ich in Berlin einige wenige Stücke aus, z. B. Jeannette von Gotter, wo Ifflands Kunst herrlich glänzt, und dennoch die übrigen neben ihm sich nicht im Schatten verlieren. Es ist eine Prunkvorstellung des Berliner Theaters, das Stück ist bekanntlich gut, und so oft es gespielt wird — bleibt das Haus leer. Doch ich vergesse, daß ich noch in Paris bin. Das Pariser Publicum erinnerte mich bei der Vorstellung der deux frères, lebhaft an das Wiener, denn es hob, wie jenes, mit regem Gefühl, jede bessere Stelle heraus. Das Stück hatte, wie man mir erzählte, anfangs mit großer Cabale zu kämpfen, hob sich aber immer höher, und ist jetzt ein Lieblingsstück der Pariser. — Le Tasse mit Veränderungen. Ich weiß nicht, wie das

Stück ohne Veränderungen gewesen seyn mag, aber ich weiß, daß es immer ein schlechtes Stück bleiben wird, besonders für Jemand, der Göthe's Meisterwerke kennt. Einige gute Situationen hat es doch. Der Moment, wo Tasse aus dem Wahnsinn nach und nach wieder zu sich kommt, würde von Lafond erschütternd und mit großer Wahrheit dargestellt. Die Prinzessin aber, (Mlle. Fleury) eine Vierzigerin, machte Tasso's verliebten Wahnsinn völlig unbegreiflich. — L'homme à bonnes fortunes. Heutzutage würde man dieses alte Lustspiel höchstens noch als Posse durchschlüpfen lassen. Erstaunt bin ich über Dazincourt, der, wie ein französischer Nachbar mir sagte, noch ein Ueberrest der alten guten Comödie seyn soll, und wirklich ein trefflicher komischer Bedienter ist; aber — als er seines Herrn Kleider anzieht, um auch bonne fortune zu suchen, als er sein Schnupftuch in eau de la vande einweicht, und es nachher zu naß findet, ringt er es in das Souffleurloch aus, und der Zartgeschmack der Pariser nahm daran keinen Anstoß. Ich äußerte meine Verwunderung darüber gegen meinen Nachbar, er wurde verlegen und meinte, Dazincourt sey

einmal so beliebt beim Publicum, daß man ihm alles hingehen lasse. Freilich kenne ich auch in Teutschland ähnliche Beispiele. —

Zaire. Mademoiselle Volney, ein artiges junges Mädchen, spielte die Zaire so ziemlich, Lafond schrie als Orosmann entsetzlich. Nach der Vorstellung wurden beide herausgerufen. Der Lärmen dauerte länger als eine Viertelstunde, ehe Mamsell Volney erschien; sie trat aber kaum aus der Coulisse einen Schritt hervor, machte eine kleine Verbeugung und verschwand. Lafond kam gar nicht, troß alles Schreiens. Die Musik hub an, man schrie fort. Der Vorhang rollte auf, das zweite Stück sollte beginnen; man ließ die Schauspieler nicht zum Worte kommen. Endlich trat einer der Mitspielenden vor und sagte: Meine Herren, unser Kamerad befindet sich nicht wohl. Nun waren sie zufrieden. — Les projets du mariage von Duval, ist ein artiges Stück und wurde sehr lebhaft gespielt. — Andromaque. Heute sah ich zum Erstenmal die berühmte Mademoiselle Düchesnois als Hermione. Man hat mich oft in Paris gefragt: ob sie oder ihre schöne Nebenbuhlerin Mademoiselle George, mir besser gefiele? ich

bin, wenn ich konnte, der Antwort gern aus-gewichen; konnt' ich aber nicht, so gestand ich freimüthig, daß mir keine von beiden behage. Mademoiselle Düchesnois ist erstens sehr viel häßlicher, als einer Schauspielerin erlaubt ist zu seyn; zweitens hat sie, außer allen Fehlern der französischen Manier, auch noch einige, die ihr eigen sind, nemlich eine Art von Gesang in der Deklamation, und dann legt sie mit ihrer ganzen Schwere sich auf mehrere Sylben in jeder Zeile und reckt diese gewaltig. Dabei ist alles so offenbar studiert, sie scheint immer vor dem Spiegel zu stehn, kein Ton kommt aus dem Herzen oder ist von der Natur eingehaucht, lauter Kunst und abermals Kunst. Hingegen war Talma als Orest ganz vortrefflich, und hätte ich nie etwas von ihm gehört, als den letzten Monolog in Andromache, so wüßte ich genug, um zu behaupten, daß er unter die größten Schauspieler gehört, die gelebt haben und leben werden. —

Uebrigens finde ich meine alte Bemerkung täglich bestätigt, daß nemlich die Franzosen für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung haben, als — einander den Rükken

ken zuzukehren. Auch sonst thun sie es sehr oft. — Monsieur de Crac, diese lustige Posse, sah ich hier zu meiner Verwunderung weniger gut spielen, als in Genf.

L'Orphelin de la Chine. Hier zeigte sich Mademoisell George als Idamé, eine majestätische Schönheit, obgleich heute das fatale chinesische Costum sie entstellte. Sie ist groß und stark, von königlichem Wuchse, soll erst 17 Jahr alt seyn, sieht aber aus wie 25. Sie spielt gut und schreit bei weitem nicht so wie ihre Nebenbuhlerin, auch leiht ihr die Natur zuweilen herzliche Töne. Sie hat mir gefallen, doch meiner Erwartung auch nicht entsprochen. — Schon wieder war unter den Schauspielern Einer, der seinen meist wichtigen Platz schlecht ausfüllt. Im Tancred mußte ich ihn als Arsire verdauen, in Zaire gar als Lusignan und heute als Idamé's Gemahl. Das Publikum lachte ihn ein paarmal aus. Was das Schlimmste ist, so giebt es, Monvel ausgenommen, keinen andern für dieses Rollenfach; Monvel aber ist alt und kränklich. — L'Impertinent — wurde von St. Phal recht gut gegeben.

La Metromanie. Fleury ist ein sehr bra-

ver, kein komischer Schauspieler, und hat noch ganz den alten feinen Ton in seiner Gewalt. Schade, daß er für Liebhaberrollen zu alt ist. — Ein neues Stück von Longchamps, le pauvre garçon malade, wurde, durch gräßlichen Tumult unterbrochen, nicht ganz zu Ende gespielt. Die Decoration, zwei Zimmer neben einander, war allerliebst und wurde, als der Vorhang aufrollte, sehr beklatscht. Ein junger Mensch, der sich den Fuß verstaucht hat und folglich nicht darauf treten kann, liegt auf einem Ruhebette, einige Schritte vor ihm steht seine goldene Dose auf dem Tische; ein Spitzbube kommt herein und nimmt sie ihm vor seinen Augen weg, ohne daß er es hindern kann. (hier wurde stark gepfiffen) Seine Geliebte, die ihn aufsucht, ist im Nebenzimmer, ohne daß beide von einander wissen. Sie sieht von ungefähr die Dose in fremden Händen, die sie einst selbst ihrem Liebhaber schenkte, und kauft sie. Ihr Vater, der die Dose nicht kennt, freut sich über den wohlfeilen Kauf, und nimmt sie ihr weg. (gepfiffen) Er hat Langeweile im Wirthshause und möchte gern Schach spielen. Der Wirth führt ihn zu dem Kranken, der auch dies Spiel liebt und auch

Langeweile hat; beide kennen sich aber nicht. Sie spielen, der Alte setzt zufällig die Dose neben sich, der Jüngling erkennt sie auf den ersten Blick und giebt seinem Gast den Diebstahl Schuld (gepfiffen). Zum Beweise, daß die Dose ihm wirklich gehöre, öffnet er einen verborgenen Deckel und zeigt ihm das Portrait seiner Tochter. (geklatscht) Wie sich das Stück nun endigen werde, erräth Jedermann leicht. Einmal wurde so entsetzlich gepfiffen, daß die spielenden Personen sich endlich genöthigt sahen, die Bühne zu verlassen, nachdem sie schon lange genug die Musik mit angehört hatten. Nun aber fing ein Theil des Publikums an zu klatschen, der andere fuhr fort mit Pfeifen, es war um das Gehör zu verlieren. Nach einer Weile kam Baptiste, der den Vater spielte, und fragte bescheiden, ob man erlauben wolle fortzuspielen oder nicht? Ja! ja! schrie alles. — Man fuhr also fort, und alsobald tönten die Pfeifen wieder so schmetternd, daß die letzte Scene gänzlich verloren ging. Dazwischen schrie man hier c'est mauvais! dort paix! Silence! und dann wieder la toile! kurz, keine Feder beschreibt den Lärm.

Man hat mich versichert, daß die jungen Herren im Theater Pfeifen mit Blasebälgen unter beiden Armen und in beiden Schuhen haben, so daß sie mit den Händen zu klatschen scheinen, indessen sie eben durch das Klatschen beide Pfeifen unter den Armen in Bewegung setzen. So oft sie aber auf die Zehen treten und dann die Fersen wieder sinken lassen, pfeift es in beiden Schuhen.

Die Aufführung von Menschenhaß und Reue war durch eines Schauspielers Krankheit lange verzögert worden. Madame Talma (vormals Petit-Vanhove) spielte die Eulalia recht gut, St. Phal aber den Meinau sehr unter meiner Erwartung. Erstens sollte schon ein so wohlgenährter Mann mit ausgestopften Backen nie den Meinau spielen; zweitens sollte Meinau nie so fürchterlich toben, und drittens sollte er nicht angezogen seyn wie ein Handwerksbursche. Er trägt nemlich einen altväterischen dunkelblauen Rock mit gelben Knöpfen, eine Scharlachweste mit großen viereckten Taschen, schwarze Beinkleider und Stiefeln über die Kniee gezogen. Als ich meine Verwunderung über dieses seltsame Costum zu erkennen gab, bestand man darauf, das sey Deutsch. Ich hatte

gut reden und zeigte vergebens auf meinen eignen Frack, der ja noch in Teutschland gemacht sey. Man blieb dabei: c'est le costume Allemand. Ich schloß mit der Versicherung, daß nur die teutschen Fleischersknechte sich so kleideten und verlohr kein Wort weiter. — Meinau packte sich einigemal so wüthend bei der Brust, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, er werde sich selbst ins Parterre schleudern.

Philinte von Moliere. Auch eine schöne Rolle von Fleury. Er trug heute sogar noch die alten Achselbänder auf dem reichen Kleide. Wenn man das Molier'sche Costum allgemein beobachtete, so hätte ich nichts dagegen, da aber die Damen im neuesten Geschmack à la Grecque erscheinen, so ist diese Mischung lächerlich und widerlich.

Didon. Hier erscheint Mamsell George in ihrer ganzen königlichen Schönheit. Das Tygerfell und der Köcher um Schultern und Nacken, der Bogen in ihrer Hand, machen sie zur reizendsten Diane, und tausend Acteurs würden, aller Gefahr trotzend, der Versuchung nicht widerstehn, sie im Bade zu belauschen. Aber ihr Spiel war sehr mittelmäßig. Ich

kann hier einen Zug des Publikums nicht mit Stillschweigen übergehn. Als man einmal ein wenig applaudirte, ließ sich plötzlich im Parterre eine Pfeife hören. Das hatte sie nun wirklich nicht verdient. Das Publikum fühlte auch lebhaft die Ungerechtigkeit, und da vorher kaum einige geklascht hatten, klatschte jetzt das ganze Haus. Der Pfeifer ließ sich nicht irre machen; kaum war es wieder still geworden, so ertönte sein Instrument von neuem. Jetzt erhob sich, wie am Drath gezogen, das ganze Parterre, und schrie mehrere Minuten lang fürchterlich: à la porte! (zur Thür hinaus!) Da nun aber der Pfeifer nicht auszumitteln war, und immer Einer auf den Andern zeigte, so entschloß sich das Parterre, von einem Geiste beseelt, statt der lauten Unzufriedenheit mit dem Pfeifer, die laute Zufriedenheit mit der Ausgepfiffenen kund werden zu lassen; es kehrte sich abermals, wie an einer Schnur gezogen, nach der Bühne, und schrie unter heftigem Klatschen bravo! bravo! daß die Säulen zitterten. — Während dieser ganzen Scene, die wohl fünf Minuten dauern mochte, litt die arme George unbeschreiblich. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen, ge-

senktem Haupte und gefalteten Händen, und das Blut in ihren Wangen überglühte die Schminke. Sie war würklich rührend schön.

L'Epreuve nouvelle von Marivaux ist ein unbedeutendes Stück, wurde aber mit einem so vortrefflichen Ensemble gegeben, daß es entzückte. Besonders war Mamsell Mars wieder unaussprechlich liebenswürdig. Sie ist ein Liebling des Publikums, und doch so bescheiden. „Ich habe keine Debûts gehabt," sagte sie mir, „je me suis glissé au théatre français mit kleinen unbedeutenden Rollen, und das hat jetzt den Vortheil für mich, daß ich keine Reputation zu souteniren habe." — Sie ist dabei ein so sittsames Mädchen, steht in gutem Rufe, verschmäht alle Anträge, und bleibt ihren ersten Verbindungen unwandelbar getreu.

Cinna. Nach einer langen Krankheit trat Monvel zum Erstenmal wieder auf. Er ist ein sehr braver Künstler, doch griff die Rolle des Kaisers ihn heute noch stark an. Schade daß die Jahre sein Verdienst nicht respectiren. Der erste Consul war heute gegenwärtig, er soll Cinna nie versäumen. Man ist neugierig zu sehen, ob er nicht in einer ähnlichen Lage

auch sagen wird: Soyons amis, Cinna! Mamsell George war, wie gewöhnlich, sehr schön und nicht viel mehr. Den Cinna spielt sonst Talma, und man vergöttert ihn in der Rolle. Heute ließ er sich von Lafond doubliren. — Ich muß doch im Vorbeigehen bemerken, daß die französischen Schauspieler seit der Revolution eine sonderbare Veränderung mit der Aussprache vorgenommen haben; sie sagen nemlich nicht mehr mon coeur, mon sort u. s. w., sondern mun coeur, mun sort. Allgemein wird auf den Bühnen das mon jetzt so ausgesprochen, als wenn es vor einem Consonanten steht, und das drolligste ist, daß sich das so nach und nach eingeschlichen, daß sie selber nichts davon wissen, denn von mir erfuhren sie es zum erstenmal.

Herrmann et Werner, ou les militaires, ein schwaches Product, welches aber durch treffliche Darstellung, besonders der Mamsell Mars, dennoch hohen Genuß gewährte. Dasselbe gilt von la belle fermière, wo sie noch von dem trefflichen Michot unterstützt wurde.— Le babillard. Bei solchen Rollen sollte St. Phal bleiben und zu keinem Meinau sich verstehen. Heute sah ich wieder, wie viel die

Franzosen, und mit Recht, auf eine runde Vorstellung halten. Ich war vor Anfang des Stücks im Foyer des Theaters, da fand ich den Schwätzer umgeben von den sechs Damen, mit welchen er die Plauderscene hat, welche sie eben probirten. Dann gingen sie sämmtlich auf das Theater und parlirten sie da noch zweimal hintereinander. Nun ging es aber auch Schlag auf Schlag.

In Iphigénie en Tauride, feyert Talma als Orest abermals einen Triumph. Die alte Demoiselle Fleury ist in keiner Hinsicht dieser Rolle gewachsen. — La dédaigneuse, ein neues Lustspiel, in welchem, wie schon der Titel anzeigt, eine Kokette alle Männer abweis't, und endlich, wie sichs gebührt, sitzen bleibt. Zu einem Acte war hier Stoff, zu dreien nicht. Indessen ist Demoiselle Mezeray für solche Rollen einzig. Sie spielt mit einem Anstand und einer Feinheit, die nichts zu wünschen übrig lassen. Freilich zieht Mamsell Mars (die jüngere Schwester) auch hier alle Blicke auf sich. — Das Stück war nicht ohne artige Einfälle, aber im Ganzen langweilig. Man pfiff es aus, und Trotz der Gegenwart des ersten Consuls, wurde der Lärmen so

groß, daß das Ende nicht mehr gehört wurde. Bonaparte blieb aber doch bis zu Ende, und schien sich um nichts zu bekümmern. Wenn, wie man sagt, die Dédaigneuse das Probestück eines jungen Dichters ist, so ging man viel zu hart damit um. — Le seducteur amoureux. Ein glücklich gewählter Stoff, ziemlich gut verarbeitet. Die Hauptrolle wurde durch Fleury vortrefflich dargestellt. Das Stück war, wie fast immer, mit außerordentlicher Präcision einstudiert. Nie hörte man das leiseste Flüstern vom Souffleur, und doch nahmen sich die Schauspieler immer die Worte aus dem Munde.

Daß man auf dem Théatre français auch noch Stücke giebt, wie der Medécin malgré lui, und daß das ohrenzarte Publicum ein Gespräch wie folgendes verträgt: va-t-elle á la chaise percée? — Oui. — Copieusement? — Assez. — Et la matière estelle — u. s. w. ist mir unbegreiflich. Auch die unaufhörlichen Prügeleien sollten in die Hanswurstbuden verwiesen werden.

Dieses Theater nährt sich, wie man sieht, ganz von alten Stücken; die neuen werden fast immer ausgepfiffen. Agamemnon ist

das einzige Trauerspiel, welches sich, Troß den blutigsten und auch wohl verdienten Critiken, zu erhalten scheint. — Das Local ist groß und schön, sieben Reihen Logen und Gallerien über einander, denn selbst in der Decke sind noch Logen durchgebrochen. Ueberall hört man gut, an vielen Stellen sieht man aber schlecht, weil die Pfeiler in den Logen die Bühne verdunkeln.

Ich komme nun 2) auf die große Oper, welche, in manchem Betracht, das erste Spectacle in der Welt genannt zu werden verdient. Orchester, Chöre, Decorationen, Maschinerie und Tanz, werden nirgends so gefunden. Der Gesang allein ist mehr ein Geschrey. Man will das durch die Größe des Hauses entschuldigen, aber vergebens. Warum vernimmt man denn auch von Madame Branchu jeden Ton, obwohl sie bei weitem nicht so gräßlich schreyt als Mamsell Maillard, die man sicher einst todt vom Theater tragen wird. Sehr oft überschreyt sie, bei leidenschaftlichen Rollen, sich dermaßen, daß sie nur noch unarticulirte Töne von sich giebt. Bediente sie sich dieser Manier, als Kunstgriff, äußerst selten, so würde sie einen großen Ef-

fect damit hervorbringen, es ist aber ihre Natur, und kommt in jeder Scene wieder vor.

Adrien. Mehül's Musik scheint mir, wenigstens so vorgetragen, ein Meisterstück der Declamation. Wie stark das Orchester besetzt ist, kann man unter andern aus dem Umstande ermessen, daß sechs Contrebässe darin sind. Ueberdies ist in den meisten Pariser Theatern der Platz des Orchesters weit zweckmäßiger berechnet, als in den deutschen. Es ist nemlich weniger lang als bei uns, und hingegen viel breiter. Der Raum, der dadurch in der Mitte für die Zuschauer verloren geht, wird an beiden Seiten wieder gewonnen. Der Hauptvortheil aber ist, daß die Blaseinstrumente nicht zu weit entfernt sitzen, und alle Stimmen mehr concentrirt sind. Es giebt hier keinen Souffleur. Derjenige, der das Orchester dirigirt, verwaltet auch zugleich dieses Amt. — Die Sänger sind zugleich ziemlich gute Schauspieler, ein Talent, welches man auch der Schreyerin Maillard nicht absprechen kann. Madam Branchü besonders spielt mit Natur und Grazie. — Alles Nebenwerk war vortrefflich einstudiert. Die Statisten kamen nie Paarweise angestiegen, wie

eine Procession von Schulknaben, sondern immer Gruppenweise, stellten sich nie zu beiden Seiten immer auf eine und dieselbe Manier, sondern waren stets in Gruppen malerisch vertheilt. Die Gefechte bestanden nicht aus einem elenden Geklapper in der Luft, sondern schienen in der That sehr ernsthaft. Zu dem Herabklimmen über die Felsen hätte man gewiß in Deutschland hinter der Pappe bequeme Stufen angebracht, hier gab es nur in weiten Entfernungen, bald links bald rechts, unordentliche Absätze, und viele ließen sich an Seilen herab. Prächtig war Adriens Triumphbogen mit allen seinen Umgebungen, reich und glänzend das Costum. — Nie wurde, um einer Verwandlung willen, zwischen den Acten der Vorhang herabgelassen. — Doch eine Unschicklichkeit muß ich rügen. Eine steinerne Brücke, auf derben Pfeilern ruhend, stürzte zusammen, weil 20 oder 30 Menschen darüber gelaufen waren. Hier hätte man, wie auch der Dichter vorgeschrieben, eine hölzerne Brücke hinstellen, oder, wenn es durchaus Stein seyn mußte, sie wenigstens sehr baufällig malen sollen.

Da man, um gute Plätze zu haben, in der

großen Oper sehr früh kommen muß, so bringen viele Leute Bücher mit, und lesen bis angefangen wird. Es versteht sich, daß die Beleuchtung so gut ist, daß man sehr bequem dabei lesen kann. In Berlin müßte man das wohl bleiben lassen, denn da gehören schon gute Augen dazu, um in den Opern die Arien nachlesen zu können.

Der Dichter Duval hat meine Hussiten sehr glücklich zur großen Oper umgestaltet, und wenn Mehül, der sie componiren wird, sie eben so reich mit den Schätzen seiner Phantasie ausstattet, als diesen Adrian, so kann die Wirkung nicht fehlen.

Anacreon von Cherubini ist ein langweiliges Produkt, das allenfalls den Stoff zu einem Operettchen, nicht aber zu einer großen Oper enthält. Wäre diese nicht durch allerlei Nebenwerk so prächtig aufgeputzt, es wäre kaum der Mühe werth einmal hinzugehen. — Das Urtheil des Paris, ein großes Ballet von Gerdel, ist schlecht erfunden, und eben so langweilig in seiner Art, wie der Anacreon. Der erste Act gehört gar nicht zum Ganzen, denn er besteht bloß aus einem Schäferspiel, wo Paris sich mit einer Menge Mädchen recht

artig neckt, und am Ende einen Löwen erlegt, der in die Heerde gefallen ist. — Als ich nach Berlin zurückkam, freute ich mich, das schon in Paris gefällte Urtheil auffallend bestätigt zu finden. Denn als man auch hier den Paris gab, machte man ad libitum den ersten Act zum zweiten, und den zweiten zum ersten, welches wohl der sicherste Beweis ist, daß der erste aus einem angeflickten hors d'oeuvre besteht. — Wann werden doch die Balletmeister anfangen, (im Fall sie nicht selbst Dichter sind,) sich bloß auf die Ausführung einzuschränken, nicht aber mit der Erfindung sich zu befassen? — die letztere sollte stets einem guten Dichter überlassen bleiben, denn ein guter Plan zu einem Ballet ist eben so schwer zu entwerfen, als der zu einem Schauspiel, und ist im Grunde dasselbe. Weniger ist vielleicht bekannt, daß, als die Musen einst in Weimar sich niederließen, weil eine ihrer Schwestern da regierte, (es sind nun über 30 Jahre) damals der selige Musäus viele Ballette machte, die nachher vom Balletmeister kunstreich ausgeführt wurden.

Saül, ein sogenanntes Pasticcio, das heißt, eine Zusammensetzung von guten Musikstücken

mehrerer Meister, machte eine vortreffliche Wirkung; besonders war ein Chor von Händel darin, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Aber diese Chöre muß man auch hören, sie sind einzig. Abermals hatte ich Gelegenheit, die Sorgfalt für das Zusammenpassen alles Leblosen und Lebendigen auf der Bühne zu bewundern. Wie schön hier das Aufmarschiren der Truppen sich ausnimmt, das bei uns immer an eine Heerde Gänse erinnert! Allerliebst war der Tanz in Davids Triumphzug, wo die Kinder vor ihm her tanzend Rosen streuten. — Das Ballet, Les noces de Gamache, ist ein albernes Ding; aber Don Quixote spielte sehr gut, und die Rosinante und Sancho Pansa's Eselin waren lebendige Thiere, die den Parisern große Freude machten. — Die Caravane von Cairo von Gretry, hat mir ein wenig Langeweile gemacht. Hingegen hat mich Le devin du village von Rousseau sehr interessirt. Auch das Publicum schien heute sonderbar bewegt, und ließ, was in der großen Oper sonst nie geschieht, ein Lied wiederholen. Madame Branchû ehrte das Andenken Rousseau's, indem sie mit derjenigen Einfachheit sang, die er

selbst

selbst gefodert hat; der Tenorist hingegen ließ sich Schnörkel zu Schulden kommen, die fast immer, hier aber besonders unverzeihlich sind. — Semiramis, von einem jungen Componisten, der ein Zögling des Conservatoire de musique ist, und der dieser Anstalt Ehre macht. Für das Außerwesentliche war wiederum herrlich gesorgt. Ein kriegerischer Tanz riß zur Begeisterung hin. Der Donnerschlag, der des Ninus Grab zerschmetterte, war wahrhaftig ein Donnerschlag, und welche Decorationen! diese schwebenden Gärten, dieser babylonische Thurm — wie verständig war bei dem letzten die Entfernung berechnet, in der man so etwas nur allein darstellen darf. Wenn ich dagegen an unsern feuerspeienden Berg im Labyrinth dachte! — Für einen großen Fehler halte ich es, daß Semiramis zuletzt noch einmal auf das Theater gebracht wird, um siegend zu sterben. — Das Ballet, le retour de Zephyre, ist erbärmlich erfunden, und wäre in Wien unfehlbar ausgepocht worden. Hier wurde es durch einen herrlichen jungen Tänzer, Duport, erträglich gemacht, der jetzt schon Vestris übertrifft. Er besitzt unter andern eine ganz außerordentliche Stärke und

Gewandtheit darin, sich 40 oder 50 Mal auf einem Beine herum zu drehen; da er aber weiß, daß er dann jedesmal so applaudirt wird, als ob die Bewohner der ganzen Welt ausdrücklich zum Klatschen zusammen gekommen wären, so bringt er diesen tour de force alle Augenblicke an. Die Pariser sehen sich das freilich nicht überdrüßig.

Hecube, ich habe vergessen von welchem Meister, und das beweis't schon, daß die Musik keinen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat; es kommen aber recht artige Sachen darin vor. Die letzte Decoration war unaussprechlich schön. Die hintere Mauer fiel stückweise ein, und nun erblickte man Troja in Flammen, und diese Flammen waren kein gewöhnliches Theaterfeuer, man sah wirklich eine brennende Stadt, die Säulengänge stürzten nach und nach zusammen, über die glühenden Ruinen trug Aeneas seinen alten Vater, mitten aus den Rauchwolken ragte das gigantische Pferd hervor. — Die Täuschung hatte den höchsten Grad erreicht. — Die Ballets Telemach und Psyche, werden noch immer häufig, doch nicht mehr mit derselben Anstrengung gegeben, wie vor 13 Jahren.

Um kein Theater in Paris unbesehen zu lassen, habe ich die große Oper weniger besucht, als ich Lust hatte. Der jetzige Administrator derselben, Bonnet, wird mit beißenden Kritiken verfolgt, wie alle seine Vorgänger. Das ist nun schon einmal das Loos Aller, die Gott in seinem Zorn dazu verdammt hat, ein Theater zu dirigiren; denn da die wenigsten wissen, wie viel Geduld, Fleiß und Kenntnisse, dazu gehören, es auch nicht wissen wollen, und bei allem Tadel jeder nur sein eigenes Ibes Ich im Auge hat: so werden die ausgezeichnetesten Vorzüge übersehen, oder kühl gelobt, und die kleinsten Mängel bitter getadelt. — Bonnet giebt sich wahrlich viele ruhmwürdige Mühe. Ihm sind indessen die Hände nicht ganz ungebunden, denn er steht unter dem préfect du palais. Es ist daher kein Wunder, daß man auch hier auf den Geschmack des ersten Consuls gern Rücksicht nimmt. Ein Beispiel mags beweisen. Mein Reisegefährte, der verdienstvolle Musikdirektor Weber aus Berlin, der so fest in Gluck's Fußtapfen tritt, hatte durch eine seiner Symphonien, welche in einem öffentlichen Concerte aufgeführt wurde, und durch die Bescheiden-

heit, die sein Verdienst schmückt, die Administration der großen Oper so für sich eingenommen, daß man ihm, ganz ohne sein Zuthun, die Composition einer Oper antrug, eine Auszeichnung, die manchem, der sich solcher rühmt, nicht wiederfahren ist. Es stieß sich nur noch an der Wahl eines guten Sujets. Ich erbot mich einen Plan zu entwerfen, ich that es, der Zufall wollte, daß die Geschichte von Eginhard und Emma mir passend schien, und kaum hatte die Administration die Augen auf den Titel geworfen: La fille de Charlemagne, als bei dem bloßen Namen Charlemagne, sie aus guten Ursachen freudig beistimmte.

3) Die von Bonaparte reichlich und dennoch vergebens unterstützte Opera Buffa, ist sehr mittelmäßig, hat einen Tenoristen, Nasari, der gut singt, und einen Buffo, der gut spielt. Da ich kein Kenner bin, so schweige ich lieber von Madam Prinasachi. Man giebt meist alte abgedroschene Opern, z. B. gli Artigiani, von Anfossi. Eben als ich in Paris war, wurde die ganze Entreprise auf Actien ausgeboten, ein Nothschuß. Das Publicum interessirt sich nicht dafür. Umsonst zahlt das

Gouvernement jährlich 60000 Livres, umsonst Bonaparte für seine Loge 12000 Livres, man will nun einmal keine Opera Buffa, und sie wird schwerlich Best.nd haben.

4) Dagegen ist die französische comische Oper, Theatre Faydeau genannt, ein allerliebstes, mit Recht häufig besuchtes Spectacle. Der Saal mit doppeltem Säulengang ist sehr hübsch, das Orchester gut besetzt, die Decorationen recht artig, unter den Sängern viele, die mit einem angenehmen Gesang ein gutes Spiel verbinden, besonders gilt das von Ellerieu, der die Krone dieser Bühne ist. Ich habe die Königin von Golconda gesehen, und die allerliebste kleine Oper St. Foix ou le Coup d'Epée, Text von Duval, Musik von Darchi, und ma tante aurore, von Longchamps, Musik von Bogeldieu, und die Soirée orageuse, und trente et quarante, (welches in Berlin leider ohne Musik gegeben wird,) und den Kalifen von Bagdad, wo Ellerion, wie im St. Foix, so schön spielt, daß man ihm alle Augenblicke an den Hals springen möchte; alle diese Vorstellungen haben mich sehr angenehm unterhalten, und, was davon auf deutschen Bühnen noch nicht be-

kannt seyn möchte, darf ich zum Uebersetzen empfehlen.

5 Theatre Louvois, an dessen Spitze der brave Picard, der Verfasser so manches unterhaltenden Lustspiels steht, ist ausschließlich den Spielen der Thalia gewidmet, Melpomene erscheint hier nie. Das Haus ist ziemlich groß und artig verziert; nur scheint mir der jetzige pariser Geschmack, die Greifen überall so häufig anzubringen, nicht der beste. Man findet sie fast in den meisten Theatern. Mit sparsamer Hand vertheilt, thut diese Zierde allerdings die beabsichtigte Wirkung, aber wenn alle Logen von oben bis unten damit bemalt sind, so verfehlt es den Zweck. — Das Theatre Louvois besitzt mehrere ausgezeichnete Talente. Picard selbst und sein Bruder sind brave komische Schauspieler. Besonders aber zeichnet sich de Vigny aus. Ich sah ihn zuerst in Le Vieillard et les jeunes gens, und war entzückt. Auch giebt es wohl wenige Lustspiele, die so zu rechter Zeit geschrieben worden, als dieses. Der elende Uebermuth der heutigen Jünglinge, die alles besser wissen, ist hier treffend gezüchtigt. Uebersetzt kann das Stück nach meiner Meinung nicht wer-

den, aber bearbeitet würde es auch in Teutschland sehr willkommen seyn, da Teutschland eben so gut als Frankreich von Originalen dazu wimmelt. — La Suite du menteur, war mir sehr gerühmt worden, erfüllte aber meine Erwartung nicht. Auch nahm mich Wunder, daß die sonst so delicaten Franzosen keinen Anstoß daran nahmen, ein honettes Frauenzimmer zu einem jungen Menschen, den es gar nicht kannte, ins Gefängniß kommen zu sehen, um sich ihm anzubieten. Wie würde man in Teutschland geschrien haben, wenn ich dergleichen in einem meiner Stücke gewagt hätte. — Die Vorstellung war nur mittelmäßig, dennoch wurden fast alle Schauspieler applaudirt, ehe sie noch den Mund aufgethan hatten, ja selbst, wenn sie zum zweiten oder drittenmale wieder auftraten. Das gefällt mir nicht. Was soll es bedeuten? — Auffallend ist, daß la petite ville in Berlin besser gespielt wird, als hier, wo es zuerst unter den Augen des Verfassers erschien. — Mediocre et Rampane hingegen wurde trefflich executirt. Vom vieux comédien, den ganz Paris zu sehn nicht müde wird, hatte ich mehr erwartet. Die, nach dem Urtheil der Franzo-

sen, noch in der Kindheit liegende deutsche Bühne, würde es nicht dulden, daß zwei Väter, als Narren verkleidet, sich plötzlich ihren Kindern unter die Augen stellen, um sie zu beschämen. Uebrigens hat das Stück Aehnlichkeit mit meinen Unglücklichen, welche, nach Picard's eignem Geständniß, ihm die erste Idee dazu gegeben haben. —

Eine eigne glückliche Idee hat aber der nemliche Verfasser in dem Lustspiel Monsieur Musard ausgeführt. Muser, war ein mir bis dahin unbekanntes französisches Wort, und bedeutet so viel, als immer beschäftigt seyn, aber nie mit dem, was man eigentlich thun sollte. Also ist Monsieur Musard ein geschäftiger Müßiggänger, wie Lessing ihn schon vor mehr als 40 Jahren zeichnete. In Paris giebt es viele Originale zu dieser Copie. Die erste Vorstellung wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen. Als der Vorhang fiel, stürmte Alles, was nur irgend mit Picard bekannt war, in die Foyers und Ankleidezimmer, um ihn zu sehen, zu umarmen, zu ersticken. Ob es Alle ehrlich meinten, mag Gott wissen. Es waren viele Autoren darunter. Doch sind in der That die Autoren in Paris nicht so

neidisch als bei uns. — Noch bei der dritten Vorstellung mußte das Orchester ausgeräumt werden, um der herzuströmenden Menge Platz zu machen.

6) Das Théatre du Vaudeville, kann bloß Franzosen interessiren; denn erstens gleichen diese Gassenhauermelodien sich alle auf ein Haar; wer eine gehört hat, der kennt sie alle: und zweitens treffen die epigrammatischen Spitzen ihrer Liederchen meistens Gegenstände, die nur in Paris bekannt, und auch da nur einige Tage in der Mode sind. Ich habe den Feltin gesehen, der mir Langeweile machte, und den blinden Cassander, über den ich nicht lachen konnte; doch macht Fanchon das Leyermädchen eine Ausnahme, wie auch Berquin, beide von Bouilly. Fanchon wurde durch Madame Belmont allerliebst gespielt, ich prophezeye aber, daß unsere Unzelmann sie übertreffen werde. In dem letztgenannten Stücke (Berquin) war es Schade, daß eine Mutter auftrat, von der man Anstand und Sittsamkeit erwartete, die aber den Entresols des Palais-Royal entlaufen zu seyn schien. — Der Saal ist niedlich. — Eine sonderbare Gewohnheit herrscht hier im Pu-

blikum. Kein Zipfel eines Shawls darf über die Loge herabhängen, sonst schreyt sogleich das ganze Parterre: Otez le Shawl. Gehorcht die Dame nicht augenblicklich, so verdoppelt sich der Lärm, und es heißt nun: Jettez le Shawl! und schon öfter ist die Dame gezwungen gewesen, diesem ungestümen Verlangen nachzugeben. Thut sie es nicht, so wird so lange geschrien, bis die Polizey sich darein mischt, und die Dame in der Loge ersucht, dem Begehren des Publikums zu willfahren. Oder man ruft auch wohl: à la porte! — Den Rücken darf man in den Logen dem Publikum auch nicht zukehren, sonst heißt es gleich: Ne tournez pas le dos, c'est vilain! — Eine Parodie des Agamemnon machte, während meines Aufenthalts, auf dieser Bühne viel Glück. Die Fehler des Stücks waren mit Witz gerügt, und mehrere Couplets sehr artig. Der Harlekin, Laporte, machte Talma's Spiel sehr gut nach. Als ich die Posse sah, war auch gerade Mamsell Düchesnois gegenwärtig, und sah sich selbst als Clytemnestra parodiren, machte aber gute, lachende Miene zum bösen Spiel.

Die genannten Theater sind die vornehm-

sten in Paris, diejenigen, zu welchen die schöne Welt ausschließlich wallfahrtet. Ich kann nicht umhin, dankbar zu erwähnen, daß sie sämmtlich gewetteifert haben, mir mündlich und schriftlich auf die schmeichelhafteste Weise den freien Eintritt in ihre Säle und zu ihren Bühnen anzutragen, und obwohl bei einem kurzen Aufenthalt eine solche Freiheit grade als ersparte Ausgabe nicht in Betrachtung kommt, so ist sie doch ein Beweis von Achtung, der mir um so auffallender war, da ich kurz vorher in einigen Städten meines Vaterlandes, um meine eignen Stücke zu sehn, hatte bezahlen müssen.

7. Das Theatre Montansier im Palais royal führt bekanntlich nur Possen auf und Brünet ist allerdings ein trefflicher Possenreisser, den man schwerlich ohne Lachen sehen wird. Besonders als Jocrisse, ein Character, der dem italiänischen Pierrot auf ein Haar gleicht, ein tölpischer Mensch, der Alles verdirbt, indem er Alles gut machen will. Jocrissen's Verzweiflung ist auch unter uns schon bekannt. Es giebt aber noch eine ganze Menge solcher Späßchen. Heute war z. B. une heure de Jocrisse; da sollte er

Jemanden einen Vogel zum Geschenk bringen, brachte ihm aber blos den leeren Käfig, weil der Vogel auf der Straße durch seine Ungeschicklichkeit davon geflogen war, und freute sich, als er hörte, daß der Vogel in den Brief geflogen sey, den er dabei überreichte. Er will einen Theetopf reinigen, kann mit der Hand nicht hinein kommen, schwenkt ihn aus, schlägt ihn gegen den Tisch entzwei und ist nur froh, daß nicht er, sondern der Tisch ihn zerbrochen hat. Ein Kleid bürstet er aus, fällt damit auf den durch das Reinmachen des Theetopfes nassen Boden, beschmiert einen Ermel, schneidet ihn geschwind heraus, um ihn zu einem Manne zu tragen, der Flecken ausmacht, und läßt sich von diesem unterdessen einen andern Ermel leihen, der natürlich nicht zum Kleide paßt. — Von ähnlichem Gehalt sind Cricri dans son menage, und Vadé dans son grénier etc. etc. Es ist alles gar zu gemein. Zwar ist Brünet's komisches Talent in der That groß, aber die Späßchen sind, besonders für Fremde, viel zu local und mit Calembourgs so durchwebt, daß man sehr darauf geübt seyn muß, um Alles zu verstehen. — Von Fremden gehn auch meistens nur junge

Leute in dies Theater, wegen der schmiegsamen Jungfrauen, von welchen es wimmelt. — Auf solchen Bühnen ist alles erlaubt und die derbsten Zoten werden beklascht. So hörte ich zum Beispiel im Huissier dégourdi unter großem Beifall sagen: une femme ne redoute jamais une prise de corps; und die schüchterne, schamhafte Geliebte erklärte: qu'on peut exiger d'un époux, qu'il lui reste au moins une jambe.

8. Theatre des jeunes artistes. Ich habe da Harlekins Geburt aus dem Eye aufführen sehn, ein Zauberspiel mit vielen Verwandlungen, Spektakel, Musik, Pantomine, Tanz, Gesang, alles so gut, daß man in großen Städten Teutschlands gewaltig herzuströmen würde. Ein Gefecht zwischen sechs Personen, nach dem Takt der Musik, habe ich auf unsern Bühnen nie so täuschend darstellen sehn. Auch ein Kampf zu Pferde zwischen sechs Reutern, bei welchem die Pferde lustig hinten ausschlugen, und Harlekin und Pierrot mit den überhängenden Beinen fochten; ferner, feuerspeiende Drachen u. dgl. alles so gut als in der Donaunymphe. Bewundernswürdig schnell war Harlekin in der

Kunst, sich selbst zu verwandeln, besonders nahm er zweimal hintereinander die Gestalt seines Nebenbuhlers an, wobei er nicht allein alle Kleider, sondern auch sogar die schwarze Larve mit seinem eignen Gesicht wechselte, welches alles — zumal das zweite mal — wirklich nahe an Zauberei grenzte. — Ein Tageblatt (les annales de la politesse) beklagte sich, daß auf den kleinen Theatern der teutsche Geschmack am Wunderbaren so sehr einrisse, und fürchte, daß die Vernunft des Volks dadurch werde geschwächt werden, auch werde man endlich wohl gar die Rückwirkung (Contrecoup) auf den großen Theatern spüren, denn die Volksmeinung pflanzte sich fort, wie ein electrischer Schlag bis in die entferntesten Glieder. So ganz unrecht mag das Blatt nicht haben.

9. Theatre de la gaiété. Ein artiges Haus, sehr geschmackvoll verziert. Statt der ewigen Greifen sieht man hier überall an den Logenberüstungen niedliche Genien mit Blumenguirlanden, die in allerlei Stellungen drapirte Vorhänge aufheben. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, jemals eine lachendere Verzierung gesehn zu haben. — Hier wird Ma-

dame Angot (welche das französische, so wie John Bull das englische Volk repräsentirt) auf allerlei komische Weise verarbeitet. Die Rolle wird durch eine Mannsperson dargestellt, wodurch sie oft allein lächerlich wird, z. B. Madame Angot im Serail des Großsultans. Die gemeine Pariser Fischweibersprache kann man bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Reinheit hören. Es befinden sich unter den Schauspielern einige sehr ausgezeichnete Talente im Komischen.

Eine Jungfrau von Orleans habe ich auch auf diesem Theater spielen sehn, von der ich doch wundershalben und zur Vergleichung mit der Schillerschen einen kurzen Begriff geben will. Das Stück hebt an mit einem Erndtefest, wo Jacques d'Arc, der Vater (bei Schiller Thibault) mit seiner Familie nach vollbrachter Arbeit sich lustig macht. Man tanzt, man überreicht Johanna Kränze, man läßt sie die Worte lesen: à Jeanne d'Arc, la blus belle et la plus sage. Plötzlich hört man Jagdgetöse, ein wildes Schwein stürzt herzu, Alles flieht; ein junger Jäger kämpft mit dem Eber, unterliegt, Johanna fliegt herbei, tödtet den Eber, rettet den Jüngling, es

ist Dünois. Allgemeine Freude. Der Gast wird ins Haus geführt, soll ruhen, kann aber nicht, denn an der Wand erblickt er Johanna's Bild. Er kniet davor, sagt ihm allerlei schöne Dinge, wird aber unvermuthet durch einen Donnerschlag unterbrochen, und eine Stimme ruft: „Ritter Dünois, entweihe „nicht durch profane Wünsche die Retterin „Frankreichs! kehre zurück zu deinem Könige, „zeige ihm den Willen Gottes an, und bringe „ihm das heilige Schwerdt, welches Johannens „nens siegreichen Arm bewaffnen soll." — Der Zuschauer wird in Johannens Kämmerlein versetzt, sie schlummert, ein süßer Traum schwebt auf ihrem Antlitz. Der Hintergrund öffnet sich, ein Engel von einer leuchtenden Kugel getragen, legt ein feuriges Schwerdt zu Dünois Füßen nieder, Dünois nimmt es, schwört des Himmels Gebot zu erfüllen, der Engel steigt gen Himmel, zwei andere Engelinnen aber umgeben die schlafende Johanna und decken sie mit Fahnen; so schließt der erste Act.

Der zweite hebt an im königlichen Pallast. Carl, Agnes und sein Hof machen sich lustig, ohne der nahen Gefahr zu gedenken. Ein Ritter zeigt an, daß die Engländer Orleans belagern,

lagern, und daß, wenn sie es erobern, Frankreich verloren sey. Große Verwirrung. Dünois kommt und verkündet das Mittel der Rettung. Die Hofleute spotten darüber. Er läßt Johannens Bild von zwei Pagen knieend dem König vorhalten; der König bleibt zweifelhaft, aber plötzlich umgiebt ein feuriger Glanz das Bild, und darunter lies't man die Worte: elle vaincra; jetzt schwinden alle Zweifel. Johanna erscheint geharnischt, ihr Anblick befeuert alle Ritter und man fliegt zum Streite.

Die Bühne verwandelt sich in das französische Lager, wo der König mit der Jungfrau anlangt, und seine muthlosen Soldaten dadurch wieder aufrichtet. Er giebt ihr den Ritterschlag und reicht ihr das Wunderschwerdt; da sie aber kein Degengehäng dazu hat, so hält es der liebe Gott der Mühe werth, diesem Mangel selbst abzuhelfen, ein Regenbogen erscheint, und auf dem Regenbogen ein Engel, der ihr die Schärpe bringt, ihr Sieg verkündet, doch vor der Liebe sie warnt. Dann schlägt er an einen Baum, und ein Genius tritt heraus, der ihr das Oriflamm übergiebt. Darauf kehren beide auf dem Regenbogen in

den Himmel zurück, und man eilt in die Schlacht. — Nun erblickt der Zuschauer die Stadt Orleans, von den Engländern belagert. Talbot ordnet seine Truppen zum Sturm, die Franzosen sind zur Gegenwehr auf den Wällen bereit, die Sturmleitern werden angelegt, man stürmt, man schießt Bresche, die Wälle werden erstiegen, schon hat man sich der Fahne bemeistert, die Stadt will capituliren. Aber die Jungfrau erscheint, der Kampf erneuert sich, die Engländer werden geschlagen, ihre Pallisaden umgestürzt, die Einwohner von Orleans strömen aus den Thoren, sinken zu den Füßen ihrer Befreierin, überreichen ihr die Schlüssel der Stadt. Dünois ist entzückt und verliebt, auch Johanna nicht gleichgültig dagegen, aber des Engels Warnung schreckt sie noch. Ein Thron wird errichtet, sie besteigt ihn nebst Dünois, festliche Tänze beginnen; es wird Nacht, Johanna wird auf einem Triumphwagen nach der Stadt geführt, wobei man Blumen vor ihr her streut.

Der dritte Act zeigt einen Garten, Dünois zu Johannens Füßen, sie ist entwaffnet, hat das Wanderschwerdt an einen Lorbeerbaum aufgehangen, kann seinen Bitten nicht wider-

stehn; er schrieb mit seinem Dolch die Worte auf einen Felsen: Aimer ne peut être un crime, sie schreibt darunter: Je vous ai vu — je le crois. Sogleich wimmeln Liebesgötter um sie her, ein Altar erscheint mit der feurigen Inschrift: à l'amour et à l'hymen. Die Liebesgötter geleiten das junge Paar dahin, aber im Augenblick des Schwurs geschieht ein Donnerschlag, die Genien fliehen, der Altar verschwindet, eine Stimme ruft: „Johanna ist meineidig, sie zittre vor des Himmels Rache.„

Ein Trompetenstoß kündigt einen Herold der Engländer an; Talbot und Chandos fordern Dünois und Johanna zum Zweikampf. Diese nehmen ihn an und schicken ihre Handschuhe. Die Jungfrau will sich waffnen, als sie aber nach dem Wunderschwerdt greift, verwandelt sich der Lorbeerbaum in eine Bildsäule der Rache, welche das Schwerdt in ihrer Faust hält. Johanna ist zwar erschrocken, aber sie geht mit dem Geliebten um zu siegen oder zu sterben.

Man erblickt den Kampfplatz zwischen Schranken und von den Zelten der Engländer umgeben. Kampfrichter, Herolde, Soldaten, nehmen Platz, Chandos und Talbot erscheinen,

Dünois und Johanna lassen sich nicht lange erwarten. Man schwört ohne Hinterlist zu kämpfen. Die Heldin und ihr Geliebter siegen, aber — die Treulosigkeit der Engländer mußte ja doch auch in das Stück verwebt werden — ein Schuß streckt Dünois zu Boden, und Johanna wird umringt, gefangen, fortgeschleppt. — Nun schmachtet sie im Gefängniß. Chandos erbietet sich sie zu retten, wenn sie ihn lieben wolle; sie weis't ihn mit Verachtung zurück. Er läßt eine schwarze Fahne bringen, auf welcher sie das Urtheil lies't, daß sie als Zauberin zum Tode verdammt sey. Sie bleibt standhaft. Man führt sie zum Scheiterhaufen. — Die letzte Decoration stellt den Marktplatz zu Rouen dar, der Scheiterhaufen ist bereit, das Volk versammelt, Johanna besteigt muthig den Holzstoß, man zündet ihn an, aber kaum hat er sich entflammt, als eine Taube aus den Flammen aufsteigt. Das Feuer verlischt, der Scheiterhaufen verschwindet, nur eine Glorie bleibt nach, in der Glorie Johanna von der Unsterblichkeit gekrönt. So steigt sie in die Wolken. An der Stelle, wo der Scheiterhaufen stand, erscheint ein Altar, im Hintergrunde ein trans-

parenter Triumphbogen, und unter demselben die Statüe der Jungfrau, nach dem neuen Modell verfertigt, wie sie wirklich in kurzem zu Orleans errichtet werden soll. Unter Trompeten- und Paukenschall fällt der Vorhang. —

Ich habe geglaubt, es könne die Leser wohl interessiren, zwischen Schiller und Cuvelier eine Parallele zu ziehen. Freilich kann hier nur vom Plan die Rede seyn und nicht von dem Zauber der Redekunst, in welchem Schiller dem Franzosen so unendlich weit überlegen ist. Man versuche es aber einmal, Schillers Jungfrau so zu skeletiren, wie ich so eben Cuveliers Jeanne d'Arc skeletirt habe, und man wird finden, daß der Plan nicht weniger abentheuerlich, oft noch weit schlechter ist. Wenigstens ist Johannens Liebe zu Dünois weit besser motivirt, als jenes alberne, plötzliche Verlieben im Moment des Kampfes.

10. Theatre de la porte St. Martin. Ein schönes, artig verziertes Haus. Vormals spielte hier die große Oper, und statt das Haus zu verkleinern, hat man es seitdem noch vergrößert, der Himmel weiß warum, denn schwerlich wird es oft sich füllen. Man giebt auch hier Spektakelstücke. Ich habe z. B.

les Charbonniers de la forêt noire darauf gesehn. Die Decorationen sind gut, die Gesellschaft gar nicht schlecht, auch singen einige Mitglieder derselben recht artig.

11. Das Théatre des petites variétés im Palais royal, ein kleines enges Local, schlecht herausgeputzt. Kinder, unter welchen einige viel Anlage verrathen, spielen kleine Stücke. Dann werden die Zuschauer mit Marionetten unterhalten, die recht artig sind. Aber Himmel, welche Unanständigkeiten erlaubt man sich hier! Da zieht z. B. eine Marionette die Beinkleider aus, und zwar so, daß man alles das treulich Nachgeahmte, was die Beinkleider verhüllten, zu sehen bekommt.

12. Ambigu comique. Ein sehr geschmackloses Theater. Gothische Säulen, griechische Basreliefs, neufranzösische Draperien. Drei Reihen Logen und vor jeder derselben noch eine Gallerie. (Diese Bauart findet man in vielen Pariser Theatern und sie scheint mir sehr zweckmäßig zu Gewinnung des Raums.) Ein sehr besuchtes Stück dieser Bühne, dem man auch in der That Reichthum der Phantasie nicht absprechen kann, ist les mines de Pologne. Die Decorationen wa-

ren vortrefflich. Unter andern schneiete es einmal im letzten Act so täuschend und so dicht, daß der Schnee bald die ganze Bühne bedeckte, auch auf den Schildwachen liegen blieb. Die Schauspieler sind nicht schlecht, das Ballet taugt aber nichts. Man giebt hier eine seltsame Gattung von Schauspielen, die man Melodrama nennt, wo man nemlich in manchen Scenen ganz willkührlich die Sprechenden durch Musik unterbrechen läßt.

13. Théatre olympique. Eins der schönsten und niedlichsten Theater, wohl fast so groß als das Berliner. Durch einen Kreis von Caryatiden, die den zweiten Rang der Logen, und darüber einen Kreis von Säulen, welche die Gallerie tragen, wird das Ganze sehr geputzt. In dem nemlichen Geschmack ist auch der große Foyer erbaut, wo oft Bälle gegeben werden. Die Gesellschaft spielt aber höchst mittelmäßig, auch schien dieses Theater wenig besucht.

14. Théatre du marais. Recht artig, im griechischen Geschmack, grau in grau gemahlt. Der Saal ist nicht klein, er hat drei Reihen Logen und Gallerien. Die Schauspieler sind aber bloße Marionetten.

15. Théatre de l'école dramatique gleicht mehr einem Gesellschaftstheater, ist jedoch recht niedlich decorirt. Die Schauspieler waren der aufgeführten Stücke, und die Zuschauer beider würdig, Alles unter der Critik. In der Loge,

in welcher ich mich befand, waren auch einige Herren und Damen, die sich Bier bringen ließen; zu meinem Unglück war das Bier sehr gut, es sprengte den Stöpsel aus der Flasche, und mir seinen Schaum auf die Kleider.

16. Théatre de la Cité. Ein hübsches Haus und ziemlich groß. Auch hier hielt ich einen Act von Menschenhaß und Reue aus. Meinau's Costum war dasselbe wie auf dem Théatre français. C'est le costume Allemand, das bleibt ausgemacht. Diese Madame Müller hatte gewiß nie Reue empfunden.

17. Théatre de Molière. Der Schauspielsaal verdient allerdings mit Moliere's Namen zu prangen. Alle Logen haben Spiegelwände, und auch die übrigen Verzierungen sind sehr geschmackvoll, die Decorationen gut, die Costume reich und richtig, kurz, nichts ist schlecht als die Schauspieler und die Stücke, welche sie aufführen.

Außer diesen 17 Bühnen giebt es, wo ich nicht sehr irre, noch ein paar, die ich nicht gesehen habe, z. B. das Théatre mareaux. — Ich schließe mit einer auffallenden Bemerkung. Mehremale wurde in den Pariser Tageblättern, ich weiß nicht mehr auf welchem Theater, ein neues Stück angekündigt: die Gerechtigkeit Alexander des Ersten; es durfte aber nie gegeben werden. Warum nicht?

Noten aus meiner Schreibtafel, Miscellen, abgerissene Bemerkungen.

Nicht überall ißt man in Paris so spät zu Mittag. In den stillen und entferten Quartieren der Stadt haben sich noch die alten Sitten erhalten. Ein Schalk hat ausgerechnet, daß ein tüchtiger Esser in Paris den ganzen Tag essen kann. Zu diesem Behuf muß er um 9 Uhr Morgens nach der Vorstadt St. Germain fahren, wo die Employés und Commis wohnen. Hier theilt er ein dejeuner à la fourchette, welches diese verzehren, ehe sie in ihre Büreaus gehen. — Um 11 Uhr findet er mehrere Frühstücke in der Vorstadt St. Honoré bereit. — Von da begiebt er sich nach der Chaussée d'Autin, zu einigen jungen Herren vom guten Ton, die um 1 Uhr spazieren reiten, vorher aber Austern essen und Champagner trinken. — Nun läßt er der schönen Welt auf der Chaussée d'Autin Zeit auszuschlafen, und begiebt sich schnell an

marais. Hier speisen die Familien der ancienne robe bereits zu Mittag, er setzt sich zu ihnen und hilft, bis die Zeit heran naht, wo die Richter und Advocaten in der cité hungrig nach Hause kommen. Er eilt dahin, und verweilt daselbst, bis die ehrlichen Leute in der Vorstadt St. Germain und au marais schon wieder zu Abend essen. Schnell verschlingt er einige Bissen, denn diesesmal ist ihm die Zeit karg zugeschnitten, er muß zurück auf die Chaussée d'Autin, wo man in den besten Häusern jetzt zu Mittag speiset. Dann bleibt ihm wohl noch ein Augenblick übrig, um in irgend einem Theater sich mit Eis zu erquicken. Sobald aber der Vorhang gefallen ist, winkt ihm ein sogenannter Thee, wo, wie ich oben beschrieben, recht derbe Schüsseln vorkommen. — So rückt unvermerkt zwei Uhr in der Nacht heran, und natürlich flattert er nun zu einem Souper in alter Form. — Kann der Held um 4 Uhr des Morgens seinem Magen noch etwas zumuthen, so darf man nur ins nächste Spielhaus gehn, wo um diese Zeit ein sogenanntes reveillon (ein Aufwecken) servirt wird, und so mag er denn endlich, wohlgesättigt, um 5 Uhr zu Bett gehen, um vier Stun-

den auszuruhen, und dann, wenn's beliebt, den Kreislauf von vorn wieder anzufangen.

Vormals war es unschicklich, wenn eine petite maitresse in Gesellschaften zeigte, daß sie mit Appetit essen könne. Sie mußte sich immer stellen, als brauche sie höchstens, wie ein chinesischer Goldfisch, alle zwei Tage etwa frisches Wasser um zu leben. Hatte ihr die Natur, Trotz aller Schnürbrüste, einen widerspenstigen Magen gegeben, so mußte sie sich lieber vorher zu Hause satt essen. Solcher Ziermagen bedarf es heut zu Tage nicht mehr. Die schönen zarten Damen essen Rindfleisch und Hammelbraten, Pasteten und Trüffeln, daß es eine Lust ist zuzusehn. Vormals nippten sie höchstens in ein Weinglas, jetzt schlürfen sie Liqueurs, trinken Punsch, und stürzen den Champagner hinunter. Vormals konnten sie in den engen Schuhen kaum trippeln, jetzt reiten sie, und einige schwimmen sogar. Kurz, die rohen Männer haben das zarte Geschlecht zu sich heruntergezogen. Ich meine aber, unsere schönen Mütter und Großmütter hatten gar nicht Unrecht in diesem Punkte auf Ziererei zu halten, denn Götter und Frau-

enzimmer müssen, um sich den Respekt zu erhalten, keine sinnlichen Bedürfnisse sich abmerken lassen. Die Geliebte denkt man sich immer als ein geistiges Wesen, und es thut ordentlich weh, wenn man sie mit großem Appetit essen sieht. *

Seit der Revolution scheint die Einbildungskraft der französischen Maler eine düstere Farbe angenommen zu haben. Guerin's Marcus Sextus, Davids Brutus, Gerards Belisar, u. a. m. haben das schon bewiesen. Einst sah ich auch bei dem Dichter Arnault eine herrliche große Zeichnung, die einen neuen Beleg dazu liefert. Aus der stürmischen See ragt eine Reihe von Klippen hervor, kein Land in der Ferne. Auf eine der Klippen hat sich ein Mann aus dem Schiffbruch gerettet, vor ihm liegen sein Weib und sein Kind, beide todt. Für ihn selbst zeigt sich weit und breit weder Rettung noch Hülfe. Er ist nackt und bloß, doch das fühlt er in diesem gräßlichen Augenblicke nicht. Er kniet mit starrem Auge vor Weib und Kind, und hat die eine Hand auf die Frau gelegt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihr sey. Der Blick der Verzweiflung

sagt nein! — Ich möchte die Zeichnung nicht in meinem Wohnzimmer hängen haben, sie erregt Grausen und Wehmuth. — Abermals ein Beweis, daß die französischen Maler gute Dichter sind: unsere deutsche Propyläisten sind bloße Künstler.

Noch ein Pröbchen aus dem Pariser Laufbericht: „Mein Herr! es ist zu ermaaßen [1]), daß Sie bei der entdeckten Hintertrifft [2]) mich beschledigt und unterwickelt haben [3]), denn man anbetrauert [4]) mich, und ich kann meinen Argwohn nur bei Ihnen vermitten und zukreisen [5]). Diese Verafftерung [6]) haben Sie gut erziffert [7]); Sie käkeln und schlazen [8]) daß man sich für Ihro Verheiligung [9]) vergeldern [10]) sollte; aber Ihre franzkrätzige und lateinräudige Sprache wird Ihnen zu nichts helfen, auch mögen sie den Leuten schößeln und büseln [11]) und bei den Weibern böckeln [12]) so viel Sie wol-

1) vermuthen. 2) Conspiration. 3) compromittirt. 4) condolirt. 5) concentrirt. 6) Verläumdung. 7) calculirt. 8) schwatzen. 9) Heiligsprechung. 10) verbürgen. 11) liebkosen.

„len. Es geschähe Ihnen ganz recht, wenn „man Sie wie Abelard entgeilte. Ich „würde Ihnen alles dieses mündlich sagen, „wenn ich nicht seit einigen Tagen verhart„leibet wäre."

Unter die Erfordernisse einer guten Amme scheint in Paris zu gehören, daß sie brünett sey, wenigstens rühmt sich in den Tageblättern ausdrücklich eine Amme dieser Eigenschaft zu ihrer Empfehlung.

Ein Tanzmeister, der Glück machen will, muß zugleich Lectionen für den tambour de basque ankündigen.

Ein gewisser Doctor Braun wählte zu meiner Zeit einen noch unbekannten Weg, Aufmerksamkeit zu erregen. Er ließ nemlich seine ganze Lebensgeschichte, wo er studirt, herumgereiset, wer seine Lehrer gewesen u. s. w. auf einen großen Bogen drucken, und an allen Straßenecken anschlagen.

Trotz aller Charlatanerien scheinen aber doch die Leute ziemlich alt in Paris zu werden, denn ich habe in einem einzigen Tageblatt, unter 28 angezeigten Todesfällen, einen Mann von 95, zwei von 81, und noch fünf von 79,

76, 70, 65 und 63, also acht ziemlich alte Leute gefunden.

Viel Spaß haben mir oft die Urtheile über mich selbst in den öffentlichen Blättern gemacht, und es verging selten ein Tag, wo ich deren nicht zu lesen bekam. Der Eine beschwerte sich mit vieler Bitterkeit, daß ich der einzige Fremde sey, dessen Stücke die Ehre gehabt, ganz, oder doch nur mit sehr geringen Abänderungen, auf der französischen Bühne vorgestellt zu werden; alle übrige hätten nur Stoffe geliefert. — Wodurch, ruft er auf, erhalten sich diese mittelmäßigen Dramen? — durch die guten Schauspieler? — nein, denn die nemlichen Schauspieler können ja nicht verhindern, daß so viele andere weit bessere Stücke fallen? man kommt ja doch immer wieder um zu weinen, und sich hintendrein über diejenigen lustig zu machen, welche geweint haben. In Parenthese gesteht er, daß Laharpe gesagt habe: Les épigrammes contre les pleurs sont d'assez mauvaise grace. — Nun, endlich, wodurch erhalten sich denn meine Stücke? — durch ihren moralischen Zweck, (grade das was man ihnen in Deutschland abspricht,)

der sie von den französischen Dramen eines Diderot und Beaumarchais zu ihrem Vortheil unterscheidet.

Ich will es den Herren besser sagen: sie erhalten sich, Troß allen ihren Fehlern, bloß durch die Wahrheit der Empfindung und Darstellung. Alle Jons und Eugenien werden sie nicht verdrängen. Ein natürliches Veilchen ist am Ende doch immer mehr werth, als eine gemachte Lilie, wäre sie auch noch so kunstreich fabricirt.

„Wie ist es möglich," ruft ein Anderer, „daß bei unserm Leichsinn, unserm Hang zur „Fröhlichkeit, wir seit vier oder fünf Jahren, „so viele Thränen in einem schlechten deutschen „Drama vergießen? hätte man sie alle gesam„melt, die vergossenen Thränen, man hätte die „große Trockenheit dieses Jahres damit ver„mindern können." — Nun aber kommt das Merkwürdigste, die Ursache nemlich, warum Menschenhaß und Reue in Deutschland so sehr gefallen habe. „In Deutschland," fährt er fort, „war das sehr natürlich, weil vor Er„scheinung von Menschenhaß und Reue die „Sitten noch so außerordentlich streng waren; „denn was geschah, wenn ein Frauenzimmer

„sich

„sich vergaß? man heftete ihr einen Zettel auf „die Schulter, setzte ihr eine Art von Triangel „mit Schellen und Glöcklein auf den Kopf, „führte sie so durch die Stadt, und endlich „ins Zuchthaus, wo sie mit eisernen Kugeln „an den Füßen, ein Jahr lang die Straßen „fegen mußte. Ueberdies mußte sie alle Sonn„tage in der Kirche öffentlich Buße thun." (Himmel! was für reine Straßen und volle Kirchen würden wir haben, wenn das wahr wäre!) „Der Zweck von Menschenhaß und „Reue sey also eigentlich gewesen, die Strenge „dieser Gesetze zu mildern, und darum hätten „besonders die Weiber das Stück gleich in „Schutz genommen. Daß aber auch die Fran„zosen ihren Corneille, Racine, Voltaire, um „eines teutschen Dichters willen eine Zeit„lang vergessen hätten, das sey doch gar zu „arg. Das teutsche Theater liege überhaupt „noch so sehr in der Kindheit," u. s. w.

Sollte man nicht glauben, Teutschland sey von Frankreich wenigstens so weit entfernt, als der Mond von der Erde?

Es hat indessen auch in Paris Leute genug gegeben, die, eben so albern als in Deutschland, Menschenhaß und Reue, (eins der mo-

ralischsten Schauspiele die jemals geschrieben worden,) von Seiten der Moralität angegriffen haben. Dagegen erschien während meines Aufenthalts, (wo ich nicht irre im Courier des spectacles,) eine sehr gute Vertheidigung, die mir größtentheils aus der Seele geschrieben worden. „Giebt es wohl," sagt der Verfasser, „viele Weiber, die, wenn sie aus der „Vorstellung kommen, den Ehebruch als eine „unbedeutende Kleinigkeit betrachten? als eine „Kleinigkeit, die weder auf das Glück des Gatten, noch auf die gesellschaftliche Ordnung „Einfluß habe? — Eulaliens Gewissensbisse, „ihre Demüthigung und peinliche Lage in Gegenwart des beleidigten Mannes, stellen ein „schauderhaftes Gemälde dar, und rächen vielleicht die Tugend strenger, als alle Strafen „und Beschimpfungen, welche die Völker des „Alterthums mit dem Verbrechen verknüpften." — Auch den Character des Meinau, (den man übertrieben findet,) nimmt der Verfasser in Schutz. „Kotzebue," sagt er, „will „wohl schwerlich alle beleidigten Ehemänner „überreden, sich zu Anachoreten zu machen; da „hätte er viel zu thun, besonders in unserer „guten Hauptstadt; aber er will zeigen, was

„ein nagender Kummer über das Herz eines „braven Mannes vermag, der sein ganzes „Glück in den Besitz einer geliebten, tugendhaften Frau gesetzt hatte. — Man klagt „täglich über Sittenverderbniß in den Ehen; „gewiß sie entspringt öfter aus der Gleichgültigkeit der Männer, als aus dem Leichtsinn „der Weiber. Das Land, wo Meinau „für einen Narren passirt, bringt schwerlich „sehr gefällige Ehemänner hervor. — Aber, „tadelt man ferner, das Süjet ist fehlerhaft, „es lehrt junge Leute was sie nicht wissen „sollen. Wenn eine Tochter ihren Vater „fragt, warum Meinau eigentlich so traurig „sey? was kann er ihr antworten? — Der „Einwurf ist schwach. Ein Vater, der seine „Tochter ins Schauspiel führt, muß das Stück „zuvor kennen; und dann sind unsere Töchter „auch gerade keine solche Agnesen. Ueberdies möchte das schreckliche Gemälde der „Folgen eines Fehltrittes leicht moralischer seyn, als die Liebeslektionen, welche sie täglich hören, um Väter und Männer „zu betrügen. Stücke wie Heureusement, la „Gageure, Figaro, u. s. w. sind bei weitem „gefährlicher, aber man zieht sie dennoch

„vor, denn unsere Ehemänner sind artiger als „Meinau."

Ich möchte wohl wissen, was sich mit Fug und Recht auf diese Bemerkungen antworten ließe?

Das nemliche Blatt enthält auch eine artige Fabel, zu Nutz und Frommen manches deutschen Criticus. Ein Papagey entfloh aus seinem Käfig in den Wald, und meisterte dort den Gesang der Vögel. Endlich bittet man ihn, da er es so gut versteht, doch auch einmal zu singen. Da kratzt er sich im Kopfe und sagt: Meine Herren, ich pfeife wohl, aber ich singe nicht.

Die meisten cidevants sind nicht bloß arm, sondern leiden wirklich drückenden Mangel, der sie sogar zu betteln nöthigt. Sie haben aber gewöhnlich eine Art zu betteln, die nicht zu ihrem Vortheil einnimmt. Sie lassen sich ansagen, ein bekannter, berühmter Name, öffnet ihnen sogleich die Thür, sie treten herein, affectiren die volle Dreistigkeit ihres vormaligen Standes, lassen sich ohne Umstände am Kamin nieder, sagen dem Fremden die unverschämtesten Schmeicheleien, und schwatzen von

tausend Dingen wohl eine halbe Stunde lang, ohne mit einer Sylbe ihrer Noth zu gedenken. Sie haben bloß das Glück haben wollen, den Fremden kennen zu lernen, u. s. w. Endlich rücken sie heraus, anfangs verblümt, dann deutlicher, haben auch wohl ein Buch geschrieben, auf welches sie pränumeriren lassen, und den Pränumerationsschein gleich bei der Hand haben, den sie nachlässig auf den Tisch werfen, indessen sie von etwas anderm sprechen. — Mir ist dergleichen öfter wiederfahren, und ich könnte Namen nennen, die den Leser in Erstaunen setzen würden. Manche wagen doch nicht, eine solche Rolle in Person zu spielen, sondern schreiben Briefe, die wenigstens bescheiden klingen. Ich kann mir indessen wohl vorstellen, daß Menschen, die so erzogen wurden, und so zu leben gewohnt waren, wenn sie nun einmal zum Betteln gezwungen sind, auf keine andere Art betteln können.

Speiset man unter Mannspersonen an einer großen Tafel, so kann man darauf wetten, daß unter zwanzigen nicht zwei seyn werden, die nicht Feldzüge mitgemacht hätten, wenn man sich gleich unter lauter Dichtern, Künst-

lern und Schauspielern befindet. In der Schreckenszeit war es ein Glück, wenn man Paris verlassen und zur Armee gehen durfte, denn nur in der Armee fand man eine Freistatt. — Eben so oft trifft man, ohne es zu ahnen, auf Männer, die während der Revolution große Rollen gespielt haben, und jetzt nicht einmal den Schein mehr davon haben mögen, wenn sie gleich als Männer von Gefühl und Ehre handelten. Da ist z. B. der brave Schauspieler des Théatre français, Michot, (der Einzige, den ich in gewissen launigten Rollen mit Iffland vergleichen möchte,) der machte zwei Feldzüge mit, wurde blessirt, dann als Commissair des Gouvernements an den General Montesquieu mit der Ordre geschickt, Savoyen zu besetzen. Dort machte er sich bei den Einwohnern sehr beliebt, weil er menschlich war, und nicht litt, daß man die Ceremonien der Religion verspotte oder hindere. Bei seiner Zurückkunft ward er zum Deputirten, und zu verschiedenen andern Aemtern erwählt, war aber so klug, alles auszuschlagen; denn, hätte er sie angenommen, so wäre er, als ein Freund der Girondisten, sicher mit diesen guillotinirt worden. Er behielt also

bloß seinen Platz unter der Nationalgarde und übernahm oft die Wache bei Ludwig dem Sechszehnten. Diesem erleichterte er sein Schicksal, so viel in seinen Kräften stand. Sah er sich unbeobachtet, so nahm er sogleich seinen Hut ab, nannte den König Sire und Votre Majesté. Auf sein Verlangen steckte er ihm auch den Tacitus und Gilblas zu. Der König hatte Vertrauen zu ihm und fragte Michot einigemal, was er wohl glaube, daß man mit ihm anfangen werde? — Michot tröstete ihn stets mit der Aussicht, zu seinen Verwandten nach Spanien geschickt zu werden; denn Michot selbst hielt sich überzeugt, daß man zu keinem Extrem schreiten werde. Er sagt noch jetzt mit einer Ueberzeugung, die aus seinem nassen Auge spricht: „ich bin gewiß, daß bei der Stelle in Ludwigs Testament, wo er von ames sensibles spricht, „er auch an mich gedacht hat." — Ich beneide den braven Mann um dieses schöne Bewußtseyn.

Unter manchen andern Vorzügen, die selbst Feinde den Franzosen nicht absprechen können, ist einer der schönsten, der freigebige Enthusias-

mus, mit dem sie Genie und Kunst aufmuntern und belohnen. Musik, Mahlerei, dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst sind hier nicht, wie an den meisten Orten Teutschlands, wandernde Pilger, die blos geduldet werden und allenfalls froh seyn mögen, wenn man sie nicht hindert, ihr Stückchen Brodt mühselig zu gewinnen; sie werden geehrt, geliebt, geschätzt, man hat es der Mühe werth gehalten, Gesetze ihrentwegen zu machen; kein Nachdrucker-Raubgesindel darf sich an den Früchten des Genies vergreifen. Jeder erndtet da, wo er gesäet hat, und zwar, wenn die Aussaat anders gut war, so darf er sicher seyn, daß der Boden ihm reichlich tragen werde. Bei uns ist es umgekehrt; je besser die Aussaat, je schneller sammeln sich die Raubvögel auf allen Bäumen umher, wie auf Robinson Crusoe's Insel, und kaum hat der Säemann den Rücken gekehrt, so lagert sich die verzehrende Wolke.

Der Verfasser eines Schauspiels oder der Componist einer Oper, werden in Frankreich folgendermaßen behandelt. Jede Einnahme wird in drei Theile getheilt und von einem Drittel erhalten sie das Siebentel. Das

scheint wenig, aber — sie erhalten dieses Sie- beutel nicht einmal, sondern so lange sie le- ben und ihre Erben noch zehn Jahre nach ihrem Tode; sie empfangen es nicht blos in Paris, sondern in ganz Frankreich von jeder Bühne; nicht blos so lange das Stück noch Manuskript, sondern auch wenn es schon längst gedruckt ist, denn kein Direktor einer Bühne darf sich unterstehen, es ohne Erlaubniß des Verfassers aufführen zu lassen. Auch vor dem schwer verpönten Nach- druck ist er ganz sicher. — Man könnte ein- wenden, der Autor könne doch oft hintergan- gen werden, da es ihm ja unmöglich sey zu wissen oder zu erfahren, welche Stücke man in ganz Frankreich spiele? und wie oft und wie groß die Einnahme gewesen? daß es höchst beschwerlich und kostbar seyn müsse, derglei- chen Nachrichten einzuziehen u. s. w.

Für alles das ist gesorgt. Es existirt nem- lich in Paris ein Büreau, ausdrücklich zu die- sem Zwecke errichtet. Hier meldet sich der Verfasser eines Schauspiels, zeigt sein Werk an, und läßt nun das Büreau für alles übrige sorgen. Dieses hat seine Correspondenten und Cassierer im ganzen Lande, und berechnet dem

Schriftsteller, gegen den mäßigen Abzug von zwei Procent, seinen Antheil gewissenhaft. Da nun in Frankreich weit über hundert Schaubühnen angetroffen werden, (wenn gleich viele nur klein und unbedeutend sind) so wird es begreiflich, daß der Verfasser eines beliebten Stückes, in den ersten paar Jahren nach dessen Erscheinen, auf eine Einnahme von vierzigtausend Livres rechnen kann. Nachher nimmt es zwar ab, aber die Repertoirs der Franzosen sind weit weniger dem Wechsel unterworfen als die unsrigen, und daher bleibt dem Schriftsteller eine sichere jährliche Revenü, die auf der allergerechtesten Basis ruht, denn ihre größere oder mindere Bedeutsamkeit hängt einzig und allein von der Güte seines Werkes ab. Hatte es blos Vorzüge, die im ersten Augenblick blendeten, so wird es selten; hat es wahren Gehalt, oft gespielt. Ein Autor, dem es gelungen, drei oder vier Stücke auf das Repertoir des Théatre français zu bringen, ist nicht allein für seine Person auf Lebenszeit anständig versorgt, sondern hinterläßt auch seinen Kindern zehn Jahre lang eine sichere Subsistenz. Welch eine ehrenvolle Pen-

sion! aber nur in Frankreich hat man Gelegenheit, sie zu verdienen.

Madame Molé, welche Menschenhaß und Reue ein wenig verbaalhornt hat, ist dadurch jetzt schon zum Besitz eines Vermögens von 60000 Livres gelangt, und noch immer wird das Stück häufig gespielt, oft in Paris allein auf verschiedenen Theatern dreimal an einem Tage. Mir, dem Verfasser, hat Menschenhaß und Reue Summa Summarum zweihundert Thaler eingetragen.— Daleyrac, der bekannte beliebte Componist, zieht, die Hauptstadt ungerechnet, noch jetzt monatlich aus den Provinzen ungefähr 100 Louis, also jährlich über 6000 Thaler, wofür er keinen Federstrich weiter zu thun braucht. — Was soll man nach solchen Beispielen davon denken, wenn z. E. die Frankfurter einem dramatischen Schriftsteller gedruckt vorwerfen, er treibe einen enormen Handel mit seinen Stücken, weil er etwa zwölf Friedrichsd'or für eine Abschrift fordert? und — diese kaufmännisch-gesinnten Mäcene, die doch wahrlich auf ihren Comptoirs keinen Buchstaben umsonst schreiben, meinen, ein Schriftsteller müsse sich mit der Ehre, sie zu amüsiren, bezahlen, und

könne übrigens, mit Frankfurter Lorbeern gekrönt, verhungern. Doch Frankfurt ist nicht der einzige Ort, wo dem Genie Kupferpfennige, und dem Zahlenschreiber Goldstücke zugewogen werden.

Nicht blos die Schriftsteller werden in Frankreich mit solcher Achtung behandelt; auch die erste Classe der Schauspieler erfreut sich der Hoffnung, im Alter — nicht etwa mit einer lumpigen Pension von ein paar hundert Thalern abgespeist zu werden, bei der man weder leben noch sterben, wenigstens unmöglich so gut leben kann, als man bis dahin gewohnt war — nein, in eine Art von Wohlstand, in eine bessere Lage bei reichlichern Einkünften versetzt zu werden. Das geht so zu: Das Théatre français wird von den Mitgliedern selbst dirigirt. Nach Abzug aller Kosten wird der Gewinn in 25 Theile getheilt. Die ersten und ältesten haben einen ganzen Theil, Andere einen halben u. s. w. Manche werden auch blos von den Theilhabern besoldet. Wer einen ganzen Theil hat, zieht jährlich 25 bis 30,000 Livres (etwa 7 bis 8000 Thaler) aber er muß sich monatlich einen kleinen Abzug gefallen lassen, der, von allen zusammen, jährlich

72000 Livres beträgt. Diese Summe wird zurückgelegt und verzinset. Hat nun Einer 20 Jahr gedient, so kann er sich in Ruhe setzen, wäre er auch kaum 40 Jahr alt. Dann erhält er Erstens das während seiner Dienstzeit zurückgelegte Geld baar auf einem Brett wieder, und es beträgt alsdann eine Summe von 30,000 Livres. Zweitens wird ihm eine Benefiz-Vorstellung auf dem großen Opern-Theater verwilligt, die, wenn er nur irgend beliebt ist, abermals 30,000 Livres einträgt. Drittens empfängt er von den Theilhabern eine jährliche Pension von 2000 Livres und endlich viertens eine eben so starke Pension vom Gouvernement. Ueberdieß bleibt ihm das Recht, wenn er noch jung und gesund genug ist, seinen Platz unter den Theilhabern beizubehalten; aber das geschieht selten. — So hatte ich mir den Schauspieler La-Rive immer als einen alten Mann vorgestellt, weil ich wußte, er habe sich in Ruhe gesetzt; aber nichts weniger. Er ist ein Mann von etwas über 40 Jahren, der, um das Leben zu genießen, ein kleines Gut, Montlignon, nahe bei dem Thale von Montmorency, gekauft, und dort eine mineralische Quelle entdeckt hat, die als

sehr magenstärkend allen Leckermäulern empfohlen wird. Er will an dieser Quelle ein Dorf anlegen, und erbot sich, als ich in Paris war, für 15000 Franken ein für allemal bezahlt, Jedem, dem es beliebe, ein allerliebstes Haus zu bauen und einen artigen Garten zu geben. Ich habe nicht gehört, ob sein Projekt Eingang gefunden.

Bei allen den Vortheilen, die der französische Schauspieler genießt, hat er weit weniger Arbeit als der teutsche, denn man fordert nicht so oft neue Stücke von ihm. Hingegen muß man gestehen, daß er sich zehnmal mehr Mühe giebt, ein neues Stück gut und rund einzustudieren. Dreißig Proben werden gewöhnlich, alle mit der größten Ordnung gehalten, (in Teutschland zwei bis drei) der Verfasser ist, wenn er will, immer gegenwärtig. Bei der letzten Probe, selbst wenn das Stück schon angekündigt ist, hat er das Recht ein Veto von sich zu geben, und zu erklären: es geht noch nicht, es muß noch öfter probirt werden. Auch wollte ich keiner Bühne rathen, ohne Einwilligung des Verfassers, auch nur ein Wort an seinem Werke zu ändern. Lauter Beweise gegenseitiger Achtung und zarter Behandlung,

von denen man in Teutschland nur da, wo der wackre Iffland an der Spitze steht, einen Begriff hat.

Der Minister des Innern Chaptal war bekanntlich vor der Revolution ein berühmter Chemist, Apotheker zu Montpellier. Sein rühmlicher Zweck war stets, seine Wissenschaft auf die Künste und Handwerker anzuwenden. So hatte er sich bereits einen ziemlich großen Reichthum erworben. Einst, unter Robespierre's Tyrannei, brauchte man Pulver, man ließ Chaptal kommen und sagte ihm: er müsse nothwendig so und so viel Pulver schaffen, wozu man ihm Alles geben wolle, was er bedürfe; man könne ihm aber auch nicht verhehlen, daß dies das einzige Mittel sey, ihn zu retten, weil er bereits als ein reicher Aristocrat denuncirt worden sey. Man gab ihm zweimal 24 Stunden Bedenkzeit. Chaptal versprach, hielt was er versprochen, und erbot sich noch weit mehr zu liefern, wenn man ihm einen Theil am Gewinn zugestehn wolle. Das that man; er machte nun zweimal mehr Pulver als man begehrt hatte, und wurde unermeßlich reich dabei.

Auf gleiche Weise, doch nur dem Scheine nach, machte sich Ségur sehr verdient, indem er eine Manier, das Leder auf englische Art zu bereiten, erfand, die unendlich weniger Zeit kostete, als die bisherige. Für den Augenblick war das eine große Hülfe, denn die Armeen hatten keine Schuh, aber — das Leder hielt nicht.

Wenigen ist wohl bekannt, woher die Benennung fiacre für Miethkutscher entstanden. Der Erfinder dieser Bequemlichkeit war 1680 ein gewisser Nicolas Sauvage, der in der Straße St. Martin, hôtel de St. Fiacre wohnte.

Von einem schwärmerisch-liebenden Mädchen habe ich mir eine Anecdote aufgezeichnet, die sich kürzlich zugetragen haben soll, und wohl die meisten Leser, wie mich, rühren wird. Sie spielte das Klavier, ihr Geliebter accompagnirte ihr oft auf der Harfe. Er starb. Seine Harfe war in ihrem Zimmer geblieben. Aus der ersten Verzweiflung versank sie in tiefe Schwermuth, und es währte lange, ehe sie sich entschließen konnte, sich wieder an ihr

Klavier

Klavier zu setzen. Endlich that sie es, griff einige Accorde, und horch! die gleich-gestimmte Harfe tönte mit! Anfangs überlief ein heimlicher Schauer das gute Mädchen, aber bald empfand sie bloß eine freundliche Wehmuth. Sie war fest überzeugt, daß der Geist ihres Geliebten aus den Saiten der Harfe lispele; das Klavier war nun ihr einziger Trost, denn nur da fand sie die erfreuliche Gewißheit, daß der Geliebte noch um sie schwebe. — Einst trat einer von den herzlosen Menschen, die alles wissen und alles erklären, zu ihr ins Zimmer — das Mädchen gab ihm einen Wink, still zu seyn, denn die liebe Harfe tönte gerade so vernehmlich — er erfuhr welch' ein lieblicher Wahn sie täusche, lachte, und bewies ihr hochgelahrt aus der Experimentalphysik, daß das ganz natürlich zugehe. Von Stunde an wurde das Mädchen schwermüthig, und starb bald nachher. — O ihr wohlweisen Menschen! die ihr so manchen süßen beglückenden Wahn uns raubt, ohne etwas Tröstendes an die Stelle setzen zu können, ist es euch denn nicht möglich, eure Weisheit für euch zu behalten? müßt ihr denn durchaus dem Kitzel, mit höherer Einsicht

zu prahlen, die Ruhe zufriedener Menschen opfern?

Mercier, der Verfasser des tableau de Paris, des Essighändlers, u. s. w. ist, durch Gutmüthigkeit und Paradoxen, ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter. Er glaubt in allem Ernst, daß Newton nur ein Charlatan gewesen. Das Gesetz der Attraction läugnet er ganz; die Schwerkraft ist, nach ihm, nur ein Druck der Luft. — Er ist noch immer ein sehr lebhafter alter Mann, der nie vor zwei Uhr Morgens schlafen geht. Acht fertige Schauspiele habe ich bei ihm im Manuscript gesehen, von welchen auch einige vom französischen Theater angenommen, aber noch nicht gespielt worden.

Ein gewisser Texier kündigte, während meiner Anwesenheit, Vorlesungen von englischen und französischen übersetzten Stücken an, und machte den Anfang mit Sheridans Lästerschule, wobei ich gegenwärtig war. Er hatte ein sehr artiges Local, im Sallon des étrangers gewählt, auch war die Versammlung glänzend, aber nicht zahlreich. Er lieset sehr

gut, wird jedoch schwerlich sein Glück auf diese Weise machen, denn theils kann der Franzose diesen treu übertragenen englischen Producten keinen Geschmack abgewinnen, theils hat niemand Geduld, vier Stunden lang, von acht bis zwölf Uhr Abends, vorlesen zu hören. Auch ist der Preis von einem Laubthaler eben nicht gering. In England soll Texier viel Geld mit Vorlesung französischer Stücke verdient haben. Das will ich eher glauben. In Frankreich wollt' ich ihm rathen, lieber Schauspieler zu werden, denn da seine Deklamation und sein Minenspiel in der That vortrefflich sind, so würde er einen der ersten Plätze ausfüllen können.

Anekdoten aus der Schreckenszeit hört man noch überall. Es wäre gut, wenn ein verständiger Mann sie sammelte, doch nur solche aufzeichnete, die dem Erzähler selbst begegnet sind, denn auch hier sieht es mit der historischen Glaubwürdigkeit übel aus. Ein angesehener Schriftsteller versicherte mich, er habe sich oft vergebens alle ersinnliche Mühe gegeben, Widersprüche zu heben. — Das Bonmotisiren, wenn man zur Guillotine geführt wurde,

war, wie in Frankreich alles, zur Mode geworden; ein ehrlicher Mann konnte sich gar nicht mehr dadurch auszeichnen, denn sogar die Chauffeurs wurden witzig auf dem Schaffot. — Danton's Bonmot ist gräßlich. Einer seiner Gefährten im Tode wollte ihn vor der Hinrichtung umarmen. „Laß gut seyn," sagte Danton, „unsere Köpfe kommen ja doch „gleich im Sacke zusammen." (Die Köpfe wurden nemlich alle in einen Sack gesteckt.)

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, bei welcher auch Talma gegenwärtig war, kam man nach Tische auf den Einfall, Guillotine zu spielen. Man bediente sich dazu eines Kaminschirms, den man auf- und niederfallen lassen konnte, und unter welchen man den Kopf legte, und nachher den Schirm auf den Nacken fallen ließ. Die Gesellschaft bestand zufällig größtentheils aus Girondisten, die zwei Tage nachher wirklich guillotinirt wurden.

Madam Roland war zwar am Tage ihrer Hinrichtung bekanntlich sehr standhaft, aber den Abend zuvor in einer außerordentlichen Bewegung. Madame Talma, die mit ihr eingesperrt war, erzählte mir, die Unglückliche habe die ganze Nacht auf dem Clavier gespielt.

aber auf eine so fremde, schauerliche, fürchterliche Weise, daß sie den Klang nie vergessen werde. — Der kleine Platz, auf welchem die Königliche Familie hingerichtet ward, (place de Louis XV.) ist noch von einem einfachen hölzernen Geländer, und von den Schrecken der Erinnerung umgeben.

Man nennt in Paris die Dinge so ziemlich bei ihren Namen. Nur eine gewisse Bequemlichkeit, die doch im Grunde ganz unschuldig ist, bezeichnet man durch den Ausdruck: lieu à l'angloise. Hingegen bietet ein Friseur im Palais- Royal, auf einem großen gedruckten Zettel, nicht allein Wasser für die Eier aller Insecten an, die sich in die Haare hängen, sondern auch noch einen gewissen Essig, den er geradezu nennt, und dadurch das vielleicht noch schuldlose Mädchen die Kunst lehrt, Trotz aller Ausschweifungen, seinen künftigen Bräutigam zu betrügen. Daher kommt es denn auch, daß man in einem einzigen Tageblatte sechs Ehescheidungen angezeigt findet, wobei freilich die gefällige Justiz gewöhnlich incompatibilité d'humeur et de caractère als Grund angiebt.

Auf den Straßen, und besonders im Palais-Royal, wiederfährt es einem oft, daß ein Kerl, der Broschüren, Kalender, u. dgl. verkauft, einem ins Ohr zischelt: Monsieur, voulez-vous jouir de la plus belle femme de Paris? — Ich weiß nicht, in wie weit er sein Versprechen wahr zu machen im Stande seyn würde.

Eifersucht zeigt sich, wie man versichert, hier selten, und nur als galante Ironie. Eine Dame, die ihren Mann Nachts bei einer Andern wußte, ließ dieser glücklichen Nebenbuhlerin eine Nachtmusik bringen, und nach jeder Arie rief ein dazu bestellter Mensch mit lauter Stimme: „Diese Nachmusik ist für Ma„dam X., im Namen des Herr Y., der in „diesem Augenblicke bei ihr schläft."

Daß man auch unter den höhern Ständen fast ohne Feigenblatt redet, mag folgende Anekdote beweisen: ich saß eines Mittags in dem Hause eines Staatsrathes, neben einer hübschen jungen Frau, die sich beklagte, keine Kinder zu haben. Da sie ziemlich corpulent war, so rieth ich ihr, um doch etwas zu sagen, sie solle im Sommer eine Fußreise durch die Schweiz machen, so werde sie das überflüssige

Embonpoint, und mit demselben das Hinderniß der Erfüllung ihrer Wünsche verlieren. — „Ach!" antwortete sie ganz unbefangen: „ich „habe schon alles versucht. Man behauptet „sonst auch, es sey nichts wirksamer, als sich „eine Zeitlang vom Manne zu trennen; ich „bin deshalb 8 Monat auf dem Lande gewe„sen, eh bien, Monsieur, je n'ai rien „fait!" — Das war eine Dame von Stande, die sich übrigens sehr anständig und sittsam betrug, und auch durch die Art, mit der sie jene Worte sagte, bewies, daß sie gar nichts Unschickliches zu sagen glaubte.

Man bildet sich gewöhnlich ein, der Reisende werde auf der Gränze von Frankreich, dann wieder in allen großen Städten, durch welche er passirt, und endlich in Paris selbst, von Zollbeamten, Schildwachen, Polizeispionen, auf das strengste visitirt, ausgefragt, belauert. Ob das letztere geschehe, weiß ich nicht, daß aber das erste und zweite nicht geschieht, kann ich verbürgen. Von Genf bis Paris ist mir ein einzigesmal mein Paß abgefordert worden, als ich durch das kleine felsenfeste Ecluse fuhr. Bei meiner Ankunft in Paris,

glaubte ich wenigstens einige Stunden auf Zollhäusern, Polizeihäusern, Packhäusern, zubringen zu müssen — nichts weniger. Ich fuhr durch die Barrieren, ohne daß sich irgend ein Mensch um mich bekümmerte; ich nahm Platz im Wirthshause, ohne daß der Wirth mir meinen Paß abfragte. Erst am andern Tage brachte ich denselben zu unserm Gesandten, der mir einen Schein dagegen gab, damit ich diesen im Polizeibüreau gegen eine Aufenthaltskarte (permis de sejour) auswechseln sollte. Eine solche Karte hat bekanntlich den Vortheil, dem Inhaber überall, wo etwas zu sehen ist, freien Eintritt, selbst an Tagen zu verschaffen, wo dem übrigen Publicum die Thüren verschlossen bleiben. Außerdem dient sie noch, bei allem, was einem etwa zustoßen könnte, sich zu legitimiren. Wer aber etwa auf diese beiden Vortheil Verzicht leisten, und den Schein seines Gesandten nicht auswechseln wollte, der könnte es auf seine Gefahr auch bleiben lassen, ohne daß jemand darnach fragen würde. Indessen wäre das niemanden zu rathen.

Die Aufenthaltskarte aber kann man nur erhalten, indem man persönlich auf dem Po-

lizeibüreau erscheint, und von dieser Bedingung dispensirt weder Rang, noch Geschlecht, noch Alter, denn auch Damen und Kinder müssen sich in Person stellen, weil man da, in der Karte, vom Kopf bis zum Fuß beschrieben wird. Das geht indessen außerordentlich schnell. Der dieses Geschäft verwaltende Secretair, (ein höflicher Mann, und Berliner von Geburt,) überschaut und faßt die ganze Gestalt mit einem Blicke. Nicht eine halbe Minute hatte er mich angesehen, so flog seine Feder; meine Größe bestimmte er auf 1 Metre und 76 Centimetres, worin er vermuthlich irrte, denn meinen Reisegefährten, der offenbar ein wenig größer ist als ich, machte er eben so schnell um 2 Centimetres kleiner. Dann beschrieb er mit gleicher Genauigkeit Augen, Haar, Gesichtsform u. s. w. Wo eine nähere Bestimmung zu weitläuftig seyn würde, da hilft er sich mit dem Worte moyen; (mittelmäßig) meine Stirn z. B. war moyen, meine Nase moyen, mein Mund moyen, — Alles das geschieht gratis, mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit, in einem schönen großen Saale, gewiß dem einzigen Polizeisaale in der Welt, denn er ist rings um-

her mit Büsten der berühmtesten Redner und Dichter verziert.

Beim Abschied erinnert der Secretair, daß man, wenigstens 8 Tage zuvor, ehe man abreisen wolle, den Paß wieder abholen und sich um einen Reisepaß bei dem Grand juge melden müsse. Ich rathe einem jeden Reisenden das bleiben zu lassen, denn es wird ihm eine Menge Zeit und Geld, viel Laufens und Rennens kosten, (wovon ich Beispiele weiß) indessen er es weit schneller und bequemer haben kann. Der Gesandte nemlich giebt ihm einen Paß, etwa 24 Stunden vor der Abreise, den producirt er bei dem Minister der auswärtigen Verhältnisse Talleyrand, der seinen Namen darunter schreibt; somit ist denn alles geschehn und er kann den alten Paß im Polizei-Büreau in Gottes Namen im Stiche lassen.

Auffallende Anzeigen aus öffentlichen Blättern. Um die Zurückgabe eines verlornen Hundes bat Einer im Namen der Menschheit. (au nom de l'humanité.) — Ein Anderer kündigt an, daß für einen homme de lettres ein Dienst, der 1600

Franken jährlich abwerfe, zu vergeben sey, bedingt sich aber zugleich von demjenigen, der den Dienst erhalten werde, eine recompense honnête aus. Ein solches öffentliches Feilbieten von Aemtern dünkt mich sehr empörend. — Madame Leon erbietet sich, in einer einzigen Sitzung von vier Stunden die Haare schwarz oder kastanienbraun zu färben, so, daß die Farbe im ganzen Leben nicht wieder abgehen werde. Es ist also in Paris selbst einem Ehemanne unmöglich zu bestimmen, von welcher Grundfarbe das Haar seiner Frau sey.

Man gönne mir den Spaß, die jungen Pariser Elegants noch einmal vor meiner Einbildungskraft vorbeihüpfen, oder eigentlich reiten zu lassen, denn diese Menschengattung fraternisirt jetzt einzig und allein mit den Honyehms. Im Boulogner Holze wird geritten und einander zugerufen: quelle superbe bête! — wer nicht eine solche bête hat, bedeutet gar nichts. Ein schlechter Reuter auf einem magern Gaule gilt für einen Engländer, besonders wenn er recht auswärts reitet, Sporn und Reitpeitsche werden auch ohne zu reiten getragen. — Ein Modejüngling grüßt

Niemand; den hübschen Weibern giebt er einen Blick, den Kammermädchen einen vertrauten Wink, den Ehemännern ein bon soir, den Gläubigern ein kleines Hutlüftchen und dem Vater einen Händedruck. Um Glück zu machen, muß er mager und bleich aussehn, muß ein Pfeifer, Persiflirer und Mystificirer seyn, muß nichts verstehn und über alles urtheilen. Die unsittliche Mode, die Hände in die Hosenklappe zu stecken, ist endlich verschwunden, man ist bis zur Hosentasche hinübergerückt. — Alles was ein Elegant an seinem Leibe trägt, muß zerknillt seyn, nichts darf neu aussehen; die Strümpfe müssen herunter hängen, die Weste nachlässig zugeknöpft, keine Leinwand mehr, Hemden von Baumwollenzeug, die Beinkleider am Knie so zugeknöpft, daß das Knie schief erscheint, nur einen Ring und eine Uhr. Taback schnupfen ist wenig mehr Mode, rauchen desto mehr, denn das hat man bei der Armee gelernt.

Nachlese zu dem Artikel; Gesellschaften und Vergnügungen. Warum sitzt jene Dame so ängstlich an ihrer Toilette? warum zittert sie vor dem Gedanken, daß der

Friseur oder die Putzmacherin ausbleiben könnten? — blos um sich in ein Gewühl und Getümmel zu werfen, Knikse und Grimassen zu machen, von tausend kaum den Namen nach gekannten Personen immer das nemliche sagen zu hören, auf den Fußspitzen stehend einige Tänzer zu bewundern, (die nur durch leichte Verbeugungen links und rechts auf alle Lobsprüche antworten können), sich einen Augenblick zum Spiel zu setzen, Geld zu verlieren, zu gähnen, das Gedränge zu verwünschen, nach dem Thee zu seufzen, endlich davon zu schleichen, ärgerlich, daß sie nicht genug bemerkt worden, bei Tages Anbruch zu Bette zu gehn, und Mittags zu erwachen, um den nemlichen Kreislauf von vorne wieder anzufangen.

In gewissen Häusern, die gar nicht unter die letzten gerechnet werden, ist ein großer Spieltisch in der Mitte des Salons das unentbehrlichste Hausgeräth. Wenn dieser Tisch wohl garnirt ist, gesellt auch die Frau vom Hause sich dazu, hat die Augen überall und schreit von Zeit zu Zeit: Messieurs! au Chandelier! denn unter den Leuchter wird für die Karten so viel abgesetzt, daß das ganze

Haus mit all seinem Luxus davon unterhalten werden kann.

Die Quantität der Gäste, nicht ihre Qualität, leiht jetzt einem Cirkel Glanz. Man ladet Menschen von allen Ständen ein, wenig Frauenzimmer, meistens Männer, besonders Fremde, sonst Engländer, jetzt vorzüglich Russen. Alle Zimmer sind offen und erleuchtet. Der Nachbar flüstert dem Nachbar ins Ohr. Allgemeine Theilnahme bewirkt nur dann und wann ein artiger Calembourg, der unerwartet durch die Gesellschaft blitzt. Gleich darauf wird es wieder ganz still. Ein paar junge Herren reden mit der Frau vom Hause, die übrigen schleichen hin und her, betrachten die antiken Kanapees, die grichischen Zimmer, das römische Bett, das chinesische boudoir. — Die Mystificateurs und Plaisants (vormals Spaßmacher genannt) sind noch sehr Mode und gleichen den Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht und der himmlische Vater ernährt sie doch. Sie setzen sich an die Tafeln der Reichen und ihre Künste sind: Gesichter schneiden, das Geschrei von allerlei Thieren oder das Geräusch einer Säge nachmachen, die Stimme verändern, hinter einer spanischen

Wand ganz allein eine Comödie spielen, sich auf allerlei Art vermummen, einen honetten Mann von der Gesellschaft zum Narren halten u. dgl. m.

Zum guten Ton gehört, alle Damen zu vernachlässigen und sich allein um die schönste herzudrängen, sie starr anzugaffen und fast zu ersticken. — Gegen zwei Uhr in der Nacht kommt ein Tänzer par excellence, dann schreit plötzlich alles: die Gavotte! die Gavotte! — ein Pianoforte wird zurechtgesetzt, man bildet einen Kreis, man steigt auf die Stühle, man klatscht, der junge Mensch, der mit der Frau vom Hause tanzt, empfängt selbstgefällig die Komplimente als schuldigen Tribut. Er nimmt den Pas über Männer und Greise, präsentirt keiner Dame einen Stuhl, schwatzt von Spectakel, Literatur und schönen Künsten ins Tageslicht hinein, macht durch einen Calembourg einen würdigen Gelehrten lächerlich, unterbricht das interessanteste Gespräch von soliden Dingen durch alberne Kleinigkeiten, mystificirt, wenn es darauf ankommt, seinen eignen Vater, rühmt sich das neuste Stück ausgepfiffen zu haben, und was dergleichen modische Heldenthaten mehr sind. —

Vom Walzen giebt er, sich selbst zuerst belachend, eine Definition: „es ist ein vertrauter „Tanz," sagt er, „der die Amalgamation bei „der Tänzer erfodert, und dahin fließt wie Oel „auf einem glatten Marmor." — Erblickt er beim Souper einen jener Aepfelkuchen, den die Franzosen Charlotte nennen, so bemerkt er sehr witzig: „ich möchte wohl der Werther dieser Charlotte seyn." — Es giebt Menschen, die sich über einen solchen aufgeblasenen Jungen ärgern können, ich selbst ärgerte mich vormals, doch schon seit langer Zeit hab' ich ein treffliches Mittel dagegen: ich denke mir nemlich, welche Rolle dieser Mensch nach 10 oder 15 Jahren spielen wird? und dann tritt jedesmal Mitleid an die Stelle des Aergers.

Der freie Ton an öffentlichen Orten, wo alle Classen gemischt sind, lockt natürlich eine Menge junger Leute dahin, die sich gar keinen Zwang auflegen mögen, und die finden hier ihre Schule der Höflichkeit. Madame Recamier kam einst nach Fraskati und bezahlte bei dieser Gelegenheit das Vergnügen schön zu seyn ziemlich theuer. Man litt mit ihr, wenn man sah, wie sie in der Menge herum schwamm, sich hin und her wandte, dem Erdrücken zu entrinnen

rinnen suchte. Man stieg auf die Stühle, um sie zu sehen, die Hälse verlängerten sich, die Letztern drängten die Vordern, und vermuthlich würde man den Gegenstand der lästigen Bewunderung endlich erstickt haben, wenn er nicht so klug gewesen wäre, nach einigen Minuten zu entschlüpfen.

Man glaube übrigens ja nicht, daß an solchen Orten eigentlich Vergnügen herrsche. Der Pariser stürzt sich in das Gewühl, weil die stillen Freuden der Häuslichkeit ihm fremd sind. Das Wort plaisir ist nur eine Redensart, eine façon de parler. Man hat das Vergnügen Sie zu sehn, zu hören, mit Ihnen zu sprechen, Sie sind aber dem, der das Vergnügen hat, dennoch sehr gleichgültig. Er hatte das Vergnügen, bei dem oder dem zu Mittag zu speisen, wo er gräßliche Langeweile erduldete. Sie laden ihn ein — mit großem Vergnügen sagt er, und kommt nicht. Sie fodern seinen Arm — mit vielem Vergnügen, Madame; dabei murmelt er einen Fluch zwischen den Zähnen, denn dieser Zwang ist ihm in den Tod zuwider.

Der Geschmack an den sogenannten fêtes champêtres hat sehr abgenommen, denn die

Orte, wo diese ländlichen Feste gegeben wurden, vermehrten sich ins Unendliche, und lächerlich war es, wenn einer das kleinste Stückchen Land mit ein paar Zwergbäumen besetzte, einen elenden Springbrunnen oder ein schlängelndes Pfützlein schuf, und dann ihm den Namen Isle de Venus, Jardin d'Apollon, Paphos, Elysée, Frascati, les grands Maronniers, la Chaumière Indienne u. s. w. beilegte.

Die Feuerwerke, besonders Ruggieri's sind sehr beliebt, und das beste Spectakel konnte dagegen nicht aufkommen. Von Liebhabertheatern hingegen hört man wenig mehr. — In Ranelagh spielen die jungen Leute — so lange es die Witterung erlaubt — das jeu de barres, und da sich immer eine Menge Damen als Zuschauerinnen einfinden, so kann man leicht denken, daß die Eitelkeit auch hier den Vorsitz führt.

Die öffentlichen Bälle, die stets mit vielem Pomp angekündigt werden, bedeuten gar nichts Da ist ein Casino Venitien, eine Salle de Terpsichore u. s. w. Da wird ein grand Orchestre verkündet; da wird eine mise decente (schickliche Kleidung) zur unnachläßlichen

Bedingung des Eintritts gemacht; und wenn nun der Fremde, den großen Worten vertrauend, wohlgeputzt daher kommt, so findet er einen Haufen ungezogener Leute in Stiefeln, mit runden Hüten auf den Köpfen, und das grand Orchestre besteht aus fünf Personen, deren Einer ein Mohr ist, welcher eine längliche Trommel mit der einen Hand schlägt, und mit der andern auf einer Pfeife spielt. Zwischen den Tänzen werden Fanfaren geschmettert. Weder Natur noch Kunst leihen dem Frauenzimmer hier Reize, und Verschämtheit hab' ich nirgend angetroffen. — Ein seltsames Raffinement ist mir in mehrern dieser Tanzsäle aufgefallen. Es hat nemlich in einem Winkel ein Silhouetteur seine Bude aufgeschlagen, und silhouettirt auf der Stelle für einen mäßigen Preis. Ein Geliebter, der etwa selten Gelegenheit hat, seine Geliebte zu sehen, kann es wohl veranstalten, daß sie einen Augenblick in diese Bude schleicht, und ihm wenigstens ihren Schatten zurückläßt.

Vormals war die Erziehung in Frankreich heilsam streng, jetzt nennt man das pedantisch. Vormals wurde man an Arbeit ge-

wöhnt, man trieb ernsthafte Studien, man lernte Mathematik, alte Sprachen, und nebenher schöne Künste und Wissenschaften. Freilich konnte dann ein junger Mensch, der eben aus der Schule kam, nicht gleich in Gesellschaften glänzen; die Damen mußten erst nach und nach ihn abschleifen. Jetzt wird das gute Kind vor allen Dingen nicht durch Studiren ermüdet, alte Sprachen sind überflüssig, schöne Künste die Hauptsache. Die vormals gewöhnlichen Classen sind abgeschafft, es giebt nur Cours publiques, wo auch Damen und Fremde sich zahlreich versammeln und die ersten Plätze einnehmen; die eigentlichen Zöglinge müssen hinten sitzen, wie die Canaille bei der gerichtlichen Ceremonie in Figaro's Hochzeit. Durch das süße Geschwätz und das Liebäugeln der Damen werden die Kinder auf die Stunde vorbereitet. Endlich erscheint der galante Professor, nicht mehr ein schwerfälliger Pedant, wie vormals; er ist in allen Gesellschaften bekannt, Mitglied aller Lyceen, artig, gewandt, kurz delizios. Man empfängt ihn mit frohem Gemurmel, und er zieht den Weihrauch, indem er gebückt durch den Saal geht, bescheiden in die Nase. Da-

mit nun die Zöglinge lesen lernen, liest der Professor, und was? Eine Satyre von Boileau, oder einen Gesang von Gressets Vertvert, dann auch wohl ein paar Worte über einen alten Autor. Er will unterhalten nicht unterrichten, gleitet also über alles Ernsthafte hinweg und schließt endlich mit einer Vorlesung seiner eignen Verse, unter gewaltigem Händeklatschen der Zuhörer. — So verfließt das Jahr und die Preise werden ausgetheilt. Das geschah vormals mit feierlichem Pomp, jetzt in einer der niedlichsten Gesellschaften. An die Preise wird wenig gedacht. Die Damen finden sich ein, weil es Concert und Ball giebt. Auf dem letztern glänzen auch die Zöglinge vorzüglich, und man prophezeiht, daß dieser oder jener bald ein großer Tänzer seyn werde.

Diese Art von Feierlichkeiten ist noch bedenklicher in den Mädchen-Pensionen. Da werden auch Schauspiele aufgeführt, wo die Mädchen die reizende Blödigkeit der Unschuld unterdrücken, um durch kühne Grazie zu gefallen, und nachher beim Tanz mit den erfahrensten Frauen in der Koketterie zu wetteifern. — Vormals würde ein junges Frauen-

zimmer es sehr übel genommen haben, wenn man von ihm gesagt hätte: es tanze wie auf dem Theater; jetzt ist das das einzige einer guten Tänzerin würdige Lob.

Auch Kunstkennerinnen sind jetzt die heranwachsenden Schönen. Ein Mädchen von höchstens 15 Jahren steht vor Davids Gemälde und betrachtet den Sabiner, der splitternackend vor ihr steht, aufmerksam durch ihre Lorgnette, sie spricht von dieser Muskel, die gut prononcirt, von jener, die es nicht sey; sie spricht von der Tibia, dem Abdomen, und Gott weiß wovon sonst noch. — Da man die artige Ziererei, den Fächer vor die Augen zu halten, nicht ganz hat wollen abkommen lassen, und sie dennoch beschwerlich gefunden hat, so hat man den Ausweg ergriffen, die Lorgnette in den Fächerstäben anzubringen, wodurch allem abgeholfen ist.

Mutter und Tochter sind jetzt ganz gleich gekleidet, dutzen sich, und wenn sie disputiren, giebt keine nach. Beide tanzen die Gavotte, singen, spielen Karten, fahren einzeln nach Haus, begehen Thorheiten, bekennen sie einander, schmollen mit einander, beide befehlen im Hause; das einzige, wodurch sie sich unter-

scheiden, ist: die Mutter trägt Diamanten im Haar und die Tochter Blumen.

Ein junger Mensch kam aus der Provinz, seine Braut zu besuchen, er fand sie allein mit einem jungen Mann, vor ihr eine Academie (Gypsstatüe), sie nahm, des Zeichnens halber, Unterricht in der Anatomie. Wir waren eben, sagt der Meister, bei den Muskeln der Lenden, jetzt wollen wir zum Abdomen übergehen, und so springt des Mädchens Einbildungskraft von Muskel zu Muskel. — Der Bräutigam fragt nach der Mutter. „O," antwortet die Braut, „das ist eine kleine Libertine, sie hat in voriger Nacht zu viel gewalzt." — Jetzt ersucht sie den Bräutigam, sie auf die Reitbahn zu begleiten. Dort schwingt sie sich auf den raschen Gaul und fliegt dahin im sausenden Gallop. Das gute Männchen aus der Provinz gafft ihr mit offnem Munde nach.

Von der Reitbahn geht es in die Schwimmschule (école de natation), hier begiebt sich die holde Braut in ein Kabinet und erscheint bald darauf in einem weiten Badehemd; aber auch dies läßt sie fallen und steht da in Weste und Pantalon von

Nankin, die sich fein glatt an den Leib schmiegen, und so springt sie beherzt ins Wasser. — Der Bräutigam, der alle diese Reize nicht eher als am Hochzeitstage zu sehen hoffte, läßt sie schwimmen, eilt nach Hause, hilft selbst anspannen, und kehrt über Hals und Kopf ohne Abschied in seine Provinz zurück.

Obige Bemerkungen rühren nicht alle von mir selbst, sondern zum Theil von einem sehr unterrichteten Beobachter her.

Die neue Frömmigkeit scheint mir, wie Alles in Paris, nur eine Mode. Ich habe einem feierlichen Hochamt in der Kirche notre Dame beigewohnt, die gedrängt voll war; ich habe das Volk genau beobachtet, es gab nur wenige Andächtige darunter, fast alle hatten ihre Schauspielgesichter mitgebracht. Die Vocal-Musik war ziemlich gut, für die große Kirche doch wohl nicht stark genug. Der Einlaß auf der Emporkirche kostete 6 Sous. An den Pfeilern hingen Tafeln, auf welchen die Taxen der zu vermiethenden Stühle zu lesen waren. Bei einem Te Deum fand ich sie am theuersten, vielleicht weil ein Te Deum gewöhnlich sehr theuer erkauft wird. Uebrigens

hörte ich zum Erstenmal in Paris eine Glocke, denn dieser berühmten alten Kirche hat man eine (den sogenannten Bourdon) gelassen, die einen herrlichen Klang hat.

Ludwig XVI. und Marat, kurz, alle die ehrwürdigen und nichtswürdigen Schlachtopfer der Revolution, sind schon so ganz vergessen, daß alle meine Mühe, den Magdalenen-Kirchhof, (wo sie begraben liegen,) aufzufinden, vergebens war. Der eine wies mich dahin, der andere dorthin; mein Lohnlaquay wollte von gar nichts wissen. Endlich hieß es, der Kirchhof sey an einen Schlösser verkauft, der einen Garten daraus gemacht habe. Sogleich fuhr ich zu dem Schlösser, er war nicht zu Hause; die Leute im Hause wußten nicht recht, ob die Angabe wahr sey, meinten aber auf jeden Fall, es sey in ihrem Garten keine Spur mehr von Gräbern, denn der Kalk, mit dem man die Leichen verschüttet, habe alles verzehrt. Kurz, ich mußte wieder abziehen, so sehr ich auch gewünscht hätte, wenigstens auf dem Platze zu stehen, wo die Gebeine der Unglücklichen und Bösewichter unter einander gemischt ruhen. — Eine Dame

versicherte mich nachher, der Platz sey nicht allein noch zu finden, sondern sogar mit drei Lilien bepflanzt, allein der Eigenthümer, der zu sehr überlaufen worden, habe aus Furcht sein Gärtchen aller Welt verschlossen. — Daran hat er Recht gethan.

Das Boulogner-Holz, (bois de Boulogne) wo die Eisenfresser sich herumschießen, und die Elegants ihre Gäule und Cabriolets tummeln, ist eigentlich kein Holz, sondern ein Gesträuch, das durch keine Anmuth locket. Eine Menge Alleen durchkreuzen sich. Ist man einmal darin, so mag man immer bis zu dem Schloß Bagatelle fahren, einst dem Grafen Artois gehörig, wo man auf einem kleinen Raume die niedlichste Einrichtung finden wird. Auch steht über dem Eingang: parca sed apta. Jetzt hauset ein Traiteur darin, der sich für den Einlaß 15 Sous, und für ein Glas schlechten Maderawein 50 Sous bezahlen läßt. Die Aussicht ist reizend, der Park sehr angenehm, obwohl verwildert. In einigen Zimmern stehen noch die alten Möbeln, die meisten Zimmer aber sind ausgeplündert. Die Eintheilung des Hauses ist sehr

bemerkenswerth. Schwerlich mag es möglich seyn, auf einem so beschränkten Platze mehr Schönheit und Bequemlichkeit zu vereinigen. — Auf dem Rückweae fährt man an einem Schlosse des vormaligen Königs, muette genannt, vorüber. Hier schlief Marie Antoinette die Nacht vor ihrer Vermählung, und sah gewiß die Zukunft nicht im Traume.

Ein deutscher Arzt ist in Paris eben nicht in einer beneidenswerthen Lage. Die Einkünfte sind gering. Man muß fodern, und dazu kann der bescheidene Deutsche sich anfangs nicht entschließen. Viele Reiche machen Banquerout. Ueberdies kommt eine Menge deutsches Gesindel nach Paris, in der Hoffnung, Glück zu machen, findet sich getäuscht, erkrankt durch Mangel und Kummer, wendet sich an den deutschen Arzt, und kann oft von diesem nur durch Wein und nahrhafte Speisen, die er selbst bezahlen muß, geheilt werden. Dabei soll er noch Equipage halten, die ihm jährlich gegen tausend Thaler kostet; oder doch halb so viel, wenn er sich mit einem einspännigen Cabriolet behilft, denn die vornehmsten Leute fahren jetzt, um der Schnelligkeit willen, in Ca-

briolets. Freilich entsteht aber auch daraus viel Unglück, weil sie sich selbst kutschen müssen, welches in den engen Straßen von Paris keine leichte Kunst ist.

Man klagt über die jungen Leute, daß sie nichts wissen, und doch über Alles absprechen. Als ob das jetzt nicht überall so wäre! Niemand versteht, niemand lernt mehr die große Kunst zu hören und zu schweigen. „Sehn Sie, sagte ein alter Franzos, da pflegte er zu sitzen, in diesem Großvaterstuhl, ich glaube ihn noch zu sehen, meinen guten Vater, er sprach wenig, aber hörte vortrefflich. Seine Aufmerksamkeit lieh Allem, was gesprochen wurde, ein erhöhtes Interesse, seine lebhaften Augen redeten; er sah Sie nur an, und Sie mußten glauben, er habe Ihnen geantwortet. Da hängt sein Bild, nach dem Leben getroffen, man sollte meinen, er hörte noch zu. — O ich bitte Sie, verblättern Sie das Buch nicht, das da auf dem Kamine noch aufgeschlagen liegt, an der nemlichen Stelle, wo mein Vater zu lesen aufhörte, was er schon so oft gelesen hatte: Plutarchs Tractat, betitelt: wie man zuhören soll. Er sprach oft mit mir

davon, denn mit mir brach er sein Schweigen, um mir das Zuhören zu empfehlen. Das lernt sich nach und nach, sagte er, und ist eben so schwer zu lernen, als gut reden. Lies auch Plutarchs Tractat: über den Kitzel, immer zu sprechen; der kluge Kanzler l'Hopital schätzte diesen Tractat sehr hoch. Unsere jungen Leute gleichen jenem Porticus mit 7 Stimmen, den man zu Olympias sah, sie wiederholen beständig, was sie gesagt haben, und Niemand hört auf sie. Man möchte ihnen immer mit Aristoteles zurufen: Gott sey Dank, ich habe Beine, um euch nicht anhören zu dürfen.

Und woher diese Fehler? sie haben nicht zuhören lernen. Die Kunst zu hören ist der Anfang der Kunst zu gefallen. Im Sprechen zeigt man blos das Verlangen liebenswürdig zu seyn, im Zuhören ist man es wirklich. In den ersten Jahren der Revolution lebte mein Vater auf dem Lande, und alle Partheien seines Dörfchens setzten ihn auf ihre Liste unter die Zahl derjenigen, die gut urtheilen. Keine Parthei verfolgte ihn, alle ehrten sein Schweigen. Viele haben in jenen stürmischen Zeiten von ihrem Schweigen

Nutzen gezogen. — Ohne zu reden, kann man für einen großen Redner gelten, man darf nur auf gewisse Art zuhören, die Leute aufmersam dabei ansehn, hie und da einmal mit dem Kopfe nicken; am Ende glauben die Leute, man habe ihnen gerade so gantwortet wie sie es wünschten. Eines Tages, da mein Vater auf diese Art ganz stumm gewesen war, versicherte ihn einer aus der Gesellschaft, es freue ihn außerordentlich zu sehen, daß er seiner Meinung sey. Giebt man den Leuten keine Antwort, so machen sie sich selber eine nach ihrem Wunsche. — Wer nicht zu hören versteht, sondern nur immer wiederholt, was andere geplaudert haben, der gleicht den kleinen Eimerchen an einem Schöpfrade, die sich immerwährend anfüllen, und sogleich wieder ausleeren."

Eine Dame von Welt will zuerst gefallen, dann und wann liebenswürdig seyn, endlich Hochachtung verdienen, das letztere nur, wenn nichts besseres mehr zu thun ist, oder um sich auszuzeichnen, denn es giebt eine Koketterie in der Moral, wie in der Kleidung und glücklicher Weise wird die Tugend zuweilen Mode.

Ich habe keine Zeit Sie hochzuschätzen, (sagt eine solche Dame zu einem ehrlichen Manne, der ihr Langeweile machte,) wenn Sie mir gefallen könnten, so wäre das weit schneller geschehen.

Mit dem Ehrentitel Artiste wird eine gewaltige Mäkeley getrieben. Artiste en marbre, heißt ein gewöhnlicher Steinhauer; Artiste en peinture, ein Hausanstreicher. Monsieur Joly ist der berühmteste Artiste en cheveux. Er fährt in seiner Equipage vor, hüpft herein, grüßt kaum, und scheint den Hut etwas abzunehmen, weil es ihm zu warm ist. Er tritt vor den Spiegel, mustert seinen Frack, seine lederne Beinkleider und Stiefeln; dann küßt er der Dame die Hand, läßt sich eine Schachtel bringen, zieht allerlei Haarkram heraus, den er sentimens, souvenirs, u. s. w. nennt, heftet den Kram in einer Minute nachlässig an das Haupt der Dame, und — husch ist er wieder verschwunden. — Die Schuhputzerartisten, aux trois frères, passage du panorama, führen auf ihrem Schilde folgendes Motto:

Ô vous qui redoutez les taches et la crotte,
Amateurs de Journaux, de propreté, de vers,
Entrez ici, lisez, souffrez qu'on vous decrotte,
Et livrez à nos soins la botte et le revers.

Die Schusterartisten beweisen ihre Kunst besonders dadurch, daß sie die Schuh so zerreißbar als möglich machen. Ein Nicht-Elegant beklagte sich gegen seinen Schuster, daß ein Paar neue Schuh nur 14 Tage gehalten hätten. Vierzehn Tage! rief der Artist, dann waren sie gewiß nicht von mir; denn die meinigen erreichen nie ein höheres Alter, als von 8 bis 10 Tagen.

Die Wucherer zu Paris leihen auf Pfand ein Fünftheil des Werthes, ziehen die Zinsen zu 5 Procent monatlich sogleich ab, und fodern dann noch Stecknadeln für ihre Frauen. Diese Stecknadeln bestehen nemlich in Ringen, Uhren, u. dgl.

Das neue Trauerreglement gebietet der Frau, ein Jahr und 6 Wochen um ihren Mann zu trauern, dem Manne hingegen nur 6 Monat um die Frau. Den Grund dieses Gesetzes begreife ich nicht.

Das

Das Selbststillen der Kinder war vor einigen Jahren Mode. Jetzt hat man wichtige Gründe dagegen. Viele Kinder können die Milch ihrer Mütter nicht vertragen, und befinden sich besser bei einer Amme. — Die zartnervigen Damen sind schlechte Ammen. — Die Landluft bekommt den Kindern besser. — Die Mütter verzärteln sie zu sehr. — Die Natur verlangt zwar das Selbststillen, aber wir haben nun einmal einen Grad der Civilisation erreicht, der das Selbststillen verbietet, wie so manches andere, was die Natur verlangt. — Wer könnte solchen Gründen widerstehen? —

Eine Menge nachahmungswerther Einrichtungen habe ich bereits beschrieben, und wie viele, die ich nicht beschrieben habe, giebt es nicht noch. Da ist ein sejour conservatoire de santé (Gesundheitsaufenthalt) wo beide Geschlechter auf Monate, Jahre, oder Lebenszeit sich einmiethen können, entweder um der Gesundheit zu pflegen, oder aus Oekonomie, oder aus Geselligkeit, oder um sich alle häuslichen Sorgen zu ersparen. Fremde von jedem Range, die sich etwa wollen operiren lassen,

oder die in Gasthöfen krank werden, auch Kindbetterinnen, kurz alle, die, entfernt von ihren Familien, Mangel an Pflege leiden, finden hier Platz. Da giebt es auch Bäder, Duschen, mineralische Wässer, Bequemlichkeit, gute Gesellschaft. Natürlich sind die Preise sehr verschieden. —

Man findet von Paris aus täglich Gelegenheit in die ganze Welt zu reisen, und fast immer wohlfeil, bequem und schnell. Ein viersitziger Wagen in Federn hängend geht nach Lyon in 4 Tagen; nach Marseille, Gent, Grenoble, oder Chambery, in 5½; nach Turin in 9, Mailand in 11 Tagen, u. s. w. Dabei liegt man noch jede Nacht stille, und schläft ordentlich aus. —

Angenehm ist es für den Fremden, daß er, wenn er irgend etwas ihm Lästiges verkaufen will, nicht nöthig hat, sich selbst darum zu bekümmern, sondern er beauftragt das Bureau des affiches, welches ihn, gegen einen sehr mäßigen Profit, dieser Mühe überhebt. Oder will er sein Eigenthum lieber an den Meistbietenden verkaufen, so schickt er es an das sogenannte Cabinet arbitral.

Oft bieten honette Familien von gutem Ton,

in den besten Quartieren von Paris, Fremden ihren Tisch an. Freilich sind es meistens herabgekommene Familien, ehemalige Adeliche, die jetzt einer solchen Beihülfe bedürfen, um sich anständig zu ernähren; aber kleinliche Vortheile suchen sie weiter nicht dabei. Ihre Tafel ist so gut als die der bessern Restaurateurs, man findet da gewählte Gesellschaft, kann sich in der Sprache üben, und den pariser guten Ton lernen; denn man ist in solchen Häusern gleichsam zu Gaste, und gerade so behandeln sich wechselseitig die Wirthin und der Kostgänger.

Als ich in Paris war, kündigte ein vormaliger Major eine Anstalt an, die er Propylée, oder vestibule des voyageurs nannte. Hier sollte ein jeder, der auf Reisen gehen wollte, allen ersprießlichen Unterricht dazu erhalten; nemlich Reiserouten, Anzeigen von Merkwürdigkeiten, Zeichnungen von schönen Gegenden oder Monumenten, Bildnisse berühmter Männer und Frauen; auch sogar Empfehlungsschreiben wurden versprochen, wenn man Bürgen stelle. Ueberdies sollte Unterricht gegeben werden in Sprachen, Geschichte, Literatur, Anthropologie, Naturgeschichte, Botanik, Odi tologie (Wissenschaft des Reisens); da hatte

man zu erwarten: Auszüge aus den besten Reisebeschreibungen, und aus der Correspondenz des Propylée. Endlich konnte man monatlich zwei literarischen Sitzungen und zwei Concerten beiwohnen, das letztere, um die Musik aller Völker des Erdbodens, das erstere, um den Zustand der Literatur und Künste in ganz Europa kennen zu lernen. Mit 12 Franken monatlich (zwei Laubthalern) konnte man auf alle diese Herrlichkeiten sich, wie man Lust hatte, als Zögling, Pensionair, oder Amateur, abonniren, für die Hälfte mehr auch Damen hinführen, um die jährlichen Preise von goldenen Medaillen concurriren, u. s. w. Der Minister des Innern hatte dem Erfinder dieser Anstalt einen aufmunternden Brief geschrieben, und es wäre allerdings zu wünschen, daß seine Propyläen besser gedeihen möchten, als die zu Makulatur gewordenen deutschen. —

Schwangere Frauenzimmer, die Lust haben, unbemerkt niederzukommen, finden dazu verschiedene Gelegenheiten, bei Aerzten und Chirurgen, die sehr häufig ihre Wohnungen, sammt allen Bequemlichkeiten, die achtungsvollste Behandlung, und ihre eigene Frauen als Hebammen anbieten. —

Lernen kann man in Paris alles, Jurisprudenz ausüben, und Liederchen zu einem Vaudeville drechseln, chemische Experimente und künstliche Blumen machen. Das letztere wird in wenigen Stunden zu lehren versprochen. Auch die unschätzbare Kunst, eine Sprache zu reden und zu schreiben, die jedermann in allen Ländern versteht und liest, (pasigraphie und pasilalie) kann man bei einem gewissen St. Demaimieux für 12 Franken in ein Paar Stunden sich erwerben. Diese Universalschrift hat nicht mehr als 12 Buchstaben und 12 Regeln; die darauf gegründete Sprache nur drei Regeln.

Die Société des observateurs de l'homme (Gesellschaft der Menschenbeobachter) drückt den Zweck ihrer Arbeiten schon durch den gewählten Titel aus. Ihr Präsident ist Fourcroy, ihr Secretair, der durch seine Kinderschriften bekannte Jauffret. In der Sitzung, welcher ich beiwohnte, (und in der ich durch ein Diplom, welches mich zum Mitglied ernannte, überrascht wurde,) las Jauffret eine interessante Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Wilden, wobei die zahlreiche Versammlung durch Vorzeigung der Kleidungs-

stücke, Waffen und Geräthschaften der Wilden, sehr angenehm unterhalten wurde.

Der vormalige Schauspieler La Rive hat einen Cours de l'art dramatique angekündigt, und verspricht in 12 Sitzungen von den nöthigen Eigenschaften eines Schauspielers, der Stimme, Aussprache, dem Blicke, Gehör, Gefühl, Ausdruck, der Einbildungskraft, Inspiration, Verführung, (Seduction) (?) Würde, Wahrheit, Eifersucht, knechtischer Nachahmung und Affectation, Diction, Deklamation, vom Muthe, (?) bösen und guten Herzen, (?) Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Schauspielkunst, den Ursachen ihres Verfalls, der Kritik, u. s. w. zu handeln.

Ich glaube vielen Bücherliebhabern einen Gefallen zu thun, indem ich beim Schluß dieses Artikels ihnen noch die Adresse eines Buchhändlers anzeige, der auf den sonderbaren aber sehr nützlichen Einfall gerathen ist, nichts anders zu verkaufen, als einzelne Theile von Büchern, die etwa diesem oder jenem verloren gegangen sind, und, wenn man sie nicht ersezzen kann, das ganze Werk unbrauchbar machen. Man findet bei ihm alle die besten fran-

zösischen Schriftsteller in den mannigfaltigsten Ausgaben, und was er nicht hat, schafft er. Freilich verkauft er nicht um den gewöhnlichen Preis, das versteht sich; aber wie oft ist die Ergänzung eines Defectes einem Bücherliebhaber von großem Werth? Der Mann heißt Cordier, und wohnt in der Straße Traversière St. Honoré, No. 771, neben der Straße du Hazard, im ersten Stocke, im Hofe.

Es ist in Teutschland ein großes Geschrei von der Theurung, welche in Paris herrsche. Ich habe es nicht so gefunden, sondern bin vielmehr überzeugt, man könne auf einerlei Weise wohlfeiler in Paris als in Berlin leben. Mit Petersburg ist es vollends nicht zu vergleichen. Ich habe in der besten Gegend der Stadt, im Hôtel d'Angleterre, sehr nahe beim Palais-Royal, und bei fünf oder 6 Theatern gewohnt. Meine Wohnung bestand aus einem zu heitzenden Entrée, einem Gesellschaftszimmer, Kabinet zum Schlafen, Arbeitszimmer, Kabinet zum Ankleiden, einem kleinen Zimmer für den Kammerdiener, einem Entresol für Domestiken, und Holzraum; die Kamine waren von Marmor, die Fußböden mit schönen Tep-

pichen belegt, seidene Möbeln, Pendulen, große Spiegel, artige Tapeten; und für alles das gab ich monatlich 12 Louis (72 Thaler). — In sehr guten aber etwas entlegenen Gegenden der Stadt, kann man alles das um ein Achtel dieses Preises haben. Doch muß ich hinzufügen, daß die Verbannung der Engländer aus Paris die Preise sehr herabgesetzt hatte. Meine Wohnung z. B. hatte noch kurz vorher 20 Louis gekostet. — Vom Essen und Trinken habe ich bereits gesprochen. Man kann für 12 bis 16 Groschen recht gut essen, und eine halbe Bouteille Wein dabei trinken, welches man in Berlin wohl muß bleiben lassen. — Equipage und Schauspiele sind theuer. — Ein Kleid vom besten Tuche kann man für 25 bis 30 Thaler haben, die besten Stiefeln für 4 bis 5 Thaler, u. s. w.

Auch den alten merkwürdigen Lappen habe ich in Paris aushängen sehen, der die Tapete der Königin Mathilde genannt wird, und von dieser Gemahlin Wilhelms des Eroberers gestickt worden ist. Schon Montfaucon hat sie in Kupferstich abbilden lassen. Sie enthält die Geschichte der Eroberung Eng-

lands, ist 800 Jahr alt, 214 Fuß lang, aber nur 18 Zoll breit. Sie befand sich vormals in der Cathedralkirche von Bayeux, wo sie an gewissen feierlichen Tagen öffentlich gezeigt wurde. Lateinische, zum Theil verloschene Inschriften sind über den Figuren zu lesen. Unmöglich konnte wohl die Königin dies Werk allein vollbringen, alle ihre Hofdamen müssen ihr geholfen haben. Es ist eine interessante Vorstellung, wenn man sich im Geist 800 Jahr zurückversetzt, und den schönen weiblichen Hof um die Stickerei emsig beschäftigt sieht. Wie manche schöne und vielgeküßte Hand, von der jetzt nicht einmal die Knochen mehr übrig sind, mag hier Nadelstiche gethan haben! —

Als in Paris angekündigt wurde, daß, aus guten Ursachen, auf Befehl des Gouvernements, dieses Denkmal im Museum Napoleon ausgehängt, und gratis zu sehen sey, war der Zulauf ungeheuer; die Säle wurden nicht leer, und schon auf den Treppen mußte man sich drängen. Indessen ist für denjenigen, der nicht eine lebhafte Einbildungskraft mitbringt, wenig daran zu sehen. Die Zeichnungen sind so, wie Kinder von 4 Jahren sie zu machen pflegen; gut, daß immer drüber steht, was sie bedeuten.

sollen, z. E. Hic Harold mare navigavit, oder über einem Dinge, das einer Laube ähnlich sieht, steht ecclesia (Kirche) u. s. w.

Für Liebhaber des Studiums alter Costüme ist der Lappen doch sehr merkwürdig. Da reitet Harold mit dem Falken auf der Faust, und seine Hunde rennen vor ihm her. Er und sein Gefolge sind unbärtig, doch tragen sie Zwickelbärte. Dadurch unterscheiden sie sich von den Franken. Kleine Mäntel, gleich der griechischen Chlamys, sind auf der rechten Schulter angeheftet. Bei einem Gastmahl sieht man Trinkhörner. An den Schiffen, die alle nur einen Mast haben, sind zu beiden Seiten eine Reihe von Schilden aufgestellt, gerade wie man es auf den Gemählden im Herculanum gewahr wird. Auf den Schilden der Franzosen erblickt man bereits Embleme, eine Art von Wappen, die jedoch damals noch nicht erblich waren. Ein Zwerg (die Schrift über seinem Haupte nennt ihn Turold) verrichtet Pagendienste. Die Tafel, an welcher Wilhelm mit seinen Baronen speist, bildet einen halben Cirkel; man reicht ihm knieend zu trinken. In der Schlacht sieht man die Reuter ihre Lan-

zen heben, das Fußvolk seine Bogen spannen, die Schilder sind mit Pfeilen wie gespickt. Bis hieher war der Rand der Tapete mit Vögeln und allerlei Grotesken gestickt, jetzt aber ist er mit Leichnamen besäet. Auch eine Gewohnheit der Alten, z. B. auf dem Sarkophag, der die Schlacht der Amazonen gegen die Athenienser vorstellt. Ein Bischof streitet mit der Keule, vermuthlich um kein Blut zu vergießen. Diese Schlacht, welche Wilhelm den Eroberer und seinen Stamm auf den Thron von England setzte, wurde im Jahre 1066 geliefert, und mit ihr endet auch die Tapete, doch zerrissen, und so daß man sieht, sie sey noch länger gewesen. Kunstverständige glauben, sie sey vermuthlich bis zu Wilhelms Krönung fortgesetzt worden.—Jede Geschichte ist, wie auf den Basreliefs der Alten, durch Bäume, Häuser oder etwas dergleichen, von der folgenden geschieden.

Unvergeßlich sollen mir die Sonntagsfrühstücke der dramatischen Autoren bleiben, zu welchen mir der Zutritt vergönnt war. Hier kommen Duval, Arnault, Andrieux, Le Gouvé und eine Menge Anderer, bald bei diesem, bald

bei jenem zusammen, es wird à la fourchette doch ziemlich frugal gefrühstückt, und dann liest Einer seine neueste dramatische Arbeit vor. Dies Vorlesen geschieht aber nicht, um der Eitelkeit des Verfassers zu schmeicheln, sondern Jeder sagt ganz unverhohlen seine Meinung, die von sämmtlichen Anwesenden geprüft, bestritten, gebilligt, und vom Verfasser benutzt wird. Wahrlich, ich habe hier oft in einer Stunde mehr feine Bemerkungen und Critiken gehört, als ich zuweilen in einem Jahrgang einer teutschen gelehrten Zeitung finde.

L**, ein 70jähriger Greis, war im Dorfe Gagny, im Departement der Seine und Oise, 25 Jahre lang Seelsorger, wurde aber, wie so viele andere, vertrieben und deportirt. Nachdem er mehrere Jahre im Elend herumgewandert, erlaubte ihm endlich eine mildere Regierung in sein Vaterland zurückzukehren. Vor kurzem besuchte er den Maire zu Villemamble, einem Dorfe, welches in der Nachbarschaft von Gagny liegt. Da er seinem vormaligen Wohnorte so nahe war, ergriff ihn eine unwiderstehliche Begierde, seinen alten Glockenthurm wieder zu sehen. Der Maire begleitete ihn.

Beim Anblick des Dorfes in der Ferne gerieth der Greis in große Bewegung, und konnte nur, von seinem Freunde gestützt, weiter wanken. Kaum hat er aber die ersten Häuser erreicht; kaum haben einige Einwohner ihn erkannt, als ein Jubelgeschrei von Straße zu Straße läuft: unser alter Pfarrer ist wieder da! Männer und Weiber, Kinder und Greise stürzen herzu, er ist umringt, wird fast erstickt von Liebkosungen und Segenswünschen. Jeder will ihn bewirthen, der Eine zieht ihn in dieses Haus, der Andere in jenes, man bringt ihm die Kinder, die unterdessen geboren worden; man läßt ihn nicht eher wieder fort, bis er verspricht, am nächsten Sonntag wieder zu kommen und Messe zu lesen. Er verspricht es, er hält Wort. Zwar findet er seine geistliche Amtskleidung nicht mehr, und die vormaligen Kirchen-Zierrathen sind verschwunden; aber der ganze Altar ist mit Blumen geschmückt, und das ganze Dorf ist in der Kirche versammelt. Er verwaltet sein Amt mit inniger Rührung. Als er vollendet hat, wird plötzlich ein Te Deum angestimmt. Er fragt, weswegen? — seine Rückkunft ist es, die man feiert. Kaum kann er so viel Liebe ertragen.

Er verläßt die Kirche. Eine feierliche Deputation der Gemeine wartet seiner, ihn flehentlich zu bitten, seine Wohnung wieder zu beziehen, und seine Tage unter seinen Kindern zu beschließen. Es war nicht seine Absicht gewesen; der Greis hatte sich Ruhe gewünscht, aber wie hätte er solchen Bitten widerstehen können? — Man versichert mich, daß ähnliche Scenen an vielen Orten vorgefallen sind.

Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariser Aufenthalts erschien ein Werk von Pigault le Brun, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches sehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geschöpft worden ist; folglich enthält es die abscheulichsten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu hat sich der Verfasser ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Censur hat es ohne Bedenken drucken lassen, und die Polizei erlaubt ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal

verkauft werde. Die gröbsten Lästerungen gegen Christus sind also in Paris erlaubt; aber es unterstehe sich Einer, auch nur eine Zeile gegen — zu schreiben, wenn er nicht etwa neugierig ist, die Ufer von Cayenne zu sehen.

1. 2.



